

GEO

WISSEN

C 9021 F

Nr. 3 / Montag, 3. 9. 1990

DM 13,50

sfr 13,50; öS 100,-

SUCHT + RAUSCH

URSACHEN

High Noon im Hirn

ALKOHOL

Vor der Geburt schon an der Flasche

MEDIKAMENTE

Die verordnete Droge

ENDORPHINE

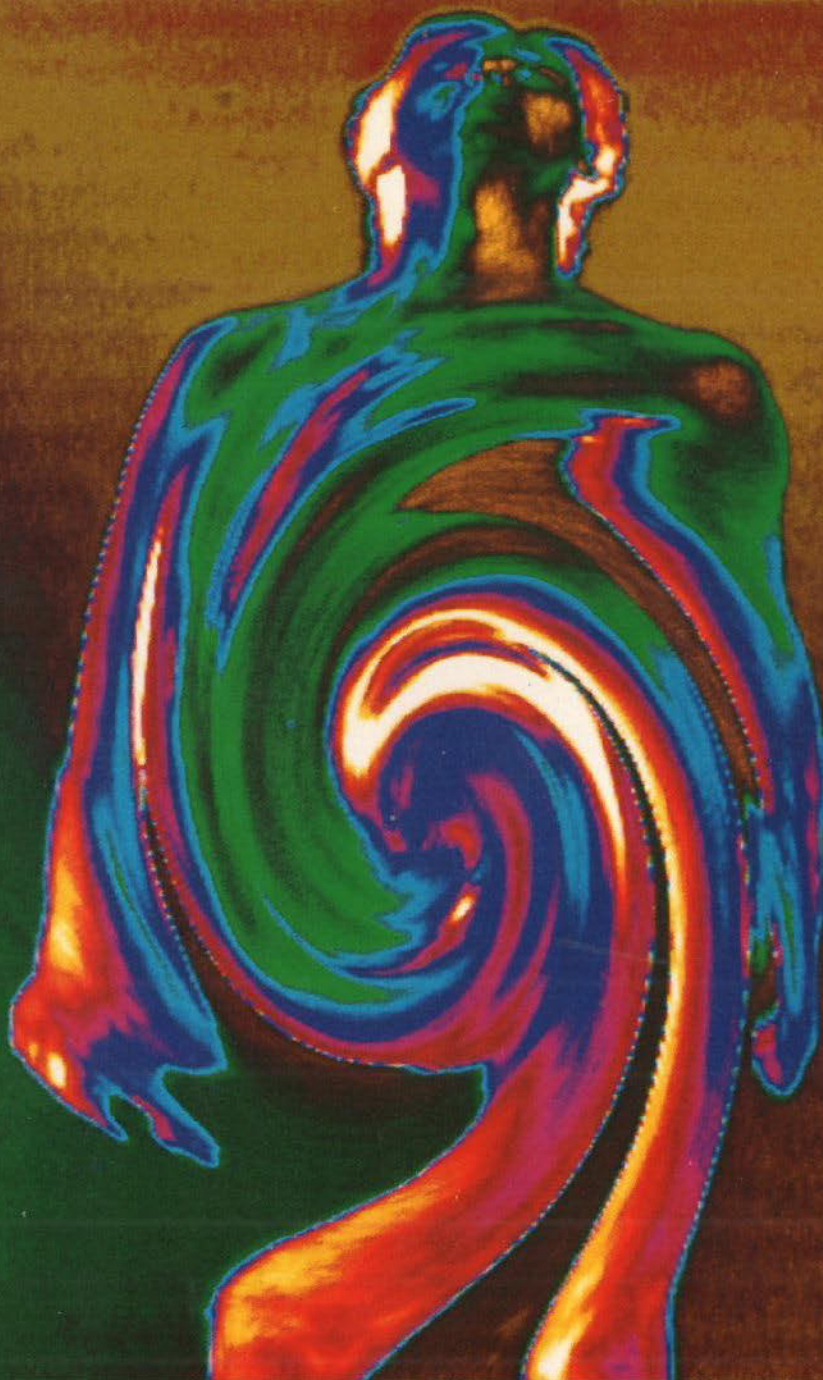
Süchtig ohne »Stoff«

HEROIN

Clean durch Zucht und Ordnung?

WELTMACHT DROGE

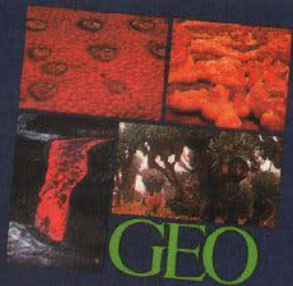
Die Ernte der Gier



Die schönsten Seiten des Lesens. Von GEO.

Geburt eines Ozeans

UWE GEORGE



GEO

Ein Kontinent zerbricht

Das aufregende Geschehen, wie ein Ozean entsteht, hat Uwe George auf mehreren Expeditionen beobachtet. Hier faßt er seine Erfahrungen und Erkenntnisse der modernen Wissenschaft zusammen. Ausgezeichnet mit dem Kodak-Fotobuchpreis.

Uwe George **Geburt eines Ozeans**

362 Seiten mit 278 farbigen Fotos, Leinen, DM 98,-.

Begegnung mit Völkern, die es morgen nicht mehr gibt

Dieser Band führt zu den letzten Naturvölkern unserer Zeit, zeigt ihr paradiesisches Dasein und beschreibt ihren Weg in den Untergang. In Text und Bild ein aufrüttelndes Buch.

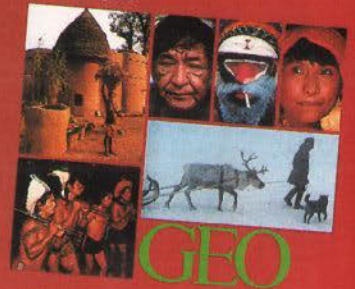
Bökemeier/Friedel **Verlorene Menschen**

348 Seiten mit 268 farbigen Abbildungen, Leinen, DM 98,-.

Verlorene Menschen

Rolf Bökemeier/Michael Friedel

Begegnungen mit Völkern, die es morgen nicht mehr gibt



GEO

Islam

KARL GÜNTHER SIMON

Und alles in Allahs Namen



GEO

Bedroht uns der Islam?

Kaum eine andere Religion hat heute soviel Einfluß auf das Weltgeschehen wie der Islam. Das Buch gibt einen tiefen Einblick in die arabische Seele.

Karl Günter Simon **Islam**

Und alles in Allahs Namen. 364 Seiten mit 315 farbigen Abbildungen, Leinen, DM 98,-.

Die Erforschung des kosmischen Feuers

Ein Standardwerk, das die vielfältigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über unser Zentralgestirn zusammenfaßt.

Joachim W. Ekrutt **Die Sonne**

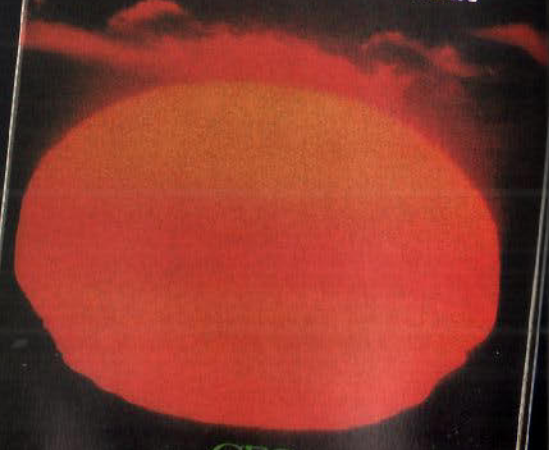
368 Seiten mit 274 farbigen Fotos, Leinen, DM 98,-.

In jeder guten Buchhandlung erhältlich

Die Sonne

Joachim W. Ekrutt

Die Erforschung des kosmischen Feuers



GEO



liebe Leserin, lieber Leser,

GEO WISSEN

Verlag Gruner + Jahr AG & Co, Warburgstraße 50, 2000 Hamburg 36, Redaktion: Warburgstraße 45, 2000 Hamburg 36. Postanschrift für Verlag und Redaktion: Postfach 30 20 40, 2000 Hamburg 36. Telefon: 0 40/4 11 81. Telefax: 0 40/41 18 22 53. Telex: 2 1 952-16 u. 17402277gigeo. Teletex: 402277=GIGEO.

CHEFREDAKTEUR

Hermann Schreiber

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR

Emanuel Eckardt

ART DIRECTOR

Erwin Ehret

REDAKTIONSLEITER

Günter Haaf

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Ernst Artur Albaum (Text), Christiane Breustedt (Bild)

TEXTREDAKTION

Dr. Hania Luczak, Martin Meister, Dr. Jürgen Neffe,

Dr. Arno Nehlsen, Dr. Manfred Pietschmann

Assistenz: Angelika Janssen

BILDREDAKTION

Bärbel Edse, Josef Hurbach

LAYOUT

Franz Braun (Leitung), Johannes Dönges,

Vera Hülsmann, Andreas Krell

SCHLUSSREDAKTION

Hans-Werner Kühl, Dr. Friedel H. Bastein, Jürgen

Brüggemann, Manfred Feldhoff, Peter Jordan,

Hinnerk Seelhoff

Assistenz: Hannelore Koehl

MITARBEITER

Monika Hilgers (Dokumentation), Catharina Aanderud,

Gero von Boehm, Dr. Henning Engeln, Marco Evers,

Christiane Grefe, Rolf Höllinghorst, Jürgen Kahl, Regina

Lehr, Irene Mayer-List, Franz Mechsner, Dagmar Metzger,

Wolfgang Nagel, Susanne Paulsen, Dr. Heribert

Prantl, Prof. Dr. Stephan Quensel, Christopher Schrader,

Ruth Schulz, Hanne Tügel, Hermann Unterstöger, Hans-

Ludwig Zachert; Grafiken: Holger Everling, Barbara

Michael, Luis Murschütz, Monica Polasz

GEO-BILDARCHIV

Birgit Heller, Gunda Gühli-Lerche, Peter Müller

FARBIMPRIMATUR: Norbert Kunz

GEO-BÜROS

Moskau: Helga Engelbrecht, Kutusowskij Prospekt 7/4,

Kw 314, Tel. 2 43 42 64;

New York: Brigitte Barkley, Ruth Eichhorn, Wilma Simon,

685 Third Avenue, 22nd Fl., New York, N.Y. 10017,

Tel. (212) 599-4040/4344/45

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Günter Haaf

VERLAGSLEITER: Heiner Eggert

ANZEIGENLEITER: Rolf Grimm

(verantwortlich für Anzeigen)

VERTRIEBSLEITER: Frank Reiners

HERSTELLER: Bernd Zahn

GEO-WISSEN-LESER-SERVICE

Gruner + Jahr AG & Co

Postfach 10 25 25, 2000 Hamburg 1

Postcheckkonto Hamburg 240 00-209

BLZ 200 100 20

Tel. 0 40/41 18 33 24

Schweiz: GEO-Wissen-Leser-Service, 6045 Meggen

Tel. 041-37 36 78

Heftpreis: DM 13,50 · ISBN-Nr.: 3-570-06864-1

Buchhandelsfassung Preis: DM 19,80 · ISBN-Nr.: 3-57001019-8

Auslandspreise: Schweiz sfr 13,50; Österreich öS 100,-;

übriges Ausland auf Anfrage.

© 1990 Gruner + Jahr, Hamburg

ISSN-Nr.: 0933-9736

Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. 1. 1990.

Bankverbindung: Deutsche Bank AG, 2000 Hamburg 1,

Konto-Nr. 03 22 800

Repro: Werner Hirte KG., Hamburg

Druck: Mainpresse Richterdruck, Würzburg

Zugegeben, es wurde uns etwas mulmig bei der Vorbereitung dieses Heftes. Kiloschwere Dossiers zum Thema dokumentierten, wie ausgiebig die Kollegen unserer Zunft das Feld schon beackert hatten. Zudem plagte uns Zweifel, ob ein ausschließlich diesem Thema gewidmetes Heft überhaupt genügend Interessenten finden würde: Wer will denn schon so genau Bescheid wissen über seine eigenen Süchte. Das aber wollten wir in jedem Fall: den Blick vor allem auf uns Trinker, Raucher und Pillenschluckler richten.

Das gesammelte Material verstärkte allerdings auch unsere Neugier. Denn in den Papierstapeln fanden wir weniger Fakten als Vorurteile und Halbwahrheiten. Also klappten wir die dicken Dossiers zu und folgten dem Rat des Blauen Mannes aus Bertolt

Brechts Gedicht „Der Zweifler“: Wir begannen von vorn.

Die Recherchen für fast 200 Seiten über „Sucht & Rausch“ haben uns vieles gelehrt. Meine Kollegen und ich entdeckten Welten, die wir bislang nicht wahrgenommen oder auch einfach verdrängt hatten: draußen auf den Straßen, in Kliniken und Drogenberatungsstellen – aber auch in uns selbst. GEO-Autor Jürgen Neffe setzte rigoros den Alkohol ab und beobachtete den widerspenstigen Trinker in sich. Unser Kollege Arno Nehlsen quittierte zum wiederholten Male den blauen Dunst und erfuhr den peinigenden Protest seines rauchenden Ich.

Der Versuch, aus der Flut von Eindrücken und

Informationen ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild zu destillieren, wäre ohne die Hilfe von Monika Hilgers wohl nicht gelungen. Unsere Dokumentarin, deren eigentliche Aufgabe darin bestand, die Heftbeiträge auf sachliche Richtigkeit zu prüfen, war oft auch Ratgeberin, wenn es galt, Wichtiges von Nichtigem zu unterscheiden.

Auch die menschliche und ethische Dimension des Themas verlangte uns Ungewohntes ab: Noch nie zuvor mußten für ein GEO-Wissen-Heft derart viele Informanten durch Pseudonyme geschützt werden. Und schweren Herzens verzichtete die Bildredakteurin Bärbel Edse auf manches exzellente Foto von Personen, die auf ihrem guten Recht beharrten, unerkannt zu bleiben, weil sie eine Verurteilung durch uns und die Leser fürchteten.

Um so mehr verbeugen wir uns vor all jenen, die uns freimütig Rede und Antwort gestanden haben. Sie vertrauten auf die Kompetenz und Sorgfalt von GEO, identifizierten sich mit dem Ziel der Redaktion, auf einem heiklen Feld umfassende Aufklärung zu liefern, und offenbarten ihre Suchterfahrungen. Dieses Heft, von dem wir hoffen, daß es Sie, die GEO-Wissen-Leser urteilsfähiger macht, hätte ohne sie nicht entstehen könne.

Herzlich

Manfred Pietschmann

Manfred Pietschmann



ESSAY

Flucht nach Nirgendwo

Eine Flut illegaler Drogen überschwemmt das Land. Aber den größten Schaden richten legale Suchtstoffe wie Alkohol an. Ehrlich aufklären, nicht verharmlosen und nicht unnötig verteuern – eine Voraussetzung, um die Faszination der Rauschgifte zu durchbrechen.

Seite 6

ALKOHOL

Der Trinker in uns

Millionen von Bundesbürgern stehen, ohne es zu wissen, an der Schwelle zum Alkoholismus. Wer trinkt, gilt als normal, und wer der flüssigen Droge entsagt, als Sonderling. GEO-Autor Jürgen Neffe beschreibt, wie er sein Trinkverhalten auf die Probe stellte.

Seite 26

SUCHT-URSACHEN

High Noon im Hirn

Forscher stehen erst am Anfang ihrer Bemühung, die Biochemie des Rausches zu ergründen. Immerhin machen neue Einblicke, etwa durch Computermodelle von körpereigenen »Opiaten«, die Entstehung von Sucht und molekularen Seelenstürmen transparenter.

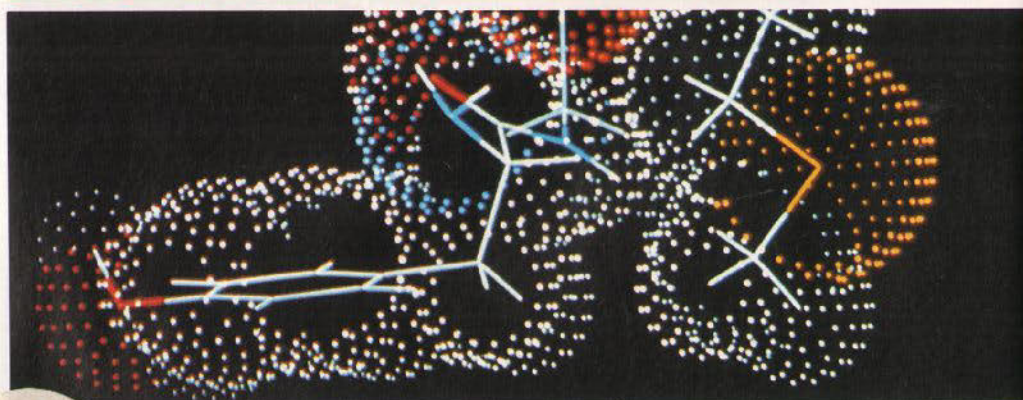
Seite 42

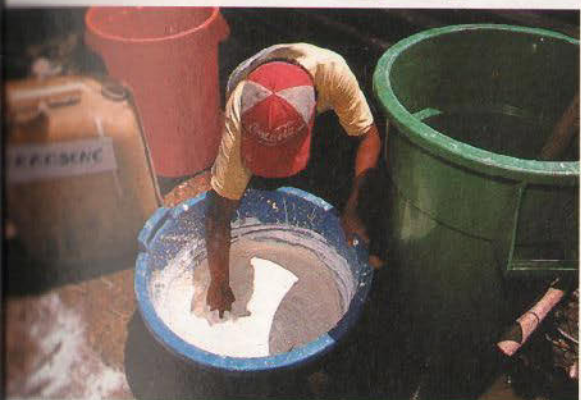
MEDIKAMENTE

Die verordnete Droge

Millionen Hausfrauen und Manager, Kinder und Greise schlucken regelmäßig Tabletten. Dabei können vor allem Beruhigungsmittel, die allzu schnell von Ärzten verschrieben und auf Dauer eingenommen werden, Menschen vernichten.

Seite 50





SUCHT OHNE STOFF

Die Lust, die nicht mehr weichen will

Sex, Spiel, Arbeit, Essen, Laufen und Kaufen – auch das kann Menschen unterjochen. Nur wenige schaffen es ohne Hilfe, aus dem Teufelskreis solcher als »Krankheit Sucht« kaum anerkannter Verhaltensweisen auszubrechen. Seite 74

DROGENPFLANZEN

Für Träume ist manch Kraut gewachsen

Die geheimnisvolle Kraft vieler Pflanzen nutzen Menschen seit Urzeiten, um den Körper zu stimulieren und den Geist zu beflügeln. Doch den Unkundigen befördert mancher Stoff, der Träume schafft, statt dessen ins Jenseits. Seite 92

WELTMACHT DROGE

Die Ernte der Gier

Das Rauschgift-Geschäft ist die »Wachstums-Branche« der Weltwirtschaft. Es beginnt bei den Bauern, die Coca-Blätter zu einem weißen Brei verarbeiten, und endet bei den Tätern mit weißen Kragen, die sich Milliarden-Gewinne auf »gewaschene« Konto schreiben. Seite 126

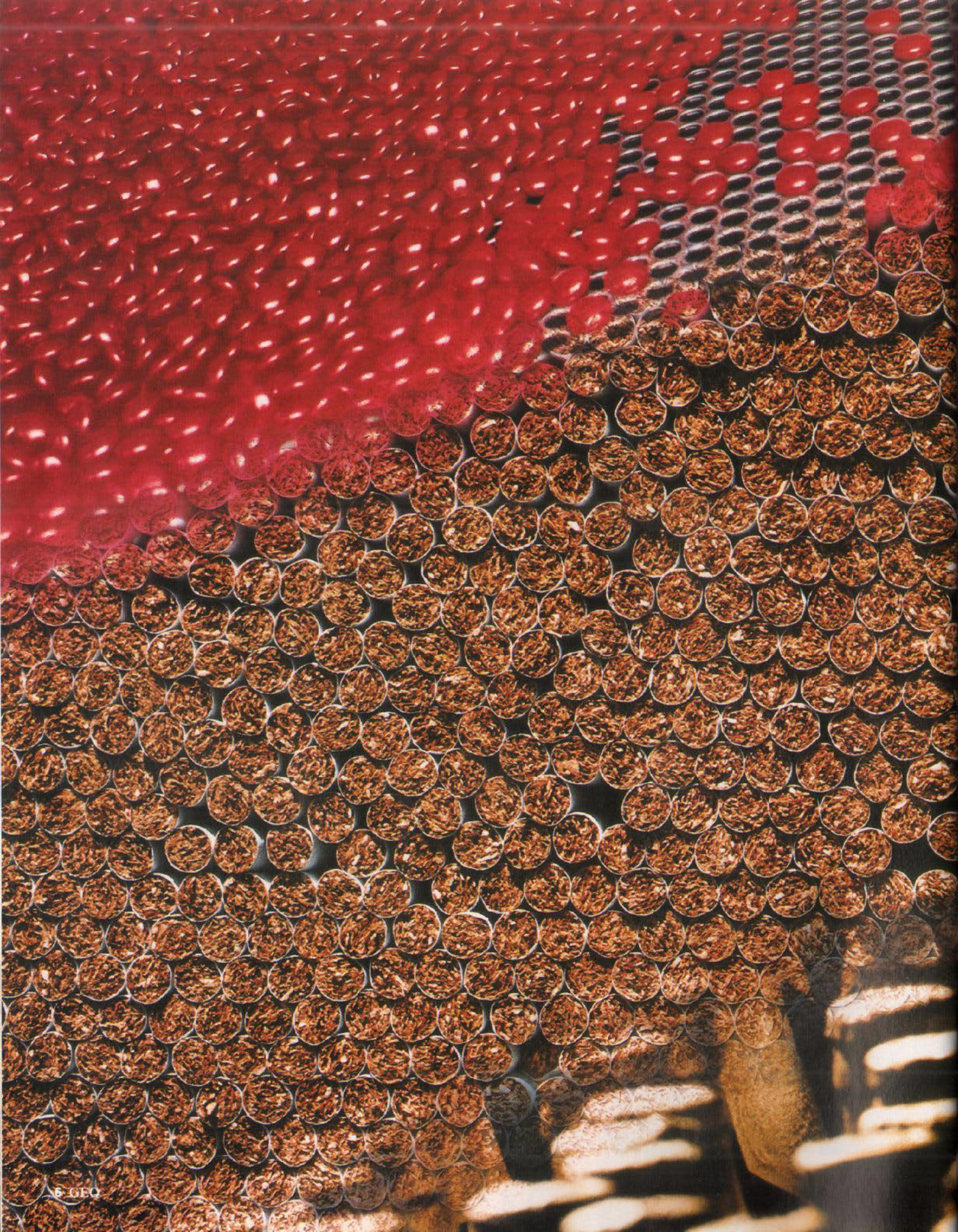
THERAPIE

Clean durch Zucht und Ordnung

Der Kampf gegen die Heroinsucht zwingt Therapeuten zuweilen zu drakonischen Strategien. Straflager oder Fluchtborg, fragten sich zwei GEO-Reporter, die das Ringen um Freiheit von Drogen auf dem »Friedrichshof« miterlebten. Seite 154

INHALT

Flucht nach Nirgendwo	6
Wir alle dealen mit	22
Der Trinker in uns	26
High Noon im Hirn	42
Die verordnete Droge	50
Ein Schimmer Hoffnung hinter düsteren Tabellen	
Geht der harten Drogenszene der Nachwuchs aus?	62
Der Kitzel im Kopf	
Körpereigene Suchtstoffe, die Endorphine, könnten die Gier nach dem Risiko wecken	64
Die Lust, die nicht mehr weichen will	74
Rauchen: Finstere Aussichten durch den blauen Dunst	80
Nichtrauchen: Fiese Fallen des süchtigen Ego	90
Für Träume ist manch Kraut gewachsen	92
Als wär's ein Stück von uns	
Die überwältigende Attraktion der Drogen durchzieht die Geschichte der Menschen	100
Vor der Geburt schon an der Flasche	
Portrait einer Krankheit, die entsteht, wenn Schwangere mit dem Trinken nicht aufhören können	110
Weißer Dämon aus grüner Hölle	
Kokain – explosive Mixtur aus Massensucht und Massenarmut	120
Die Ernte der Gier	126
Die Teufel im Detail	
Wo Chemiker Rauschgifte in Moleküle zerlegen	134
So kurz im Leben, so nah am Tod	
Bilder aus der Gallusanlage, dem »Brennpunkt« der Frankfurter Drogenszene	142
Große Jagd auf kleine Fische	
Gehören Süchtige hinter Gitter? Wie gerecht ist unsere Rechtsprechung?	152
Clean durch Zucht und Ordnung	154
Rausch & Kunst	
Die hinterhältige Inspiration aus der Droge	166
Enzyklopädie der Ignoranz	
Vier renommierte Fachleute antworten	176
Glossar: Von Abhängigkeit bis Zöllhund	
Wichtige Begriffe zum Thema Sucht und Rausch mit Kästen über Beratung, Hexensalben, LSD, Prohibition und Schnüffeln	180
Ein kauziger Klient namens Faust	
War Goethes gescheiterter Held eine »Suchtpersonlichkeit«?	192
Continuo: Es stand in GEO-Wissen	
Aids: Die Nadel-Connection	194
Literatur, Bildnachweis	196
Vorschau	197
Titelfoto: Peter Maltz	
Redaktionsschluß: 27. 7. 1990	





FLUCHT NACH NIRGENDWO

Der Hang zum Rausch ist eine allzu menschliche Eigenschaft. Zu allen Zeiten haben Menschen luzide Fahrten in ihr Innerstes zugleich gesucht und gefürchtet. Heute mißbrauchen wir Drogen, um die Augen vor uns selbst zu verschließen. Aus den mystischen Traumvehikeln von einst sind banale Helfer der Verdrängung geworden



Sooo ein Tag,

so wunderschön wie

heute...

Wenn im Festzelt Bier und Stimmung überschwappt, wird »die Maß« zum Maß aller Dinge. Hunderttausende wallfahren alljährlich zum Münchner Oktoberfest, um das größte Biergelage der Welt feuchtfröhlich zu zelebrieren



Flüchtige
me in greifbarem
Elend

Elend

BABYLON'S
BURNING

Pink Rock

GLASGOW
CELTIC
(this time)

1 ABERCROMBIO

CHINESE SNIFFING KILLS?

BLOND HAIR
AND BLUE
EYES.
~~BUT~~
LO—


ROY WITH THE
MASSIVE MONIC



WHAT FUTURE?

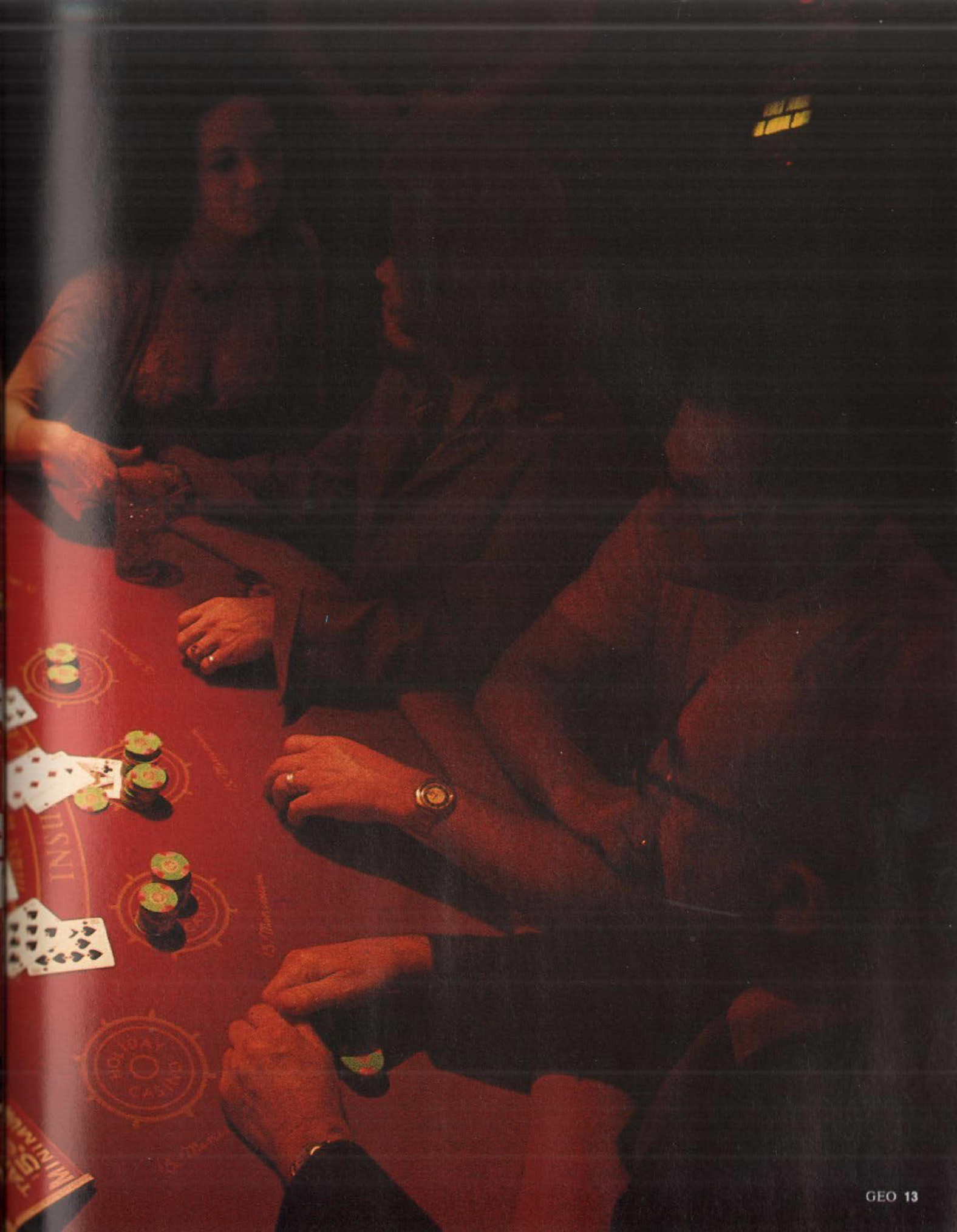
SNIFFING
KILLS!





Black Jack ohne Limit: Der Puls steigt mit der Höhe des Einsatzes. Gewinn oder Verlust? Nicht der Wahn, die Bank zu sprengen, sondern das erregende Wechselbad der Gefühle zwingt passionierte Spieler immer wieder an den Kartentisch. Spielsüchtige verlieren zuerst Geld, dann ihre Selbstkontrolle, das Vertrauen der Verwandten und Freunde, am Ende sich selbst

**Der höchste
Verlust ist die Freiheit
aufzuhören**





Ein Peruaner raucht Coca-Paste



Opiumraucher in Thailand

Aus einem hohlen Pflanzenstengel schnupfen Yanonámi-Indianer im nordwestlichen Amazonasgebiet den getrockneten und pulverisierten Pflanzensaft des *Virola*-Baumes. Das Coca der Indios, das Opium der Asiaten, das Qat der Jemeniten – rund um den Globus waren Menschen niemals verlegen um Substanzen, die ihnen Visionen bescherten – oder auch nur Genuß

Durch die

Nase kommt der Reiz

ins Hirn



Zigarettenpause zweier Amerikanerinnen



Tabakrauchender Campa-Indianer



Qat kauende Jemenitin



Rauchen im Tierversuch







**Alltägliche
Schauplätze eines
mörderischen
Krieges**

Während die Terroranschläge kolumbianischer Narco-Barone Schlagzeilen machen, protokollieren Polizeibeamte das ganz normale Drogenelend auf Frankfurts Straßen: Auf einem Parkplatz finden sie einen toten Heroinsüchtigen, der sich am Steuer eines Wagens den letzten Schuß gesetzt hat. Amerikanische Kinderkliniken versorgen die hilflosesten Opfer der grassierenden Sucht nach »Crack«, einer rauchbaren Form des Kokains: In den Vereinigten Staaten werden alljährlich Zehntausende von »Crack-Babys« geboren



Um ihre Kinder vor der Drogenflut zu schützen, haben Eltern aus dem New Yorker Stadtteil East Harlem ein Versammlungshaus von Crack-Dealern mit Stofftieren »besetzt«. Auch in anderen amerikanischen Großstädten greift die Nachbarschaft zur Selbsthilfe, wo die staatliche Gewalt versagt: In manchen Vierteln, in denen die Sucht nach Crack und Kokain einen Großteil der meist schwarzen Bevölkerung erfaßt hat, haben Polizisten längst resigniert

Eine

Muppets-Show gegen

Dealer





Im Aufruhr der

Gefühle suchen Süchtige

sich selbst

Straight – ehrlich – geht es zu, wenn diese amerikanischen Jugendlichen im Therapiezentrum von «Straight Incorporated» die Qualen ihrer Sucht herauslassen. In den Gruppensitzungen des Rehabilitationsvereins in Stoughton, Massachusetts, ringen sie um einen Ausweg aus der Drogenhölle. Die persönlichen Geschichten drehen sich alle um dieselben Probleme: Ärger über die Eltern, Flucht vor Verantwortung und Unfähigkeit, die eigenen Gefühle mitzuteilen





Neugier auf Rausch

ist so natürlich wie Neu-

gier auf Sex. Wenn

wir unseren Kindern

Ehrlichkeit verweigern,

informieren sie sich

durch Praxis. Aufklä-

rung, in der die

Wahrheit stört, weil sie

das Feindbild trübt,

ist sinnlos

Wir alle

Stoff gibt es überall. Auch den, aus dem Statistiken sind. Rund 80 000 Heroin- und Kokainsüchtige soll es in der Bundesrepublik geben. Schätzungsweise vier Milliarden Mark wandern hierzulande jährlich in die Taschen krimineller Drogenhändler. Die Zahl der Drogentoten wird 1990 erstmals vierstellig sein. Damit belegt die Bundesrepublik weiterhin einen Spitzenplatz in Europa.

Eine bittere, nicht zu überbietende Bilanz? Irrtum.

Mehrere Millionen Bundesbürger sind von den Suchtstoffen Alkohol und Nikotin oder von Medikamenten abhängig. Mindestens 90 000 Menschen sterben alljährlich an den direkten oder indirekten Folgen dieser Süchte. Der volkswirtschaftliche Schaden allein durch Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit beträgt mindestens 18 Milliarden Mark pro Jahr. Rund 60 Milliarden Mark Umsatz machten 1988 dagegen die legalen Händler für Tabak und Alkoholisches. Und der Staat verdient mit. Die Steuereinnahmen für diese „Genußmittel“ betrugen im selben Jahr über 20 Milliarden Mark.

Drogen. Noch nie zuvor wurde auf der Welt so viel getrunken, geraucht, geschluckt, gespritzt und geschnupft. Nicht um jener religiösen Erleuchtung willen, wie sie archaische Kulturen in der Halluzination suchten, sondern zum Vergnügen, aus Langeweile oder um dem Alltag zu entfliehen, gleichsam als Ersatz für reale Abenteuer in einer profanen Welt.

In den Vereinigten Staaten, wo ganze Nachbarschaften in Sucht versinken, wurde das Kokain zum Volksfeind Nummer eins erklärt. In Europa schwillt die Flut von Heroin und zunehmend von Kokain; sie droht die Gesellschaft zu unterspülen. Und es hat den Anschein, als stünde für die neunziger Jahre ein neuer, ein chemischer Angriff bevor – durch sogenannte Designer-Drogen, Suchtstoffe aus der Retorte, die in Hobbylabors produziert werden können. Regierungen rüsten sich mit neuen Gesetzen für einen langen, schmutzigen Krieg.

Natürlich hat der Staat die Aufgabe, seine Bürger vor suchterzeugenden, gesundheitsschädigenden Substanzen zu schützen. Doch daß Staatsfunktionäre in illegalen Drogen die Manifestation des Bösen sehen und die Gefahren von Alkohol-, Nikotin- und Medikamentenmißbrauch ignorieren, ist heuchlerisch. Denn für die scharfe, durch internationale Verträge gefestigte Demarkationslinie zwischen legalen und illegalen Drogen gibt es keine rationale Erklärung. Sie

ist ein Ergebnis historischer Entwicklungen bar jeder pharmakologischen Logik. Wie sonst läßt sich begründen, daß in der westlichen Welt das gefährliche Zellgift Alkohol ein akzeptiertes Genußmittel ist, aber das vergleichsweise harmlose Haschisch aus der Hanfpflanze Cannabis als gefährlicher Suchtstoff gilt.

Eltern sind alltägliche Leidtragende dieser Beweisnot. Wie glaubwürdig ist ein Vater, der mit brennender Zigarette zwischen den Fingern seinem Kind die gesundheitlichen Risiken von Drogen vorhält? Vielleicht ist der Mangel an Logik der Grund dafür, daß der Kampf gegen das Rauschgift in Staat und Familie nicht so sehr mit Fakten geführt wird als mit Glaubensbekenntnissen: Da werden Dealer zu Verführern, die unsere Kinder schon auf dem Schulhof in den Strudel der Sucht locken. Da muß der Abschreckung halber Cannabis als „Einstiegsdroge“ für Härteres herhalten. Da wird Heroin als ein Gift stigmatisiert, das den Körper binnen kurzem ruiniert.

Mit der Wirklichkeit hat all dies wenig zu tun: Sogar Drogenrichter räumen ein, daß es, abgesehen von Kleindealereien unter Schülern, den „Tatort Schule“ nicht gibt. „Wir müssen“, warnte der Wuppertaler Gymnasialdirektor Jürgen Wirths, „darauf achten, daß wir nicht die Schwelle zur Hysterie überschreiten.“ Den zwangsläufigen Umstieg von Haschisch auf Heroin gibt es nicht, wie sozialemprirische Studien belegen: Nur wenige Haschischraucher greifen irgendwann zu Opiaten. Und vom Heroin sind – ab-

dealen mit

gesehen von seinem extrem starken Suchtpotential und der tödlichen Gefahr einer Überdosis – keine organisch-schädigenden Wirkungen bekannt. Der miserable Zustand vieler Fixer entsteht durch Nadelinfektionen, Streckmittel und elende soziale Verhältnisse.

Als ein westdeutscher Ärztekfunktionär im Fernsehen erklärte, nicht Heroin, sondern die Drogenszene mache krank, trug ihm das den Rüffel eines Kollegen ein: Das dürfe man doch der Öffentlichkeit nicht mitteilen. Warum nicht? Eine „Aufklärung“, in der die Wahrheit stört, weil sie das Feindbild trübt, ist sinnlos.

Die gegenwärtige Drogenpolitik leugnet, daß Drogen Dämon und Engel zugleich sind. Mit calvinistischer Lustverbots-Attitüde übergeht sie, daß illegale Rauschmittel sehr wohl Lust bereiten können. Eine drogenverteufelnde Abschreckungsbotschaft aber hat keine Chance bei einer jungen Generation, deren Lebensgefühl sich am ehesten im Slogan „I like Genuß sofort“ ausdrückt. Neugier auf Rausch ist so natürlich wie Neugier auf Sex: Wenn wir unseren Kindern ehrliche Aufklärung verweigern, informieren sie sich durch Praxis.

Kulturelle Vielfalt bedeutet unweigerlich auch Drogenvielfalt – legale wie illegale. Noch nie war bei uns die Verfügbarkeit von Suchtstoffen so groß wie in den letzten Jahren des Wohlstands, der Freizügigkeit, der Auslandsreisen und des Wohnens in einer Nachbarschaft, zu

derselbstverständlich auch Menschen aus anderen Kulturen gehören. Vielleicht ist es aber auch kein Zufall, daß ausgerechnet die wachheitsteigernde Droge Kokain zum Partyhit einer neuen Karrieristen-Generation avanciert, während sich mit Alkohol oder Beruhigungsmitteln eher jene „zumachen“, die im Leistungswettlauf nicht mithalten können.

Niemand kennt den Suchtmittelbedarf unserer Gesellschaft. Ist, was manche zu fürchten scheinen, die Nachfrage grenzenlos? Oder gibt es eine Sättigung? Welche Persönlichkeitsmerkmale und sozialen Bedingungen schützen vor Rauschmittelmißbrauch oder fördern ihn? Gibt es dabei spezifische Unterschiede von Stoff zu Stoff?

Viele Fragen, keine Antworten. Hierzulande wurde die Möglichkeit, Drogenpolitik auf eine gesicherte Faktenbasis zu stellen, bislang wenig genutzt. Alkoholismusforschung beispielsweise ist ein nahezu weißer Fleck auf der wissenschaftlichen Landkarte. Studien über die biologischen Ursachen des Alkoholismus waren der Bundesregierung zwischen 1986 und 1989 ganze 80 000 Mark wert. Finnland gab dafür 1987 knapp sechs Millionen Mark aus, die USA finanziert Alkoholismusforschung mit über 200 Millionen Mark pro Jahr.

Wenig Interesse scheinen manche Politiker auch an der Frage zu haben, inwieweit gesellschaftliche – also politisch zu verantwortende – Bedingungen Drogensucht fördern: Auf dem Londoner Welt-Drogen-Gipfel im April 1990, wo Abgesandte aus über

100 Ländern darüber berieten, wie neben der Bekämpfung des alarmierend anwachsenden Rauschgifthandels auch die Nachfrage zu mindern sei, belehrte die britische Premierministerin Margaret Thatcher die Delegierten, daß umgekehrt Drogenmißbrauch zu sozialen Problemen führe und dieser deshalb mit aller Härte zu bekämpfen sei. In den USA, erklärte der amerikanische Gesundheitsminister Louis Sullivan, spiele das Strafrecht die entscheidende Rolle. Harte Bestrafung, mehr Gefängnisse und Anti-Drogen-Propaganda in den Medien sollten dafür sorgen, daß in den „Kriegszonen“ amerikanischer Großstädte wieder Frieden einziehe.

An dieser Linie scheint auch die Bundesrepublik nicht vorbeizukommen. Denn selbst wenn Kreuzberg nicht die Bronx ist: Mehrere UN-Suchtstoff-Übereinkommen verpflichten die Bundesrepublik zu einer strengen Handelskontrolle für bestimmte Drogen, zu denen Heroin, Kokain und Cannabis gehören. Das letzte Abkommen vom Dezember 1988 verlangt weit rigidiere strafrechtliche Mittel gegen den illegalen Handel als bislang.

Das gleiche gilt eigentlich auch für die Niederlande. Doch die Holländer erlauben sich mit kleinen strafrechtlichen Tricks schon seit Jahrzehnten eine Politik der Akzeptanz gegenüber Drogenkonsumenten und Kleindealern. Und das offenbar mit Erfolg: Hinter den Deichen, wo der Besitz von Haschisch bis zu 30 Gramm gar

Wir müssen uns

daran gewöhnen, daß

es keinen sauberen

Ausweg aus dem Dilem-

ma gibt: Festhalten

am Status quo bedeutet

vorsätzliche Men-

schenopfer, die Freiga-

be harter Drogen

einen vorsätzlichen

Menschenversuch

nicht oder nur milde bestraft wird und Heroinabhängige die Ersatzdroge Methadon erhalten, scheint sich die Zahl der Drogenabhängigen stabilisiert zu haben. Der Erfolg langer Jahre pragmatischer und geduldiger Arbeit mit Drogenabhängigen zeigt sich auch in der düsteren Bilanz der Opfer: In den Niederlanden gab es 1988 pro 100 000 Einwohner rund dreieinhalbmal weniger Drogentote als in der Bundesrepublik.

Die Politik der Stärke scheint dagegen wirkungslos zu verpuffen. Weder harte Strafandrohungen gegen Konsumenten und Kleindealer noch der Krieg gegen die großen Kartelle haben bislang diesseits oder jenseits des Atlantik den Mißbrauch der Gifte stoppen können. Wenn solcher Kampf gegen das Rauschgift aber nur dessen Preis in schwindelnde Höhen treibt und damit die Süchtigen zur Beschaffungskriminalität zwingt? Wenn er nur dazu führt, daß zunehmend mieser Stoff den Markt überschwemmt und immer mehr „User“ deswegen sterben? Ist dann vielleicht nicht die Droge, sondern die Drogenpolitik das Problem?

Wir müssen uns daran gewöhnen, daß es keinen sauberen Ausweg aus diesem Dilemma gibt: Festhalten am Status quo bedeutet vorsätzliche Menschenopfer, die Freigabe harter Drogen einen vorsätzlichen Menschenversuch, der aus ethischen Gründen ausscheidet. Denn wer wollte verantworten, wenn sich

das Heer der Abhängigen verdoppelt oder verdreifacht, wie manche befürchten? Alle anderen Maßnahmen aber können das Grundübel – den illegalen Handel – nicht beseitigen.

Nicht immer ist das Richtige das Gegenteil des Falschen. Und in einem heiklen Feld, in dem breite Lösungswege nicht in Sicht sind, führen zuweilen pragmatische Trampelpfade voran. Behutsamer Umgang mit Drogenkonsumenten nach niederländischem Muster wäre ein solcher Pfad: Er würde der Verelendung von Junkies entgegenwirken.

In diesem Punkt haben, so scheint es, bundesdeutsche Politiker immerhin dazugelernt. Ausgerechnet im „Nationalen Rauschgiftbekämpfungsplan“ vom Juni 1990, in dem ein größerer Fahndungsapparat gefordert wird und dessen rechtsstaatlich fragwürdige Gesetzesvorschläge – etwa zu verdeckter Ermittlung und Telefonüberwachung – reichlich Anlaß zu Kritik bieten, zeichnet sich zugleich eine vorsichtige drogenpolitische Wende ab. Der Plan enthält – was vor

kurzem noch undenkbar gewesen ist – Empfehlungen für:

- die Behandlung Heroinabhängiger mit der Ersatzdroge Methadon in Einzelfällen und deren Anerkennung als kassenärztliche Leistung;
- Spritzenaustauschprogramme, um der Aids-Infektion von Fixern vorzubeugen;
- eine Aufwertung des Grundsatzes „Hilfe vor Strafe“ und die häufigere Einstellung von Gerichtsverfahren wegen Geringfügigkeit;
- bessere soziale und finanzielle Unterstützung für Ex-Abhängige.

Der Klimawechsel erfaßt auch die Drogenprävention. Sie soll – endlich – legale Drogen miteinbeziehen und Bedingungen schaffen, „die eine konstruktive Bewältigung von Konflikten zulassen und für ein sinnerfülltes Leben motivieren“. Dies verlangt, nimmt man die Urheber des Plans beim Wort, eine effektivere und kostspielige Jugendpolitik. Sie muß sich vor allem – scheinbar paradox – an die Erwachsenen richten, an Eltern und Erzieher, Leitfiguren und „Multiplikatoren“. Denn Fahndungsaktivitäten laufen ins Leere, solange perspektivlose oder gelangweilte Jugendliche Rauschgift kritiklos okay finden.

Würde aber ein Wertewandel, den erste zarte Trends anzudeuten scheinen, durch einen aufgeschlossenen und ehrlichen Dialog mit der Jugend gefördert, dann könnte es sein, daß den Drogenhändlern die Kundschaft wegläuft. *Manfred Pietschmann*

Stop!
FCKW

Jeder Tag zählt!

Agnecht + Partner Hamburg

Liebe Klavierlehrerin, stop FCKW!

Udo Lindenberg.
Sänger

FCKW zerstört die Erdatmosphäre, das ist bekannt. Aber noch immer werden weltweit pro Jahr mehr als 1.000.000 Tonnen hergestellt. Davon über 112.000 Tonnen FCKW in der Bundesrepublik Deutschland. Nicht nur für Spraydosen.

Viele meinen, FCKW sei schon verboten. Das stimmt nicht. Bonn plant, die Herstellung und Verwendung in den nächsten Jahren stufenweise einzuschränken. Im Ausland passiert noch weniger. Das reicht nicht aus.

Schicken Sie uns den Coupon aus dieser Anzeige. Wir sagen Ihnen dann, wie sie zum FCKW-Stop beitragen können. Als Verbraucher, in Industrie, Handel und Dienstleistung, in der Politik und in den Kommunen.

Auch wenn Sie andere Fächer unterrichten.

FCKW-Stop ist ein Zusammenschluß der Initiative DEMokratie Entwickeln e.V., Ärzte und Pharmazeuten gegen FCKW e.V. und der Aktion Ozonloch e.V.

Die Initiative wird unterstützt von Senta Berger-Verhoeven, Wolf Biermann, Alfred Biölek, René Böll, Ina Deter, Klaus Doldinger, Jürgen Flimm, Jürgen Fuchs, Herbert Grönemeyer, Peter Härtling, Hans-Dieter Hüsch, Udo Jürgens, Freya Klier, Alexander Kluge, Stephan Krawczyk, Udo Lindenberg, Peter Maffay, Marius Müller-Westernhagen, Reinhard Mey, Wolfgang Niedecken, Witta Pohl, Hanna Schygulla, Johannes Mario Simmel, Karlheinz Stockhausen, Dorothee Sölle, Michael Verhoeven, Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e. V. (BUND), Robin Wood und Einzelpersonen und Unternehmen der Kommunikationsbranche.

Ich bin für den FCKW-Stop!

Sagen Sie mir bitte, wie ich zum FCKW-Stop beitragen kann.

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ/Ort

Diesen Coupon bitte mit 3,00 DM in Briefmarken für die Antwort einsenden an FCKW-Stop, Prinz-Albert-Str. 43, 5300 Bonn.

DER TRINKER IN UNS

Beim Alkohol ist alles anders: Wer trinkt, gilt als normal, und wer der flüssigen Droge entsagt, als Sonderling. Und das, obwohl etwa zwei Millionen Bundesbürger behandlungsbedürftige Alkoholiker sind. Da sich die Grenze zwischen Genuß und Gefahr nur schwer ziehen läßt, taumeln viele unbewußt in die Grauzone des Alkoholismus - gestützt vom Schweigen der trinkenden Mehrheit. GEO-Autor Jürgen Neffe beschreibt, wie er sein Trinkverhalten auf die Probe stellte





Außenseiter oder
Gescheiterte werden
mit ihrem Alkoholismus
allein gelassen. Wer
durchs soziale Netz ge-
fallen ist, den fangen
auch die zahlreichen
Therapie-Einrichtungen
nicht auf: Für Ätha-
nol-User gibt es keine
Streetworker

»Den düsteren Aspekt der Sauferei habe ich aus meinem Gesichtsfeld ausgeblendet.«



Trinken führt auch zum gezielten Wegschauen«

Harte Sachen rühr' ich nicht an. Am liebsten trinke ich Wein, meist guten, im Schnitt etwa eine Flasche am Tag, mal mehr, mal weniger, selten nichts. Den pichle ich hauptsächlich abends, oft in Gesellschaft, bisweilen aber auch allein. Ich habe noch nie in der Gosse gelegen, erledige meine Arbeit zur Zufriedenheit, trinke morgens grundsätzlich nicht und leide nicht unter Entzugerscheinungen, wenn ich ein paar Tage aussetze.

Ein Drogenkonsument. Unaufällig, unverdächtig, ungefährlich. Läßt rund 300 Mark im Monat beim Dealer. Der Dealer heißt „Kaufkraft“ oder „Wein-Shop“. Die Droge heißt Ethylalkohol, kurz Äthanol, bekannter als Alkohol. Chemische Formel: C_2H_5OH . Der Konsum der Droge ist legal. Die User sind Mittelmäßige und Unmäßige, Auf- und Aus- und Absteiger, Angepaßte und Aufmüpfige.

Alkohol (aus arabisch „alkul“, ursprünglich: das Feinste), der Freund und Helfer, ist Durstlöscher und Angstlöser, Appetitanreger, Mut- und Muntermacher, Schlaf-, Genuß- und Nahrungsmittel in einem. Durchschnittlich ein Viertel der Getränkmenge, die ein Bundesbürger zu sich nimmt, enthält Äthanol: eine farblose, brennend schmeckende Flüssigkeit, Siedepunkt bei 78,3 Grad Celsius, Energiegehalt etwa 30 Kilojoule oder 7 Kilokalorien je Gramm. Pro-Kopf-Verbrauch hierzulande 1989: 11,8 Liter, Pro-Kopf-Ausgaben: knapp 620 Mark.

Die Frage: „Was möchten Sie trinken?“ bedeutet in der Regel: „In welcher Form und Verdünnung möchten Sie Ihr Äthanol zu sich nehmen?“ Jeder weiß auch, was ein Polizist meint, der sich erkundigt: „Haben Sie etwas getrunken?“ Wer das „Genußmittel“ konsumiert, der „zwischert“ oder „zischt“, „hebt“ oder „stemmt“, „nimmt einen zur Brust“ oder, schlimmer noch, „feuchtet die Leber an“. Betrunke-

Überall winkt der Drink. Die Alkoholbranche investiert jährlich schätzungsweise zwei Milliarden Mark in Werbung. Doch getrunken wird, glaubt man Fachleuten, auch ohne diese alltägliche Verführung. Denn oft schafft erst ein »gutes Tröpfchen« Gemeinsamkeit

ne haben „einen im Tee“ oder „zu tief ins Glas geschaut“. Hat man je davon gehört, daß ein Junkie „einen zur Vene genommen“ oder „zu tief in den Heroinbeutel geguckt“ hat?

Drei Viertel der Bundesbürger »mißbrauchen« Alkohol

Gelegentlich trinke ich, wie man so sagt, auch schon mal einen über den Durst. Richtig besoffen bin ich fast nie. Trotzdem habe ich mich schon manchmal gefragt, ob ich nicht zuviel schlucke. Ein Zittern in den Händen? Nein, das hatte ich noch nie. – „Da machen Sie sich mal keine Sorgen“, sagt der Hausarzt, „Ihre Leberwerte sind ja noch tipp-top“. Ein Alkoholiker sind Sie bestimmt nicht. Soviel wie Sie genehmige ich mir schließlich auch.“



Daten über Alkoholge- und -mißbrauch lassen sich fast so schwer ermitteln wie Details über das Sexualverhalten. Vom „Mißbrauch“ eines Rauschmittels sprechen Fachleute bei „Gebrauch ohne medizinische Indikation“. Würde die Definition auch auf Alkohol angewendet, müßten mehr als drei Viertel aller Bundesbürger über 16 Jahre ihr Trinkverhalten mißbräuchlich nennen. Da der Übergang vom Mißbrauch zur Abhängigkeit oft kaum auszumachen ist, gehen die Zahlenangaben weit auseinander. Ein bis zweieinhalb Millionen der über 40 Millionen Westdeutschen, die regelmäßig Alkohol trinken, gelten als Alkoholiker: Sie sind abhängig und daher „behandlungsbedürftig“.

Über den Alkoholismus, eine der verbreitetsten Krankheiten, erfahren Mediziner im Studium so gut

»Durchschnittlich

wie nichts. Viele Ärzte verwechseln daher bis heute den Alkoholismus mit seinen Folgen, vor allem mit Leberschäden: Wer regelmäßig Alkohol trinkt, erhöht sein Risiko, an Leberzirrhose zu erkranken – Männer bei einem Konsum von 100 Gramm Äthanol am Tag um das Zehnfache, Frauen mit täglich 70 Gramm sogar um das Hundertfache. Der Grund für die höhere Empfindlichkeit der weiblichen Leber ist nicht genau bekannt.

Äthanol ist ein besonderes Gift. Über Jahre hinweg ein, zwei Glas trinken und es dabei belassen können viele; ein paar Spritzen Heroin drücken oder eine Zeitlang Crack rauchen und dann aufhören anscheinend nur wenige. Das flüssige Rauschmittel nimmt unter den Drogen eine Sonderstellung ein: Obwohl es betäubt, fällt sein Gebrauch nicht unter das Betäubungsmittelgesetz. Wenn es so etwas wie ein Recht auf Rausch gibt, dann darf dieser hierzulande einzig mit Äthanol erzeugt werden. Dabei ist Alkohol, gemessen an den Langzeitwirkungen und körperlichen Folgeschäden, vermutlich das schädlichste unter den bekannten Rauschmitteln.

Nach dem Besuch bei meinem Hausarzt, der mich wegen erhöhter Cholesterinwerte nach meinen Trinkgewohnheiten fragt, um mich anschließend „fachkundig“ zu beruhigen, beobachte ich den Trinker in mir eine Zeitlang wie eine andere Person. Ich will herausfinden, ob er/ich vielleicht nicht mehr „normal“ mit alkoholischen Getränken umgeht/umgehe.

Ein paar Tage später muß mal wieder das Altglas zum Container. Verdammt viele Flaschen. Ein guter Rioja, fanden die anderen auch. Und dieser Riesling-Sekt, toller Brunch. Haben wir gelacht. Der Sherry ist auch schon wieder leer. Dann gibt es erst mal keinen mehr. Ich schätze ein gutes Tröpfchen. Aber: brauchen? Ich könnte genauso gut ohne. Nur: Warum sollte ich?

Zehn bis 15 Prozent der Bundesdeutschen zählen laut Erhebungen zu den „Problemtrinkern“ – Menschen „mit einem breiten Spektrum alkoholbezogener Probleme, ohne

daß eine manifeste Alkoholabhängigkeit vorliegt“. Erhebung heißt: Befragung. Falschangaben sind schwer feststellbar. Umfragen zufolge sollen beispielsweise auch 95 Prozent der Bundesbürger Alkoholisches horten. Suchtexperten wissen allerdings, daß der „Drogenbereich ein Lügenbereich“ ist. Was die Gesellschaftsdroge Alkohol betrifft, reden sie auch von „Tabuisierung“. So ist etwa die Frage tabu, warum überhaupt so viele Menschen trinken (müssen).

Auf dem Heimweg von der Arbeit liegt ein Weinladen. Zu Hause herrscht Ebbe. Im Kühlschrank steht noch ein Champagner, auf dem Schreibtisch eine angebrochene Flasche Beaujolais, fehlt genau ein Glas. Nein, den Morio kenne ich nicht. Mach mir mal eine Flasche fertig. Schon fast aus dem Laden, kehre ich noch einmal um. Und einen Sherry bitte, den trockensten da.

Sucht hat auch nichts mit Menge und Art des Getränks zu tun, mit der Tageszeit des Trinkens oder mit dem Verhalten während eines Rausches.

Es ist nicht einmal genau geklärt, wie Äthanol den Organismus vergiftet. Bekannt ist, daß das Gift erst in einer Konzentration wirksam wird, die mehrtausendfach höher liegt als die berauschende Dosis von Kokain oder Opiaten. Anders als diese treten Äthanolmoleküle offenbar nicht direkt mit spezifischen „Rezeptoren“ im Gehirn in Verbindung. Ein Mensch muß daher seinen Körper mit vergleichsweise großen Mengen Äthanol überschwemmen, um die gewünschte Wirkung im Gehirn zu erzielen.

Ein ruhiger Abend daheim, allein mit Beaujolais. Später ein wenig von dem Weißen aus Baden, herrlich fruchtig. Kein Suff, nur das schöne Beschwingtsein. Nach den letzten

Mehr als 37 Milliarden Mark gaben die Bundesbürger 1989 für Alkoholisches aus. Der Staat kassiert kräftig mit: Die etwa vier Milliarden aus der Branntweinsteuer reichen gut für den Etat des Bildungsministers



Die Menschen wissen zwar schon seit langem, daß vergorene Säfte süchtig machen. Wie allerdings die Trinksucht entsteht und warum die meisten Konsumenten davon verschont bleiben, hat auch die moderne Wissenschaft bis heute nicht schlüssig erklären können. Die Zahl der Suchttheorien – biologische, psychologische, soziologische – ist so groß, daß sich praktisch jeder die für ihn passende aussuchen kann. Sicher ist: Wer regelmäßig trinkt, ist deshalb noch längst nicht abhängig.

Nachrichten ins Bett. Schwer, aber hellwach. Tausend Gedanken. Also doch Sherry. Ein Glas. Wärmt den ganzen Körper. Wegdämmern mit knapp einem Promille Äthanol in Blut und Gehirn.

Etwa ein Fünftel des Alkohols nimmt die Magenwand, den Rest der Dünndarm auf. Die höchste Konzentration im Blut ist eine halbe bis eine Stunde nach dem Konsum erreicht. 90 bis 95 Prozent des Alkohols baut der Körper – vornehmlich die Leber – mit einer Rate von etwa

ein Viertel der Getränkmenge, die ein Bundesbürger zu sich nimmt, enthält Äthanol

0,15 Promille pro Stunde ab. Erstes Abbauprodukt ist der giftige Acetaldehyd. Er gibt der „Fahne“ ihren typischen Geruch, wird aber rasch weiter zu Essigsäure und schließlich zu Wasser und Kohlendioxid „oxidiert“.

Acetaldehyd kann beispielsweise mit den körpereigenen Substanzen Noradrenalin und Dopamin Stoffe bilden, die dem Morphin ähneln.

Durchlässigkeit. Folge: Der Austausch chemischer Nachrichten zwischen den Zellen funktioniert nicht mehr richtig. Das beeinträchtigt besonders das Nervensystem, also auch das Gehirn.

Dort bringen die ersten Drinks zunächst das Großhirn aus der Balance – sie verändern die Selbsteinschätzung und beeinflussen die Verhaltenskontrolle. Die Folge: erste

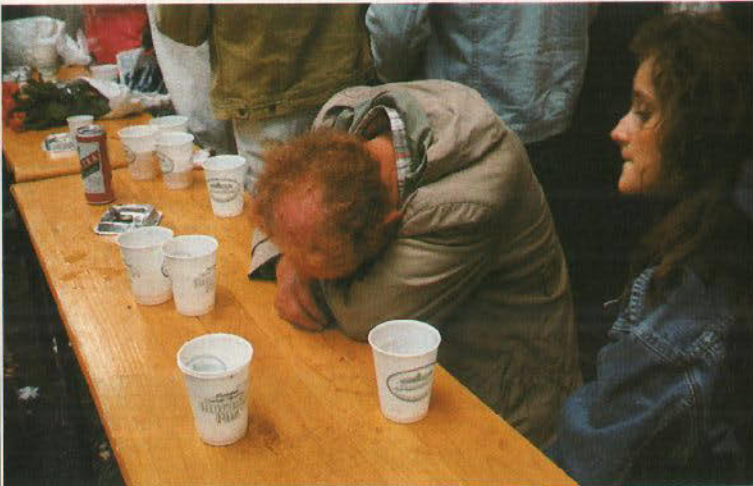
Tisch. „Dann wäre ich ja auch...“ Wir lachen. Alltag Alkohol.

Der Trinker in mir. Als typischer Konsument, der – per Griff zur Flasche – auch Erleichterung und Erheiterung konsumiert, erwartet er die Antwort auf seine Frage von anderen: Kollegen, Freunde und Nachbarn sollen ihm die Diagnose – normales Trinkverhalten – stellen. Während dessen trinkt er weiter wie gewohnt, und ich beginne zu vergleichen. Ein Bekannter, der täglich eine Flasche Whiskey leert, fällt zu fortgeschrittener Partystunde lallend vom Stuhl. Ein anderer hilft ihm wieder auf. „Geht's, alter Junge?“ Alle lachen. Ich lache auch und denke: Der hat ein Alkoholproblem.

Auch dem Trinker in mir dient die Allgegenwart des Alkohols zur Rechtfertigung des eigenen Konsums. Beispiel Hamburg. Frühmorgens im Hauptbahnhof sehe ich Sekretärinnen Cognac schwenken und Biedermänner Flachmänner in Aktenkoffer und Jackettaschen verstauen. Im „Zapfhahn“ erklärt mir ein Handelsvertreter die Beseitigung des Flattermanns mit Wacholderhilfe. Am Pferdemarkt kaufen sich „Nichtseßhafte“ für 15 Mark fünf Liter portugiesischen Rotwein, den sie mit billigen Schmerztabletten „frisieren“.

Penner und Prolo-Säufer, Symbol des Alkoholmißbrauchs in aller Öffentlichkeit, machen es dem gepflegten Genießer leicht, sich und sein „Umfeld“ vom eigenen Konsum abzulenken. „Die da“ saufen sich kaputt. „Wir“ aber leisten uns einen, Aperitif macht kreativ. Wir, die mit dem Kennerdurst, haben immer etwas zu feiern. Und wenn es keinen Anlaß gibt, dann machen wir uns einen. Spaß ins Glas, denn man gönnt sich ja sonst nichts. Für mich ist Wein ein Synonym für Gemütlichkeit und Genuß, für Lebensdurst und Narkotisieren von Langeweile, für Enthemen und Verdrängen im guten Sinne.

Den düsteren Aspekt der Sauferei, Alkoholisierte als Sinnbild für Aggression und Gewalttätigkeit, habe ich mehr und mehr aus meinem Gesichtsfeld ausgeblendet. Trinken führt auch zum gezielten Wegschauen. Wer nimmt schon An-



Fischauktionshalle in Hamburg-St. Pauli am Sonntagmorgen: Die Ermüdungserscheinungen mit 0,8 Promille entsprechen denen nach einer durchwachten Nacht

Einige dieser Stoffe werden mit der Suchtentstehung in Zusammenhang gebracht: Es könnte sein, daß Abhängige nach Substanzen süchtig sind, die erst durch Alkoholgenuß in ihrem Körper entstehen.

Morgens ein Geräusch. Die Sinne noch benebelt. Nicht einmal sechs Stunden geschlafen. Dieser verfluchte Matschkopf. War doch wieder ein bißchen viel gestern. Heute weniger. O je, das Abendessen bei Martina. Dann eben später. Aufstehen, duschen, Kaffee. Geht gut, verdammt gut, sogar ohne Aspirin. Na also.

Äthanol ist ein Lösungsmittel im doppelten Wortsinn. Vermutlich löst es Spannungen, weil es sich in den Hüllen der Nervenzellen löst. Da es sich mit Fett und Wasser gleichermaßen mischt, glauben Biochemiker, daß es in die „Plasmamembranen“ übertritt. Diese fettähnlichen Filme, die alle Körperzellen umgeben, veränderten dadurch ihre

Enthemmung. Später greift der Spirit in andere Funktionen des Großhirns ein und beeinträchtigt allmählich Wahrnehmung, Gedächtnis und logisches Denken. Schließlich überschwemmt das Nervengift stammesgeschichtlich ältere Hirnregionen. Emotionen, Hunger und Durst verändern sich, später auch Atem- und Kreislauffunktion. Am Ende fällt die Bewegungskoordination des Kleinhirns aus. Große Alkoholmengen unterbrechen die Übertragung vom Kurz- zum Langzeitgedächtnis – bis hin zum „Filmriß“. Dauerkonsum von Äthanol führt vermutlich zu Hirngewebsschwund, Zellen des Kleinhirns scheinen dafür besonders anfällig zu sein.

Beim Abendessen lehne ich den angebotenen Chianti zunächst ab. Doch Martina meint, zu einem guten Essen gehöre auch ein guter Wein. Meine Bedenken wischt sie mit einem „Du doch nicht!“ vom

„Von einer Gefährdung durch mein Trinken wähne ich mich meilenweit entfernt – wi

stoß daran, daß Angetrunkene im Park die erste Strophe der Nationalhymne grölen und verschleierte Frauen anpöbeln, daß Fernsehstars einen in der Krone haben oder daß im Betrieb schon mittags die Flasche kreist? Ob Hafen oder Universität, NDR oder AOK: Personalabteilungen und Suchtbeauftragte beziffern den Anteil der Alkoholsüchtigen in ihrer Belegschaft auf fünf bis zehn Prozent.

Es gibt genug Gelegenheiten, mir ein Bild vom Alkoholiker zu basteln, in das ich selbst nicht passe: In der „Zentralambulanz für Betrunkenene“ neben dem Krankenhaus St. Georg liefern sie auf Tragen Besinnungslose ein, Schnapsleichen zum Ausnüchtern. Im „Goldenen Handschuh“ auf dem Kiez säuft sich schon morgens um sechs eine Handvoll Übriggebliebener um den letzten Verstand. Zerschundene Köpfe landen hart auf den Kneipentischen, Flaschen kippen, junge Frauen mit alten Gesichtern flehen zum zehntenmal um ein letztes Bier. Gestammel, Seiber und Irrenhaus, mehr Tod als Leben: trostlose Wirklichkeit, die Romanciers in ihren Fiktionen verklären und Reporter in ihren Berichten zu einer Karikatur der Trinksucht verzerren.

„Wenn Sie wollen“, sagt ein Handwerker am Ohlsdorfer Friedhof, „hole ich Ihnen in fünf Minuten zehn Schwerkranke hierher.“ Er spricht von Arbeitskollegen, die „wissen, daß sie den Korken bereits verschluckt haben“.

**Hamburger
»Zentralambulanz
für Betrunkenene«:
Videoüberwacht
schlafende Volltrun-
kene ihren Rausch
aus. Kosten für
das spartanische
Logis: knapp 600
Mark pro Aus-
nüchterung**

Ich will es nicht. Denn es sind gerade jene Geschichten über Niederlagen und Untergang, über die Selbstzerstörung von Trinkern, die eine Distanzierung vom Alkoholismus – „Ich doch nicht!“ – so verlockend machen. In den Frontberichten scheint es zum „Selbstmord auf Raten“ nur eine Alternative zu geben: Flucht aus dem Sog der Sucht. Doch immer wieder holt der Alkohol seine Gegner ein. Sie geben die Flasche bis zum bitteren Ende nicht auf, können nicht aufgeben. Nur wenige kapitulieren, kommen ins „Motivationsstadium“ und suchen Hilfe. Wo fängt der Teufelskreis der Trunksucht an, wann und warum zieht der Alkohol wen in den Abgrund?

Die Verwalter der Drogenfrage in Ämtern und Ministerien haben

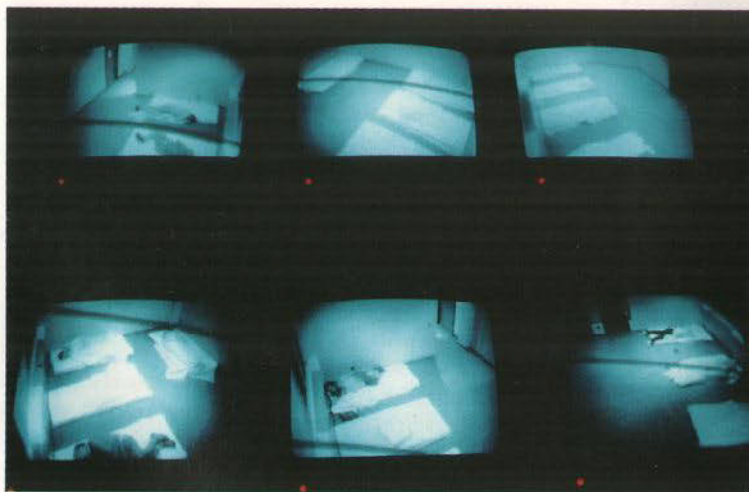
sich zwar angewöhnt, uns die sogenannten Drogentoten einzeln vorzuzählen. Doch wie viele Menschen durch die Droge Alkohol ihr Leben lassen, können sie nur grob schätzen. Von 20 000 pro Jahr allein in der Bundesrepublik ist die Rede. Genau weiß es niemand.

Über alkoholbedingte Verkehrsdelikte führen die Behörden indes genau Buch. Die Zahlen sind, wie es so schön heißt, erschreckend, aber sie erschrecken niemanden: Bei Unfällen mit der „Ursache Alkoholeinfluß“ starben 1988 hierzulande 1498 Menschen – mehr als durch Heroin.

Wie viele Verbrechen auf das Konto von Alkoholkonsumenten gehen, ist ebensowenig bekannt wie etwa die Zahl prügelnder Ehemänner und Väter, die sich vor der Züchtigung ihrer Angehörigen „Mut antrinken“. Warum führt die Polizei über kriminelle Delikte mit Promille nicht ebensogenau Buch wie über Vergehen im Verkehrsbe- reich? „Der Suff“, sagt ein Beamter, „ist doch legal.“

Mitunter können „Trunkenheits-täter“ – die kindesmißhandelnde Mutter ebenso wie der benebelte Vergewaltiger – vor Gericht sogar mit mildernden Umständen rechnen. Das alles ist „normal“ – wie auch die schätzungsweise 400 000 Arbeitsunfälle jährlich, die auf Alkohol zurückgehen, oder daß etwa jede sechste Kündigung mit Trinkproblemen zusammenhängt.

Von einer Gefährdung durch mein Trinken, von einer tödlichen



**Nächtliche Ver-
kehrskontrolle: We-
gen Trunkenheit
am Steuer verlieren
jährlich über
100 000 Autofahrer
ihren Führerschein.
Schätzungen zu-
folge wird damit nur
ein kleiner Teil der
alkoholisierten
Fahrer erfaßt**

alle Trinker im Bekanntenkreis«

ohnehin, wähne ich mich meilenweit entfernt – wie auch alle Trinker im Bekanntenkreis. Statistisch hätte ich längst auf einen Süchtigen treffen müssen. Doch jeder glaubt, seinen Alkoholkonsum fest im Griff zu haben. Oder stimmt etwa die Statistik nicht?

Ich bin 34 Jahre alt und habe mir in meinem Leben schon über 500 Liter Äthanol „zu Gemüte geführt“. Mehr als 5000 Wein- und Sektflaschen säumen meinen Weg. Ich weiß (aus Büchern), daß Alkohol mein Krebsrisiko erhöht und meine Lebenserwartung senkt, daß er mein Hirn schädigen, meine Leber zerfressen und mein Sexualverhalten stören kann. Doch dieses Wissen verschafft mir, wie den meisten Trinkern, keine Macht. Denn ich weiß auch (aus Erfahrung), daß ich nach – „maßvollem“ – Alkoholgenuß besser reden, flirten, vergessen, malen, singen, schreiben und einschlafen kann. Da ich aber nicht weiß, ob ich deshalb schon abhängig bin, wage ich das ultimative Experiment: Ich höre auf zu trinken.

In der Liga der Trinker auf einem Abstiegsplatz

Der Versuch ist nicht das Resultat irgendeiner Schnapsidee, sondern das buchstäblich ernüchternde Ergebnis einer Selbstbefragung: Ich beantworte einen der überall erhältlichen Fragebögen. Von 42 „Symptomen“ muß ich mir bei ehrlicher Einschätzung 14 zugestehen. Damit befinde ich mich, sollte der Test stimmen, in der Liga der Trinker bereits auf einem der Abstiegsplätze.

Ich doch nicht! Zunächst verwirfe ich die Erkenntnis und ertränke die Grübeleien mit wütenden Exzessen. Inzwischen weiß ich: Das Grundproblem des Trinkers ist, daß er sein Grundproblem verleugnet. Sozusagen Lügen auf der Meta-Ebene: Man macht sich vor, daß man sich nichts vormacht.

Im Bestreben, die Grauzone des Alkoholismus etwas besser auszu-leuchten, haben Wissenschaftler den Krankheitsverlauf in Phasen eingeteilt. Die klassische Einteilung beginnt mit einer „präalkoholischen Phase“ von einigen Monaten bis

Wenn der Suff im Siechtum endet

Die Suchtkarriere von Rita S. (35) begann in der eigenen Gaststätte. Nach nur drei Jahren lautete die Diagnose „schwere Leberzirrhose“. Schon zum zweitenmal wird sie nun mit einer massiven inneren Blutung in die Intensivstation der Kölner Universitätsklinik eingeliefert. Und wieder beginnt der Wettlauf mit der Zeit.

Da mehr als 80 Prozent des Lebergewebes vernarbt sind, können die intakten Reste das Blut, das der Leber zufließt, nicht mehr aufnehmen. Es sucht sich andere Wege und gerät, am Entgiftungsorgan vorbei, in umliegende Venen – etwa die der Speiseröhre. Diese Gefäße sind auf derartig große Blutmengen nicht eingestellt und erweitern sich so, daß schon scharfkantige Nahrungsstücke oder Hustenanfälle sie verletzen können.

Die Leber der 35jährigen Alkoholikerin produziert auch nicht mehr genügend Gerinnungsfaktoren, die eine Blutung stoppen könnten. Gerade noch rechtzeitig veröden die Ärzte die geplatzten Gefäße und gleichen den Blutverlust mit Konserven aus. Medikamente machen das Blut zumindest für kurze Zeit wieder gerinnungsfähig. „Die hätten wir aber auch gleich in den Ausguß kippen können“, sagt Schwester Karin resigniert. Sie weiß, wie es um die Patientin bestellt ist.

Rita S. versucht sich zu kratzen und zerrt ungedul-

dig an den Bandagen, mit denen ihre Handgelenke am Bettgestell festgebunden sind. Eine Schutzmaßnahme. Denn sie könnte sich verletzen oder den Venenkatheter herausziehen, über den sie ernährt und mit Medikamenten versorgt wird. Schwester Karin verreibt Puder auf der gelblich glänzenden Haut ihrer Patientin. Es soll den starken Juckreiz lindern.



Als sich Rita S. an Blut und Erbrochenem verschluckt, die in ihre Lunge gelangen, gibt es Komplikationen. Sie muß künstlich beatmet werden. Achtmal pro Minute bläht ein Beatmungsgerät ihre Lungen auf, nur jeden zweiten Atemzug macht sie noch selber. Alle zwei Stunden muß die Schwester den Verbindungsschlauch lösen, um Schleim aus den Bronchien abzusaugen. Sie schiebt dazu einen dünnen Plastikschlauch in den Tubus, der durch die Nase in die Luftröhre führt. Sie muß sich beeilen, denn die Patientin ringt nach Luft, reißt ängstlich die Augen auf und hustet – bis sie schließlich wieder ans Gerät angeschlossen ist.

Durchatmen. Nach einer kurzen Pause noch einmal die gleiche Prozedur. Noch einmal Erstickungsangst, noch einmal die schrillen Alarmsignale der Beatmungsmaschine. Jedes starke Husten könnte eine neue Blutung auslösen. Nur starke Beruhigungsmittel helfen Rita S., sich dem starren Rhythmus der Maschine anzupassen. Aber die Leber baut die Medikamente nicht mehr richtig ab. Zusätzlich belasten körpereigene Abbauprodukte den Stoffwechsel. Bilirubin zum Beispiel, das beim Abbau des Blutfarbstoffs entsteht und von einer gesunden Leber in die Galle ausgeschieden wird. Bei der alkoholbedingten Gelbsucht aber bleibt zu-

Intensivpatientin mit Leberzirrhose: Apparate ersetzen lebenswichtige Funktionen. Wenn allerdings das Äthanol die Leber schon zerfressen hat, sind auch Ärzte hilflos. Die Patienten sterben einen qualvollen Tod. Weibliche Trinker sind stärker Zirrhosegefährdet als männliche

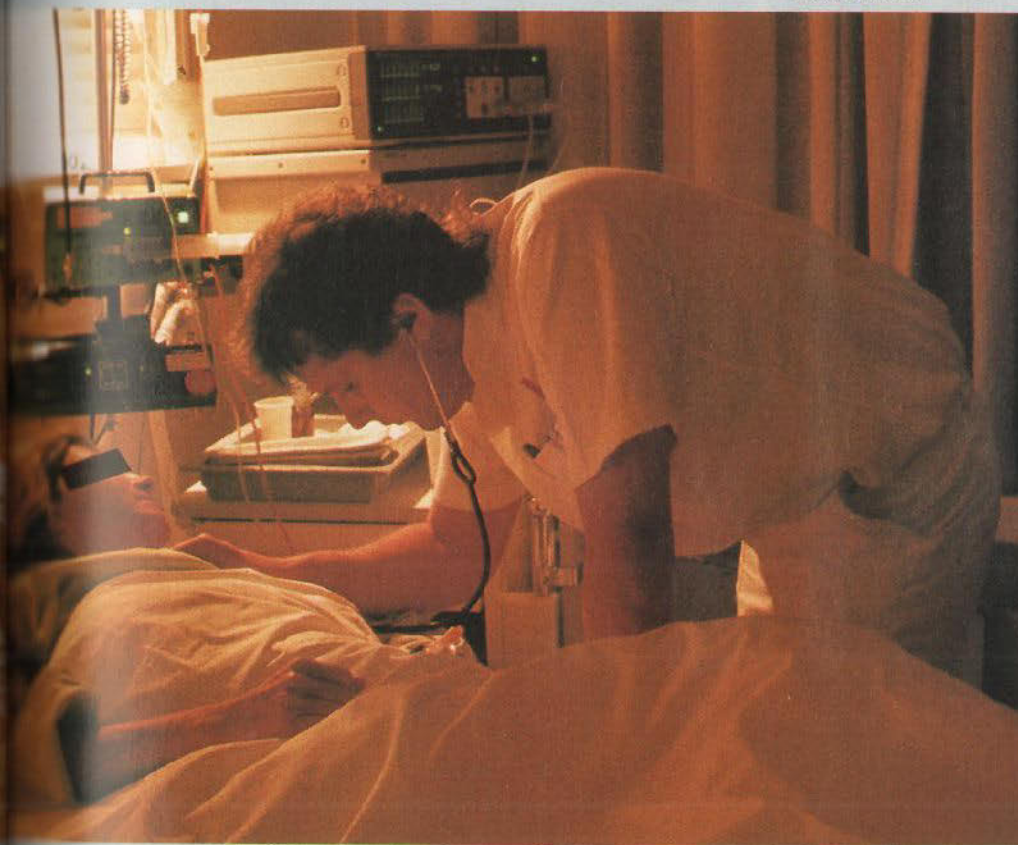
viel Bilirubin im Blutplasma und verfärbt die Haut.

Nur langsam tropft der Urin in den Auffangbehälter des Blasenkatheters. Das Hormon Aldosteron bewirkt, daß die Nieren zuviel Natrium und Wasser im Körper zurückhalten. Das Wasser lagert sich im Gewebe ein und schwemmt den Körper auf. Kaum vorstellbar, daß Rita S. noch vor zwei Monaten eine schlanke Frau war.

Halten die Nieren Natrium zurück, scheiden sie statt dessen verstärkt Kalium aus. Das Gleichgewicht der Elektrolyte, wichtig für die Funktion von Muskel- und Nervenzellen, gerät durcheinander. Das Herz kommt ins Stolpern. Die Durchblutung der Nieren nimmt immer weiter ab, sie können schließlich ganz versagen.

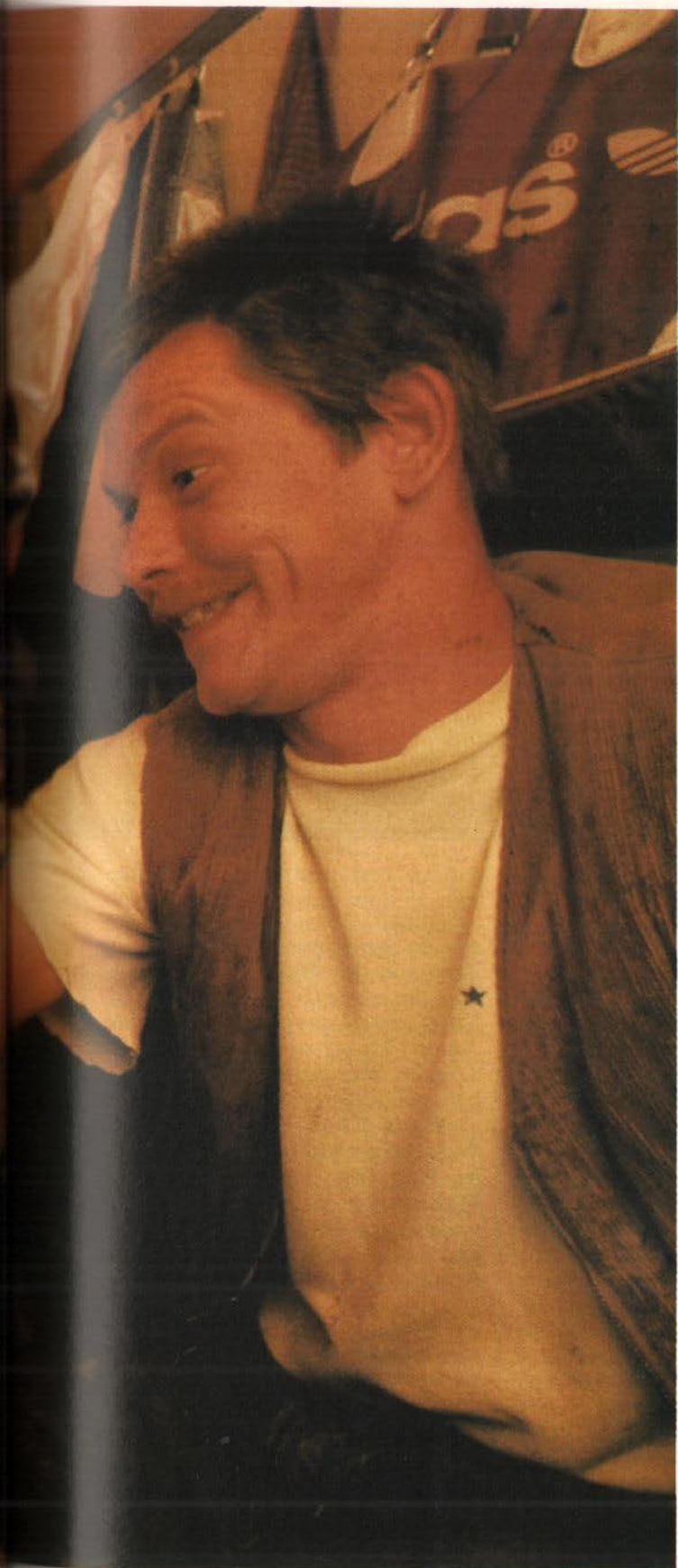
Gelegentlich wacht Rita S. für Augenblicke auf. Sie gestikuliert dann wild und aggressiv. „Mit der Zeit lernt man, damit umzugehen“, erklärt Schwester Karin im Stationszimmer. „Aber manchmal werde ich doch sauer. Bei manchen Patienten fragt man sich, ob man sie nicht bloß wieder fit macht zum Weitersaufen.“ Das Bewußtsein der Patientin ist getrübt. Bisher haben Alkohol und seine Abbauprodukte die inneren Organe und das Nervensystem geschädigt. Jetzt ist es vor allem Ammoniak, das die Funktionen des angegriffenen Gehirns weiter einschränkt und bis zum Koma führen kann. Es entsteht beim Abbau von Eiweißen, eine gesunde Leber würde es zu Harnstoff umbauen.

Ob Rita S. die Intensivstation noch einmal verlassen kann, wagt niemand vorauszusagen. „Lange“, sagt Schwester Karin, „gebe ich ihr nicht mehr.“ Ruth Schulz





»Heute weiß ich: Das Grundproblem des Trinkers ist, daß er sein Grundproblem



Alkohol am Arbeitsplatz: Keiner, der seinen Feierabend mit Bier feiert, wird gefeuert. Doch den je nach Betrieb fünf bis zehn Prozent Arbeitnehmern, die alkoholabhängig sind, droht der Rauschmiß: Jede sechste Kündigung hierzulande geht auf Alkoholprobleme zurück

zwei Jahren, „in der bereits der belohnende Effekt des Alkohols als angenehm empfunden wird“. Für uns Schüler war der Lohn des Trinkens die Zugehörigkeit zu den „interessantesten“ Cliquen, das sichere Auftreten bei Feten, die größere Gelassenheit bei Prüfungen.

„Vorlauf-“, „kritische“ und „chronische Phase“ gehen fließend ineinander über. Die Vorlaufphase kann ich als erledigt abhaken: „Gedächtnislücken“ nach kräftigem Trinken, „Schuldgefühle“ (ein bißchen viel gestern) oder „gieriges Trinken der ersten Gläser“ (mich zu Beginn einer Party „in Stimmung bringen“) sind mir ebensowenig fremd wie „heimliches Trinken“ (ein Glas zwischendurch, wenn keiner guckt), „dauerndes Denken an Alkohol“ (ich weiß bis aufs Glas genau, wieviel Stoff noch im Hause ist). Und natürlich vertrage ich mehr als früher: Meine „Toleranz“ hat sich deutlich erhöht.

Vielleicht ist es der Alkohol selbst, der nach mehr verlangt

Aber auch einige Symptome aus der „kritischen Phase“ kenne ich gut: Neben der „Änderung des Trinksystems“ (kein Wein vor 20 Uhr), den „Perioden völliger Abstinenz“ (ich kann ja aufhören) und der „Vorratssicherung“ (ich kenne auch für den Abend genug „Tankstellen“) muß ich mir vor allem ein Symptom eingestehen, das für mich zum Synonym für Suchtgefährdung geworden ist: „Kontrollverlust“.

Kontrollverlust heißt nicht, den Verstand oder das Gleichgewicht zu verlieren. Kontrollverlust heißt, nach dem ersten Glas nicht mehr völlig frei entscheiden zu können, ob und wieviel ich danach trinken werde. Es ist, als würde nicht ich, sondern etwas tief in mir nach mehr verlangen, vielleicht ja der Alkohol selbst. Aber bin ich deshalb schon Alkoholiker?

Nachdem ich das Trinken eingestellt habe, bemerke ich erstaunliche Veränderungen. Nach anfänglichen Einschlafproblemen schlafe ich plötzlich so gut wie lange nicht mehr und träume viel intensiver. Die Haut scheint sich zu straffen,

das Gesicht aber entspannt sich. Ich werde ruhiger, Stress empfinde ich so gut wie nicht mehr.

Eine Hochstimmung stellt sich ein, die gefährlich werden kann: Da ich „eigentlich den Alkohol gar nicht vermisste“, könnte ich ja „kontrolliert“ weitertrinken. „Ich kann ja“, so die typische Selbstberuhigung, „jederzeit wieder aufhören.“ Das mag stimmen. Doch gerade mit diesen „Beweisen“ der eigenen Unabhängigkeit vom Sprit, diesen Beherrschungsübungen, täuschen sich viele Trinker über ihren eigentlichen Zustand hinweg und geraten tiefer in die Grauzone der Abhängigkeit, Richtung Blackout.

Nur wenige landen nach alkoholischer Gehirnwäsche im „Trockendock“. So nennen Patienten Fachkrankenhäuser, die früher „Trinkerheilanstalten“ hießen. Im „Hansenbarg“, einer Klinik in der Nordheide, schaue ich in zertrümmerte Antlitze. Einer blickt mich an wie ein Boxer, der auf die Bretter gegangen ist. Ein anderer sagt: „Wir sind Leichen auf Urlaub.“ Wieder vergleiche ich. Nein, so weit bin ich noch nicht gekommen. Dabei sind die wirklich Elenden hier kaum anzutreffen.

Denn für die Opfer der häufigsten Sucht gibt es, abgesehen von den versprengten Soldaten der Heilsarmee, keine Streetworker. Vielmehr besteht eine „Komm-Pflicht“: Wer Beratung und Betreuung will, muß die – reichlich vorhandenen – „Anlaufstellen“ selber aufsuchen.

Anders in Betrieben und Behörden: Dort beraten die Suchtberater nicht nur, sondern geben auch den „konstruktiven Druck“ von Vorgesetzten weiter. Nicht, daß die Arbeitgeber generell etwas gegen Alkohol hätten. Sie dulden schließlich, daß sich Arbeitnehmer in ihrer „Freizeit“ mit Sprit betäuben, um eine tägliche Überforderung zu verarbeiten. Auch ohne süchtig zu sein, empfinden viele das Trinken als Ausweg aus der persönlichen Verklavung. Kaum vorstellbar, was passierte, wenn sich die Menschen an die Empfehlungen der Therapeuten hielten und tatsächlich ihre Probleme „verarbeiteten“, statt sie zu verdrängen und zu ertränken.

Doch wer arbeitet, sollte nüchtern sein – nicht nur wegen der Ge-

fahr durch Arbeitsunfälle: Alkohol schmälert die Leistungsfähigkeit, und vor allem „Spiegeltrinkern“ – also jenen Abhängigen, die schon alkoholisiert bei der Arbeit erscheinen oder dort heimlich schlucken müssen, um den Alkoholspiegel zu halten – stellt sich schließlich die Alternative „aufhören oder ausscheiden“. Inzwischen, so wissen die Experten, veranlaßt die Sorge um den Verlust des Arbeitsplatzes mehr

Wenn die Trockenen die Klinik verlassen haben und in die Welt der Versuchungen zurückgekehrt sind, brauchen sie weiter Hilfe. Selbsthilfegruppen wie „Anonyme Alkoholiker“, „Blaues Kreuz“, „Kreuzbund“ oder „Guttempler“ gelten als Stützen von Therapie und Nachsorge. Dennoch wird etwa die Hälfte der so intensiv Behandelten rückfällig.

Lohnt sich überhaupt der Aufwand, das klinische Herumdoktern

An Gelegenheiten mangelt es nicht: Kaum ein Fest ohne Sprit. Denn Alkohol enthemmt. Ausgelassenheit und Freude schlagen aber oft in Aggression und Gewalt um



Trinker zum Aufhören als die Angst, den Partner zu verlieren. Daher befinden sich in den Kliniken vorwiegend Entzugspatienten, die noch nicht durch die Maschen des sozialen Netzes gerutscht sind. „Was Sie bei uns sehen“, sagt Klinikchef Gerhard Lempke, „das ist die erste Garde.“

Lempkes Patienten verbringen in der Regel vier, nicht selten auch sechs Monate in dem idyllischen Sanatorium am Waldrand. Sie gärtnern, wandern und treiben Sport, gehen zu Einzel- und Gruppengesprächen, zu Gestaltungs- und Beschäftigungstherapien. Der Preis für eine solche stationäre Therapie liegt bei durchschnittlich 23 000 Mark. Wollte man auf diese Weise innerhalb von fünf Jahren alle bundesdeutschen Alkoholiker therapieren, entstünden jährlich Kosten von mindestens zehn Milliarden Mark.

an den Symptomen, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist und die Seele zu ertrinken droht? Nicht selten sind Einsamkeit und Angst Ursache für krankhaftes Trinken, und viele Therapierte erleben schockiert, daß während der Zeit der Klinik-Geborgenheit die Welt kein Stück besser geworden ist. Nun aber haben sie ein neues Problem, das sie nicht mit der ihnen geläufigsten Strategie – dem Trinken – lösen dürfen: Sie gelten als Kranke.

„Trockene“ als leibhaftiges schlechtes Gewissen für Promille-Profis

Die Stigmatisierung, die Abstem-pelung zum Kranken, kann in einen neuen Teufelskreis führen. Wenn aus dem netten Trinker von nebenan ein Fall für die Klinik geworden ist und sich die Menschen von ihm

abwenden, droht der Rückfall. „Trockene“ sehen sich oft auch aus ihren früheren „Freundes“-Kreisen ausgeschlossen, weil sie als Spielverderber und leibhaftiges schlechtes Gewissen den Promille-Profis deren eigene Gefährdung vor Augen führen.

Alkoholismus als Krankheit zu definieren ist auch in anderer Beziehung eine zweiseitige Angelegenheit. Zwar gibt es Abhängigen die Möglichkeit, sich auf Krankenschein behandeln zu lassen. Es kann sie aber auch dazu verleiten, die Verantwortung für die Heilung ihrer Krankheit – wie bei Infarkt oder Infektion – an Heilkünstler abzugeben. Diese „Prägung zur passiven Konfliktlösung“ beobachten Psychologen ziemlich häufig. Dem Trinker wird geholfen, er empfindet seine Krankheit als Gewinn.

Das „Umfeld“ sehen Psychologen als wichtigen Faktor an, vor allem die sogenannten Co-Alkoholiker. Es sind Freunde und Verwandte, die das Problem verharmlosen und den Trinker lange Zeit decken, statt sich mit seiner Sucht auseinanderzusetzen. Kollegen erledigen seine Arbeit, Partner zeigen endloses Verständnis, weil sie den Zustand des anderen – und ihr eigenes „Helfersyndrom“ – nicht wahrhaben wollen. „Was ist das Gegenteil von gut?“ fragt ein Alkoholiker, dessen Eltern ihn so lange unterstützten, bis er nichts anderes mehr konnte als trinken. „Gut gemeint!“

Auch ich muß erfahren, daß der Trinker in mir eine Reihe von Komplizen hat. Wem ich auch erzähle, daß ich aufgehört habe – immer wieder höre ich Fragen wie: „Du machst doch nur eine Pause, oder?“, „Wann fängst du denn wieder an?“ Nicht sie müssen ihr Trinken begründen, ich muß mein Aufhören verteidigen. Daß einer, der nicht augenscheinlich krank war, einfach nicht mehr trinkt, Ende offen, können sich die meisten nur schwer vorstellen.

Auf der anderen Seite mache ich mich mit meinem Verhalten nicht gerade beliebt. Zu Beginn meiner Abstinenz verspüre ich das eigentümliche Bedürfnis, die ganze Welt

trockenzulegen. Da mischt sich ein Allmachtsgefühl – „ich habe es geschafft“ – mit einer unterschwellig, ganz tiefen Wut: Womöglich kann ich nur nicht mit ansehen, wie gut viele Menschen mit Alkohol umgehen, wie schön das Leben mit Wein, aber ohne Kontrollverlust sein kann.

Ich fühle mich umstellt. Wohin ich auch schaue, alle Welt schluckt, nur ich darf nicht. Ich denke: Weil sich fast alle am legalen Suchtspiel mit den Drinks beteiligen, fällt fast keinem mehr auf, wie alkoholisiert unsere Gesellschaft eigentlich ist.

Nach ein paar Tagen Trockenheit wird der Trinker in mir rückfällig. Ich verspüre eine ungeheure Sehn-Sucht – nicht nach Sprit, sondern nach Rausch. Voller Neid betrachte ich Lippen, die Gläser mit

Wein berühren. Die Freude über den Sieg, die Ex-Trinker „Trockenrausch“ nennen, weicht einem schwer kontrollierbaren Aufbauen. Ich beginne, mir Argumente für die Rückkehr zurechtzulegen: Dann bin ich eben abhängig. Das ganze Leben besteht doch aus Abhängigkeiten. Nüchtern ist die Welt nicht zu ertragen. Und so weiter.

»Nur du allein schaffst es, aber du schaffst es nicht allein«

Ungefähr in dieser Verfassung gerate ich zum erstenmal in ein Meeting der Anonymen Alkoholiker (AA). Diese weltweit arbeitende Selbsthilfeorganisation läßt sich am besten mit einer ihrer unzähligen Lösungen beschreiben – Merksätze, die an Kalendersprü-

Für Nachschub ist immer gesorgt: 80 000 Flaschen Bier pro Stunde stößt allein die leistungsfähigste Abfüllanlage einer Hamburger Brauerei aus. Und der Stoff wird geschluckt, Flasche für Flasche. Ein Bundesbürger trinkt im Schnitt jährlich über 140 Liter Bier



»Umfragen zufolge horten 95 Prozent der Bundesbürger Alkoholisches«



»Auch ich muß erfahren, daß der Trinker in mir eine Reihe von Komplizen hat«



Tatort Stadion:
Daß die Fußball-
bundesliga vor an-
getrunkenem
Publikum spielt,
zählt zu den Nor-
malitäten der Alko-
holgesellschaft.
Haben sich die Fans
genug Mut ange-
trunken, dann
wird Fußball zur
Nebensache

che erinnern: „Nur du allein schaffst es, aber du schaffst es nicht allein.“

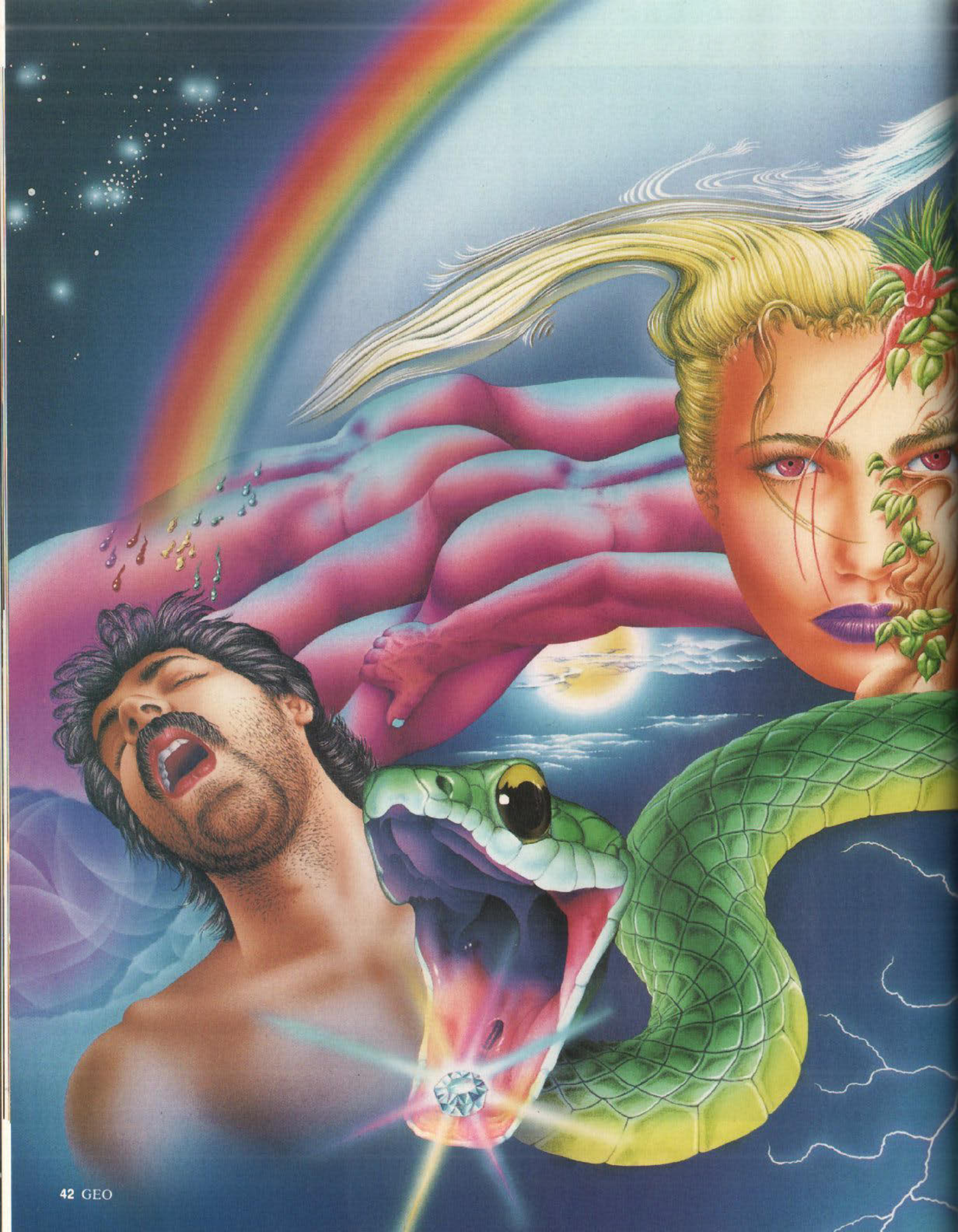
Einmal wöchentlich treffen sich „AA-Freunde“ mit dem einzigen Ziel, trocken zu bleiben und sich dabei gegenseitig zu helfen. Diese Hilfe besteht ausschließlich daraus, die Berichte der anderen anzuhören. Niemand kommentiert oder gibt Empfehlungen. Allenfalls werden Sprüche wiederholt, die jeder zu Genüge kennt: „Heb den Telefonhörer, bevor du das erste Glas hebst.“ Alles wirkt sehr ritualisiert, auch ein wenig altmodisch spirituell. Ich denke: So weit wie mit denen ist es ja mit dir noch nicht gekommen. Da brauchst du nicht wieder hin.

Doch in der nächsten Woche sitze ich wieder am selben Tisch, trinke wieder viel Kaffee und höre zu. Allmählich begreife ich, was Selbsthilfe sein kann. Ich lerne, daß ich alle nach außen gerichteten Anker einholen und in mir selber auswerfen muß. Auch in der *Gemeinsamkeit*, wie sie etwa das Glas erzeugt, steckt Einsamkeit. Das zu erfahren ist überraschend wohltuend. Keiner berät mich, und doch fühle ich mich beraten. „Auch Ratschläge sind Schläge“, sagt ein Freund. Und: „Trinken kommt vom Trinken.“

Keinen interessiert, ob ich „wirklich“ abhängig bin. „Wer anfängt nachzudenken“, sagt eine junge Frau, „trinkt nicht mehr frei.“ Über unsere Trinker-Vergangenheit, unser Aufhören, unser Aufbäumen können wir am besten in Bildern reden – oft solchen, in denen Wasser und Nässe eine große Rolle spielen. Beim nächsten Meeting versuche ich, meine Sehnsucht nach dem Rausch zu beschreiben, mein verarmtes Leben, seit ich „das erste Glas stehenlasse“:

„Wenn dieser Tisch mein Leben ist, und ich radiere alle Teile aus, die mir der Wein beschert hat, dann bleiben nur noch mehr oder weniger große Inseln übrig.“ Da erhebt sich die junge Frau, blickt mich lange an und bricht schließlich eine der AA-Regeln: Sie gibt mir einen Rat.

„An deiner Stelle würde ich mir einen neuen Tisch anschaffen.“ □



HIGH NOON IM HIRN

Überwältigende Reisen in die phantastische Welt der Halluzinationen kann erleben, wer Drogen nimmt. Wissenschaftler, die ergründen wollen, was dabei im Gehirn passiert, sind weit davon entfernt, die Dynamik solcher Seelenstürme im Detail erklären zu können. Doch Puzzlestein für Puzzlestein haben sie vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten Erkenntnisse gesammelt, die erste plausible Vorstellungen erlauben, wie Rauschmittel im Nervensystem wirken und wie Sucht entsteht

Da sitzt sie nun und kann nicht anders: Wieder und wieder drückt die Laborratte einen Hebel, tausend-, zehntausendmal, stundenlang, bis zur völligen Erschöpfung. Kein Futter, kein Sex, nichts interessiert das arme Tier mit der Kanüle im Bein – nichts als das eine: Heroin, das es sich per Hebeldruck verschafft.

Sucht. Welche geheimnisvolle Macht lenkt die Hand des Kettenrauchers immer wieder zum Zigarettenpäckchen – gegen alle Vernunft? Was treibt den Junkie in die Selbstzerstörung? Was erniedrigt den Alkoholiker zum hilflosen Sklaven seiner Gier und zwingt ihm das nächste Glas an den Mund?

Kein Wissenschaftler kann bislang erklären, warum manche Menschen von ihrer Lust auf Zigaretten, Kokain oder Weinbrand so beherrscht werden, daß ihr Verhalten ein einziger Hohn auf unsere schönen Vorstellungen von freiem Willen und Verantwortlichkeit ist. Trotz großer Fortschritte im Detail sind die zentralen Fragen ungelöst: Warum wird nicht jeder süchtig? Sind alle gefährdet, oder gibt es eine „Suchtpersönlichkeit“? Gilt die Regel „Einmal süchtig – immer süchtig“, oder ist eine völlige Befreiung von der Droge möglich?

Drogen wirken oft überwältigend angenehm: So glaubte der englische Schriftsteller Thomas De Quincey im Opium das „Geheimnis des Glücks“ entdeckt zu haben. Sigmund Freud war als junger Neurologe begeistert von der euphorisierenden, „zur geistigen Arbeit stählenden“ Wirkung des Kokains. Und das Lob des Weines sangen schon die alten Römer.

Letztlich wirken wohl alle Suchtdrogen auf das sogenannte Belohnungssystem des Gehirns. Die Aktivität dieses im Detail noch hypothetischen Netzwerks neuronaler Strukturen dürfte Freude, Lust und Glück bedeuten – womöglich ist seine Stimulierung das Endziel all unserer

Handlungen. Die Elemente des Belohnungssystems befinden sich vor allem im Gefühle steuernden „Limbischen System“, aber auch in der vorderen Hirnrinde und im Hypothalamus, der das vegetative Nervensystem reguliert. Tiere, die sich über implantierte Elektroden in diesen Hirngebieten selber reizen können, stimulieren sich manchmal, ohne zu essen oder zu schlafen, bis sie sich völlig verausgabt haben. Und Menschen, deren Belohnungssystem bei Hirnoperationen gereizt wurde, berichten – je nach Reizort – über Gefühle von Wohlbefinden bis hin zur berausenden Glücksempfindung.

Manche Drogen wie Heroin oder Kokain scheinen die Nervenzellen des Belohnungssystems eher unmittelbar zu beein-

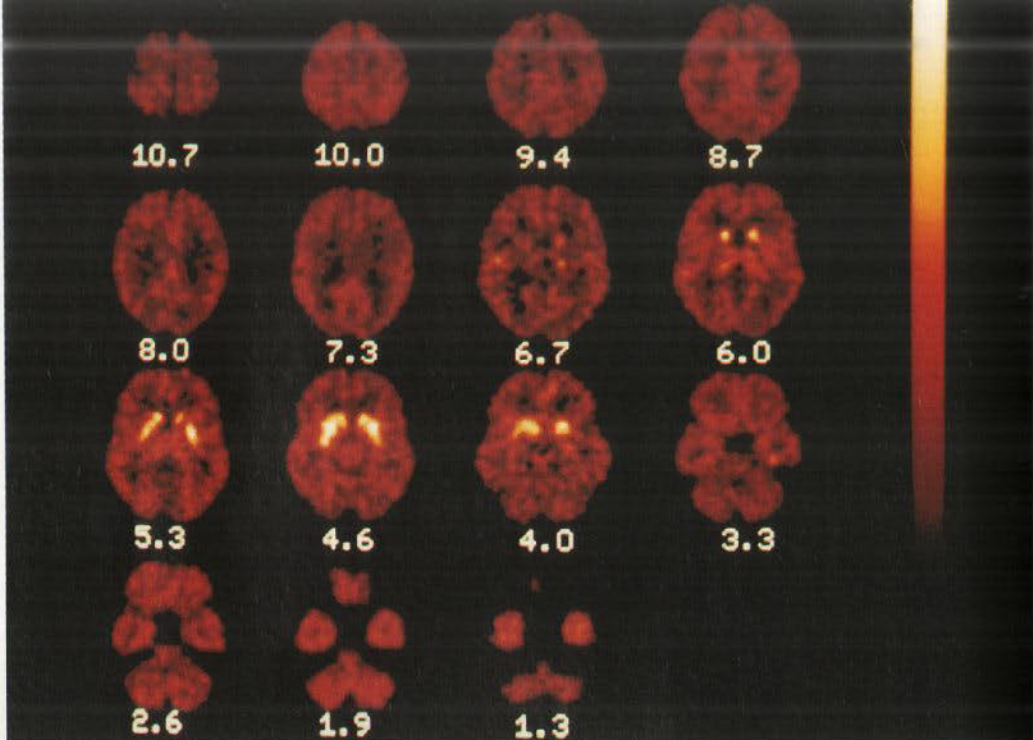
flussen und dadurch Euphorie auszulösen. Andere wie Alkohol oder Nikotin wirken möglicherweise indirekt. Das Wohlbefinden durch Rauchen oder Trinken ist, verglichen mit dem hinreißenden Kokain- oder Heroin-Rausch, ja auch bescheidener: Wenn der eine glaubt, mit Zigarette besser arbeiten zu können, und ein anderer sich nach einem Gläschen Wein etwas ungezwungener fühlt, dann ist auf den ersten Blick schwer zu verstehen, wie solche kleinen Erleichterungen zu gefährlichen Süchten werden. Immerhin, auch diese angenehmen Effekte wirken – im Jargon der Lernpsychologie – als „positive Verstärker“.

Die Gefahr, süchtig zu werden, wächst, wenn sich zur positiven Verstärkung eine negative

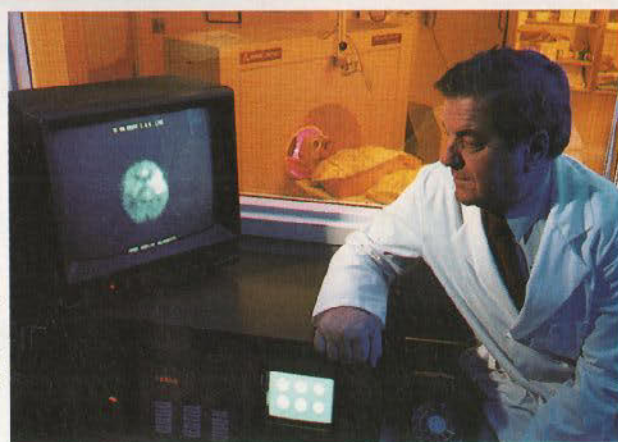
gesellt – etwa der Wunsch, Depressionen, Minderwertigkeitsgefühle oder Verzweiflung zu entfliehen. Der Drang nach Betäubung schwermütiger Gefühle erzeugt für sich allein jedoch keine Sucht: Von Antidepressiva beispielsweise sind wenige abhängig.

Abhängige suchen nicht nur Euphorie und Schmerzlosigkeit

Der italienische Psychotherapeut Luigi Zoja betont allerdings, daß Drogenanwender nicht nur „Euphorie und Schmerzlosigkeit“ suchen. Vielmehr streben sie oft auch die Befriedigung komplexerer menschlicher Bedürfnisse an. Solche „archetypischen“ Be-



Auf Computer-Querschnitten durch verschiedene Ebenen des menschlichen Gehirns zeigen helle Flecken, in welchen Gebieten Kokain besonders aktiv ist. Die Simulationen entstehen mit Hilfe der Positronen-Emissions-Tomographie (PET). Der Versuchsperson, die mit dem Kopf im Detektorring eines PET-Gerätes liegt, wurde vor Beginn der Untersuchung radioaktiv markiertes Kokain injiziert



dürfnisse seien etwa Sehnsucht nach Abenteuer, tief berührenden Erlebnissen und spirituellen Erfahrungen, oder das Verlangen, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden – und sei es als „negativer Held“. Aber auch der Wunsch, besseren Zugang zu anderen zu finden oder sich beim gemeinsamen Trinken oder Kokain-Probieren in einer Gruppe heimisch zu fühlen, gehören dazu. Wünsche nach Ausleben negativer Gefühle oder gar nach Selbstzerstörung, die beim Drang nach Rausch durchaus eine Rolle spielen können, passen indes nicht in die einfache Vorstellung, Drogen würden nur der Euphorie wegen genommen.

Grausame „negative Verstärker“, die im Verdacht stehen, einmal entstandene Abhängigkeiten zu stabilisieren, sind die Entzugserscheinungen nach dem Absetzen mancher Drogen. Lebewesen regulieren ihr inneres Milieu nach dem Prinzip der „Homöostase“ und gleichen die Wirkungen des Rauschmittels durch Gegenregulation aus. Wird die Droge abgesetzt, dann bleibt nur die Gegenregulation übrig: Opiate erzeugen eine träumerische Schläfrigkeit und wirken schmerzlindernd – auf Entzug reagiert der Süchtige mit Angstzuständen, Übererregbarkeit und Schmerzen. Kokain und Amphetamine putschen auf und euphorisieren – und lassen nach dem Absetzen Antriebsarmut, Depression und Gefühlsarmut zurück. So wird die Droge zum einzig wirksamen Mittel gegen Entzug – der Teufelskreis der Sucht hat sich geschlossen.

Bis heute gibt es kein Medikament gegen Entzugserscheinungen, das nicht selbst eine Suchtdroge ist. Auch das als Ersatzdroge verwendete Methadon hat ein dem Heroin vergleichbares Suchtpotential. Da es aber die Blut-Hirn-Schranke langsamer passiert, bewirkt es keinen „Flash“, verhindert aber Entzugssymptome anhaltender als Heroin. Im Laufe der Sucht entwickelt der Organismus jedoch nicht nur die Tendenz zu Entzugserscheinungen, sondern auch „Toleranz“: Um eine Wirkung zu erzielen, sind immer höhere Dosen nötig.

Das Teuflische dabei: Auf eine einmal entwickelte Toleranz ist kein Verlaß. Das Quantum

Heroin, das heute gerade für einen Rausch ausreicht, kann morgen zur tödlichen Überdosis werden. Denn Toleranz entsteht auch als „konditionierte Antwort“ auf das Ritual der Drogeneinnahme. Schon Ratten, die in einem bestimmten Raum an hohe Heroinmengen gewöhnt worden sind, können sterben, wenn sie die gleiche Dosis in einem anderen Raum erhalten. Wie der Hund des Iwan Pawlow, dessen Speichel schon floß, wenn ein Glöckchen die Mahlzeit ankündigte, reagiert der Organismus unter den vertrauten Umständen des Spritzens oder Schnupfens im voraus auf den Stoff. Fehlen die vertrauten Zeichen, die freilich von Individuum zu Individuum variieren, dann fehlt auch die vorbeugende, den Drogeneffekt schwächende Anpassung der Biochemie – der Schuß wirkt im Extremfall, als wäre er der erste.

Monate nach dem letzten Schuß reaktivieren vertraute Zeichen das Sucht-Programm

Die „vertrauten Zeichen“ können plötzliche Entzugserscheinungen auch bei Tieren und Menschen auslösen, die längst entgiftet und entwöhnt sind. Affen, die ihren Morphinschuß zu einer bestimmten Musik bekamen, reagierten auf diese Musik mit Entzugssymptomen, selbst wenn sie monatelang kein Bedürfnis nach der Droge gezeigt hatten. Der gefährlichste Moment nach einer Entzugstherapie ist womöglich der, wieder heimzukommen, alte Freunde zu treffen, vielleicht gar eine Spritze zu sehen. All diese Signale können die Entzugsschmerzen wieder aufleben lassen und den Körper auf „Droge“ programmieren.

Konditionierungen spielen womöglich auch bei der Suchtentstehung eine wichtige Rolle. Wer etwa bei Niedergeschlagenheit immer wieder zur Flasche greift, läuft Gefahr, daß melancholische Stimmungen irgendwann automatisch eine Gier nach Alkohol erzeugen. Manchmal hilft eine mühsame „Dekonditionierung“ – eine schrittweise neue Gewöhnung an die „vertrauten Zeichen“, ohne dabei die Droge tatsächlich zu nehmen.

Viele Drogenspezialisten versuchen „körperliche Abhängig-

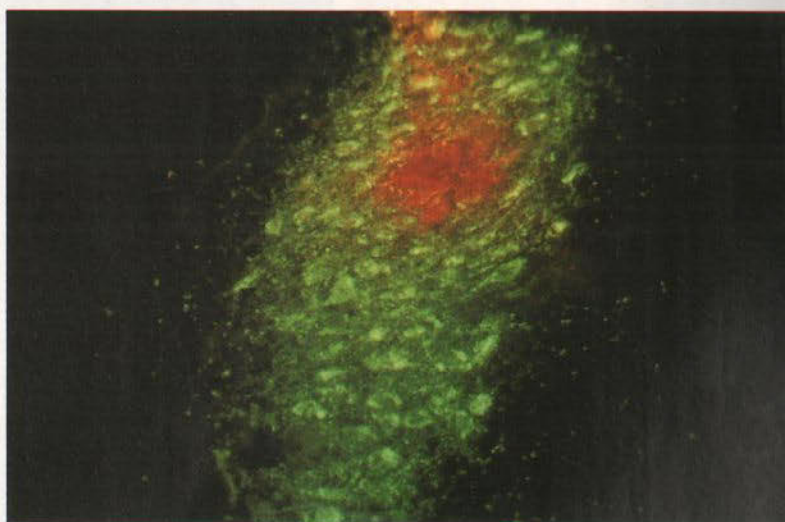
keit“ von „psychischer“ zu unterscheiden. Diese Klassifizierung birgt jedoch Probleme, vor allem, da „Körper“ und „Geist“ auf der Ebene der Zellen kaum zu trennen sind. Drogenwirkungen auf die Psyche sind letztlich Wirkungen im Gehirn, also in Zellen.

Die ersten brauchbaren Vorstellungen davon, wie Suchtmittel das Nervensystem beeinflussen, gewannen Forscher, die in den sechziger und siebziger Jahren die biochemischen Eigenschaften von Opiaten untersuchten. Von Morphinum, Heroin und anderen Opiaten war bekannt, daß sie – anders als etwa Alkohol – schon in geringen Konzentrationen sehr stark wirken. Das deutete darauf hin, daß die Stoffe über spezielle Rezeptoren – Eiweißmoleküle, in die sie sich einklinken – ihre Effekte entfalten. Ein anderes Phänomen verstärkte diesen Verdacht: Sogenannte Antagonisten – „Gegenspieler“ mit opiatähnlicher Molekülstruktur – können alle Opiat-Effekte vollständig aufheben. Eine In-

jektion des Opiat-Antagonisten Naloxon behebt in Sekunden schnelle die lebensgefährliche Atemlähmung nach einer Heroin-Überdosis. Bei Süchtigen erzeugt Naloxon sofort Entzugssymptome. Diese Effekte ließen sich am elegantesten durch die Annahme erklären, daß Antagonisten aufgrund ihrer Molekülgestalt Opiat-Rezeptoren besetzen.

Opiat-Rezeptoren im Gehirn stehen vor allem im Dienste der Schmerzbekämpfung

Den Forschern Candace Pert und Solomon Snyder gelang 1973 an der Johns Hopkins University in Baltimore der Nachweis, daß solche Opiat-Rezeptoren im Gehirn tatsächlich existieren. Später konnten sie, nachdem sie Ratten radioaktive Opiate injiziert hatten, auch die Regionen im Nervensystem feststellen, in denen diese Rezeptoren sitzen. Es sind Gebiete, die vor allem mit der Schmerzwahrnehmung und -weiterleitung befaßt sind, aber auch solche, die



Prächtig schillert ein Gewebeschchnitt aus dem Stammhirn. Er zeigt – stark vergrößert – den »Locus coeruleus«, zu deutsch »blauer Ort«. Dieser in Wirklichkeit winzige Kern scheint beim Suchtgeschehen eine wichtige Rolle zu spielen. Neuronen, die dem »blauen Ort« entspringen, enthalten Noradrenalin, das nach Behandlung mit einer speziellen Chemikalie fluoresziert

In vielen Farben leuchtet der »blaue Ort«

wahrscheinlich zum „Belohnungssystem“ gehören.

Doch warum in aller Welt befinden sich im Gehirn Rezeptoren für einen Pflanzenstoff? Die Antwort fanden die schottischen Wissenschaftler John Hughes und Hans Kosterlitz vor etwa 15 Jahren. Sie zeigten, daß unser Hirn selbst opiatähnliche Stoffe enthält. Nachdem einige dieser „Endorphine“ – endogene morphinähnliche Substanzen – isoliert, gereinigt und in ihrem molekularen Aufbau analysiert waren, wurde ihre Funktion deutlich. Als „Neurotransmitter“ übertragen sie Information von Nervenzelle zu Nervenzelle (siehe Abbildung Seite 49).

Hirnforscher kennen heute mehr als 50 vermutliche Überträgerstoffe und entdecken ständig neue. Der Sinn dieser Vielfalt ist noch ein Rätsel. Womöglich kann der Organismus durch Substanzen, welche bestimmte Transmitter-Effekte verändern, die Tätigkeit des Nervensystems selektiv beeinflussen.

Opiate täuschen Nervensignale vor, wo keine sind

Opiate wirken, indem sie sich an die Stelle der Endorphine setzen und Nervensignale vortäuschen, wo keine sind – Nervensignale, die Wahrnehmung und Fortleitung von Schmerzimpulsen dämpfen, aber auch Euphorie und andere Opiat-Effekte vermitteln. Die Entdeckung der Endorphine schürte Hoffnung auf neue Schmerzmittel, die im Gegensatz zu Morphin nicht abhängig machen. Aber die Hoffnung trog: Auch Endorphine und die bis heute von ihnen abgeleiteten Verbindungen können Sucht erzeugen. Bei den körpereigenen Opiaten ist diese Gefahr jedoch dadurch gemindert, daß sie nach Gebrauch schnell abgebaut werden.

Allmählich stellte sich heraus, daß auch andere Drogen vor allem durch Wechselwirkung mit Neurotransmittern oder deren Rezeptoren wirken. Direkt an Synapsen greifen die aufputschenden Drogen Kokain und Amphetamin an. Im Unterschied zur träumerischen Euphorie der Opiate vermitteln diese Stimulanzien eine hellwache Hochstimmung, ein Gefühl

Wenn das Kokain den Nucleus accumbens kitzelt

Im Blut gelöste Drogenmoleküle dringen durch die Wände der Kapillargefäße ins Nervensystem und entfalten dort an vielen Strukturen gleichzeitig ihre Wirkung. Zum Beispiel Heroin: Schon ein flüchtiger Blick auf die Grafik zeigt, daß zahlreiche Komponenten des Zentralnervensystems Opiat-Rezeptoren enthalten. Und überall, wo spezifisch zu ihrer Form passende Opiat-Rezeptoren sitzen, docken Heroinmoleküle an und setzen eine Kaskade von Effekten in Gang. So hemmt das Rauschgift im Rückenmark die Weiterleitung von Schmerzimpulsen, ebenso wie im Thalamus, der als Tor des „Bewußtseins“ Sinnesreize und damit auch Schmerzsignale zur Großhirnrinde umschaltet.

Die Schmerzdämpfung durch Opiate dürfte indirekt auf die im Hirn verteilten Strukturen des „Belohnungssystems“ wirken, dessen Aktivierung Lust und Freude bedeutet. Doch Opiate beeinflussen dieses Netzwerk der Lust auch auf direktem Wege und erzeugen so – über noch kaum erforschte Mechanismen – Euphorie.

Zwei aus Kernen des Stammhirns entspringende Nervenbahn-Systeme, deren Wechselspiel den Aktivitätsgrad des Gehirns steuert, sind in der Grafik besonders hervorgehoben: Die Nervenzellen des Beruhigungssystems besänftigen und schläfern ein, indem sie den Transmitter Serotonin ausschütten. Die des Wecksystems stimulieren über die Stoffe Dopamin und Noradrenalin Aufmerksamkeit und Wachheit. Praktisch alle Strukturen des Gehirns werden sowohl

vom Beruhigungs- als auch vom Wecksystem erreicht (grüne bzw. rote und rosarote Pfeile) und so in ihrer Erregungshöhe reguliert. Viele Drogen greifen in die Balance der beiden Systeme ein, so auch die Opiate: Die Opiat-Rezeptoren, an denen sie wirken, werden normalerweise von den Synapsen spezieller Neuronen beeinflusst, die Endorphine – hirneigene „Opiate“ – ausschütten. Und viele dieser „endorphinergen“ Nervenzellen werden wiederum von Neuronen des Beruhigungssystems aktiviert.

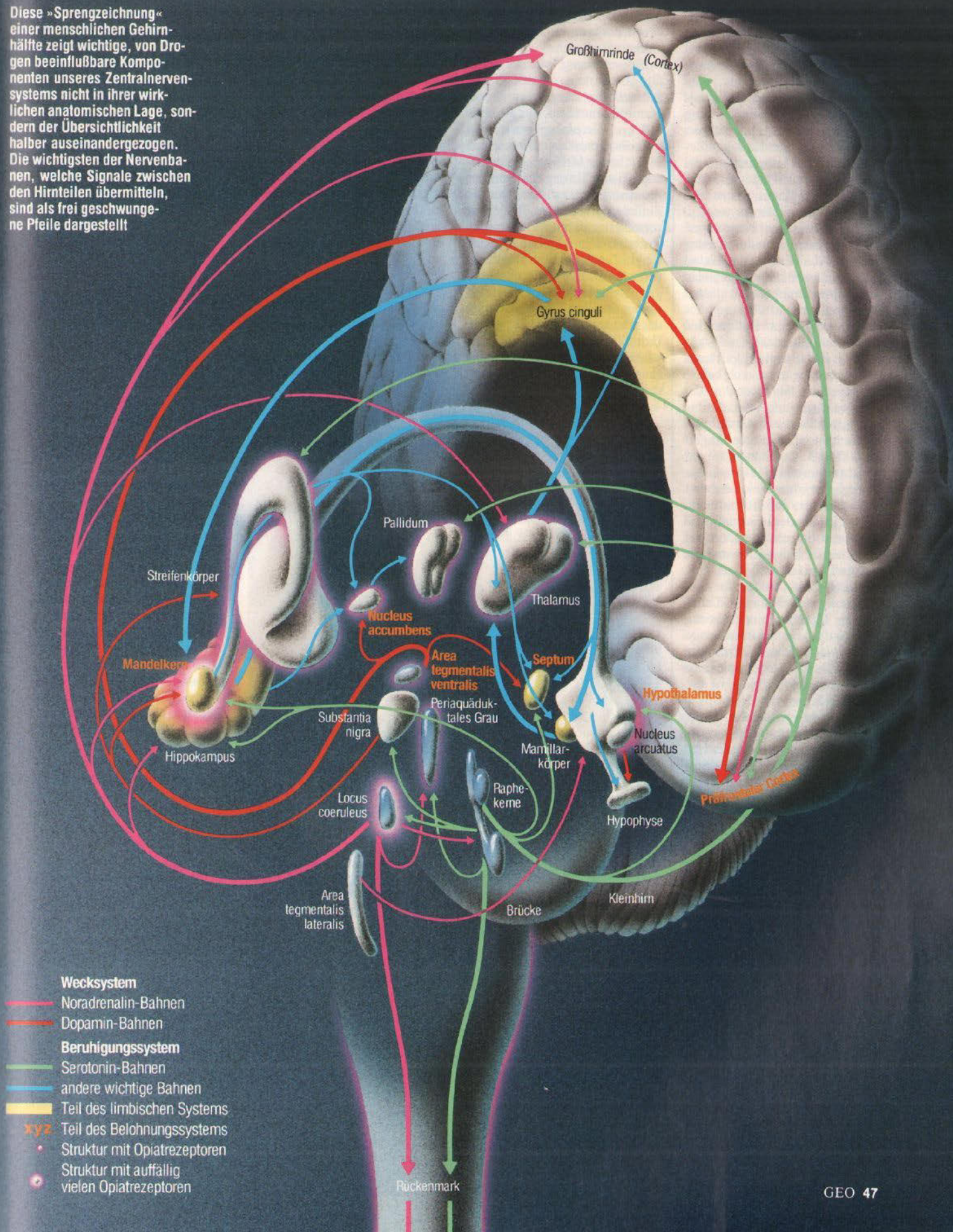
Da stimulierende Drogen wie Kokain oder Amphetamin die Aktivität der Synapsen des Wecksystems verstärken, beeinflussen sie ebenso wie die Opiate fast das gesamte Zentralnervensystem. Wie Opiate können auch Stimulanzien Euphorie erzeugen, indem sie direkt auf Komponenten des Belohnungssystems einwirken. Dabei scheint die Verstärkung der Dopamin-Aktivität besonders wichtig zu sein. Zu dieser Vorstellung paßt beispielsweise, daß der präfrontale Cortex als einziger Teil der Hirnrinde zum Belohnungssystem gehört – und als einziges Rindensegment von Dopamin-Neuronen erreicht wird.

Stark von Dopamin-Neuronen beeinflusst ist auch der *Nucleus accumbens*, der vielleicht eine zentrale Rolle bei allen Süchten spielt. Er ist gewissermaßen eine „Schnittstelle“ zwischen Emotion und Motorik: Er beeinflusst das Pallidum, das – ebenso wie übrigens der Streifenkörper über nicht eingezeichnete Bahnen – an der Steuerung von Bewegungen beteiligt ist.

Die Grafik zeigt, daß manche Hirnkerne ungewöhnlich viele Opiat-Rezeptoren enthalten. Das bedeutet nicht unbedingt, daß Opiate dort besonders euphorisierend wirken. So könnten die vielen Opiat-Rezeptoren des „weckenden“ *Locus coeruleus* eine ganz andere Funktion haben: Überstimulation des *Locus coeruleus* erzeugt Panik, und dessen Dämpfung durch Opiate ist vielleicht schlicht ein Schutz gegen diese Schreckreaktion.

Nicht nur Opiate und Stimulanzien, auch andere Drogen wie LSD, Alkohol oder Nikotin beeinflussen das Belohnungssystem und verändern die Balance von Beruhigung und Aktivierung im Gehirn. Doch die Effekte von Suchtmitteln oder gar die Ursachen der Abhängigkeit sind mit diesen Erkenntnissen noch längst nicht verstanden.

Diese »Sprengzeichnung« einer menschlichen Gehirnhälfte zeigt wichtige, von Drogen beeinflussbare Komponenten unseres Zentralnervensystems nicht in ihrer wirklichen anatomischen Lage, sondern der Übersichtlichkeit halber auseinandergezogen. Die wichtigsten der Nervenbahnen, welche Signale zwischen den Hirnteilen übermitteln, sind als frei geschwungene Pfeile dargestellt



von Klarheit, Kraft und Taten-drang, dem im Falle des Kokains allerdings schon nach einer halben Stunde ein depressiver „Crash“ folgen kann.

Der Schlüssel zum Verständnis der Stimulanzien-Wirkung liegt in deren Molekülstruktur: Amphetamin- und Kokainmoleküle sind den Substanzen Noradrenalin und Dopamin sehr ähnlich, den Transmittern des hirneigenen „Wecksystems“. Dessen Neuronen entspringen im Stammhirn, stimulieren unter anderem die Hirnrinde und sind eng mit dem Belohnungssystem verknüpft. Amphetamin drängt Noradrenalin und Dopamin aus den synaptischen Endknöpfen und vermittelt künstliche Wecksignale. Gleichzeitig blockieren Amphetamine eine molekulare „Pumpe“, die Noradrenalin oder Dopamin nach der Ausschüttung sehr schnell in die Endknöpfe zurückschleust. Damit verlängert die Droge die Aktivität der Wecktransmitter. Kokain könnte ähnlich wirken. Bewiesen aber ist bisher nur, daß Kokainmoleküle die Wiederaufnahme von Dopamin in die synaptischen Endknöpfe behindern und so dessen Effekt intensivieren.

Auch Nikotin fördert die Ausschüttung verschiedener Transmitter. Darüber hinaus beeinflusst es das vegetative Nervensystem, doch seine Wirkungen sind im Detail sehr komplex und wenig erforscht. Unklar ist bislang auch, warum Nikotin so stark süchtig machen kann. Denn die Entzugserscheinungen sind bekannterweise keineswegs so schlimm wie etwa bei Opiaten. Immerhin gilt es als erwiesen, daß Nikotin bei der Entwicklung der Tabak-Abhängigkeit eine wichtige Rolle spielt.

Drogen beeinflussen stets viele Hirnstrukturen, die auf mannigfaltige und oft unbekannte Weise untereinander vernetzt sind – ein Labyrinth von kaum erforschter Komplexität. So können Opiate und verwandte Substanzen je nach Wirkungsort und -umständen die Ausschüttung von Wecktransmittern verändern und dadurch angenehme ebenso wie unangenehme Effekte erzeugen. Oft aktiviert ein Neurotransmitter verschiedene Rezeptortypen. Im Gehirn gibt es etwa mindestens vier Arten von Opiat-Rezeptoren, die von

den verschiedenen körpereigenen Endorphinen unterschiedlich erregt werden.

Eine Ahnung, wie komplex Drogen wirken, vermittelt die Betrachtung des *Locus coeruleus* im Stammhirn, der ein zentraler Ursprungskern des „Wecksystems“ ist. Dieser winzige „blaue Ort“ ist einer der seltsamsten Kerne des Nervensystems: Er enthält zwar nur die Zellkörper von etwa 3000 Nervenzellen, deren Transmitter Noradrenalin ist. Beim „Aufsteigen“ in höhere Hirnregionen verzweigen sich die „Axone“, die weiterleitenden Fortsätze dieser wenigen Neuronen, jedoch so stark, daß sie etwa ein Drittel bis die Hälfte aller Nervenzellen in der Hirnrinde erreichen. Da auch im Belohnungssystem viele Noradrenalin-Syn-

apsen enden, sind sie womöglich an der Amphetamin-Euphorie beteiligt. Manche Forscher sehen im *Locus coeruleus* gar den „Kern des Ich“ und in der durch ihn erzeugten Wachheit die Basis des Bewußtseins.

Normalerweise aktivieren bedeutsame Sinneseindrücke, vielleicht aber auch Gedanken diesen „blauen Ort“. „Bewußtseinerweiternde“ Drogen wie Meskalin oder LSD erhöhen zumindest im Tierversuch seine Empfindlichkeit auf solche Reize: Die überwachte Bewußtseins-helle, aber auch die vermeintlich tiefe Bedeutung, die ganz normale Dinge im „psychedelischen“ Rausch bekommen, könnten über den *Locus coeruleus* vermittelt werden.

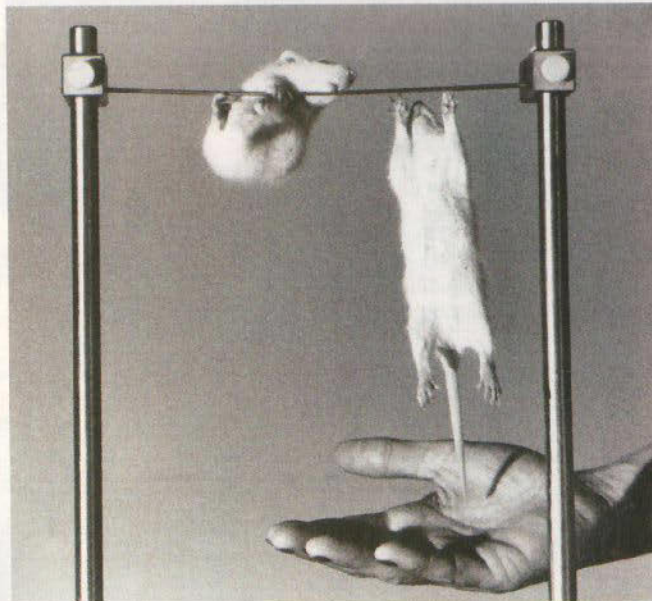
Im balancierten Wechselspiel mit dem „Wecksystem“ arbeitet

das „Beruhigungssystem“, dessen Nervenzellen Serotonin ausschütten. In feiner Abstimmung regulieren sie zusammen unter anderem den Schlaf-Wach-Rhythmus. Manche Drogen beeinflussen nicht nur das Wecksystem, sondern auch das Beruhigungssystem auf vielfältige Weise. Sie wirken dadurch indirekt wieder auf das Wecksystem und speziell auf den *Locus coeruleus* zurück, der seinerseits vom Beruhigungssystem gedämpft wird.

Komplexer geht es kaum. Auch die Wachheit, die der *Locus coeruleus* vermittelt, ist keineswegs immer angenehm: Wird er mit einer Elektrode gereizt, ist Panik die Folge. Ein stimuliertes Tier benimmt sich jedenfalls, als wäre es von grenzenlosem Schrecken beherrscht: eine Analogie zum psychedelischen „Horrortrip“?

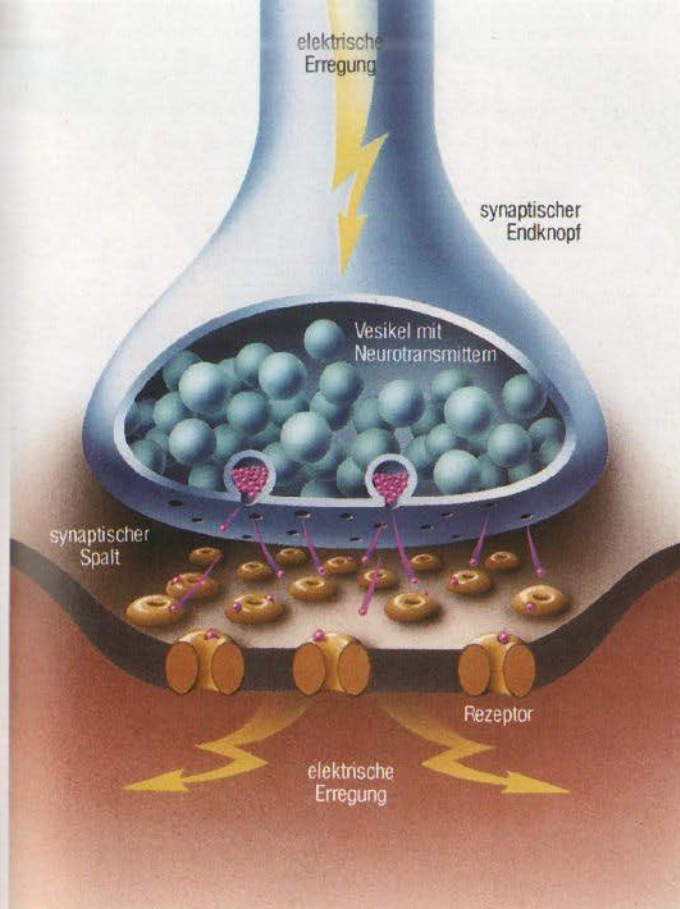
Welche Rolle Noradrenalin-Neuronen im Belohnungssystem genau spielen, liegt noch im dunkeln. Denn das System funktioniert nach deren Zerstörung noch gut. Ohne Dopamin allerdings, den zweiten Transmitter des Wecksystems, scheinen euphorische Empfindungen nicht möglich zu sein. Sind die Dopamin-Neuronen des Belohnungssystems zerstört oder die Dopamin-Rezeptoren des *Nucleus accumbens* blockiert, haben süchtige Versuchstiere keine Lust mehr auf Kokain oder Heroin. Die Dopamin-Nervenbahnen, die zu diesem Kern führen, und auch der Nucleus selbst scheinen eine zentrale Rolle bei vielen oder gar allen Süchten zu spielen.

Dopamin verursacht aber trotz seiner angenehmen Effekte



Erst kommt das »High« und dann der »Absturz«

Betrunken fällt eine Ratte vom Reck, während ihre ebenfalls alkoholisierte Artgenossin sich – unter dem Einfluß eines Test-Medikaments – recht und schlecht zu halten vermag. Keine Probleme mit der Gravitation hat der schläfrige Koala-Bär: Dem australischen Beuteltier wird nachgesagt, daß es nach Eukalyptusblättern süchtig sei



Viele Drogen wirken an Synapsen. Diese Schalter zwischen Nervenzellen übertragen mit Transmitterstoffen elektrische Impulse. Kokain etwa verhindert nach der Ausschüttung des Neurotransmitters Dopamin in den synaptischen Spalt dessen Wiederaufnahme in den synaptischen Endknopf

anscheinend auch eine der schlimmsten möglichen Folgen längerer Amphetamin- oder Kokainmißbrauchs: die sogenannte Stimulanzienpsychose, deren Merkmale wie Stimmenhören und Verfolgungswahn an die paranoide Form der Schizophrenie erinnern. Tatsächlich bestehen zwischen beiden Krankheiten Parallelen: Die Symptome der Psychose lassen sich durch Schizophrenie-Medikamente mildern, die eine bestimmte Sorte Dopamin-Rezeptoren blockieren und damit die Dopamin-Aktivität in verschiedenen Hirngebieten dämpfen. Dieser Zusammenhang macht es umgekehrt möglich, neue Mittel gegen Schizophrenie zu testen, indem man zunächst deren Wirkung auf Amphetamin-Effekte bei Tieren prüft.

Ob das Netzwerk des Belohnungssystems, wie es heute von Hirnforschern begriffen wird, wirklich der entscheidende Entstehungsort für alle angenehmen Gefühle ist, kann noch niemand mit Sicherheit sagen. Zwar glauben viele Wissenschaftler, daß sowohl Opiat- als auch Stimulan-

zien-Euphorie im Belohnungssystem entstehen. Doch es könnte durchaus sein, daß letztlich unterschiedliche, heute aber noch unbekannte Hirnstrukturen Voraussetzung für die euphorisierende Wirkung unterschiedlicher Stoffe sind.

So ist es bislang noch nicht gelungen, die Wirkungsorte des Alkohols im Gehirn eindeutig zu lokalisieren. Bekannt ist, daß er, mäßig genossen, Dopamin-Neuronen aktiviert. Zwar könnte es sein, daß Abbauprodukte des Alkohols im Körper opiatähnliche Stoffe bilden. Doch Alkoholiker zeigen keine Toleranz gegen Opiate, wohl aber gegen Beruhigungsmittel, deren Wir-

kungen offensichtlich mit denen des Alkohols verwandt sind.

Alkohol verändert wahrscheinlich die Membranen der Nervenzellen und damit die Fortleitungsgeschwindigkeit der elektrischen Impulse – Koordinationsschwierigkeiten und Reaktionsverlangsamung könnten damit zusammenhängen. Neuen Forschungen zufolge dämpft Alkohol, indem er die biochemischen Aktionen von Rezeptoren behindert, die auf „erregende“ Transmitter reagieren. Bei chronischem Trinken erhöht sich die Zahl dieser Rezeptoren: Das könnte zur Toleranzentstehung beitragen und das Entzugssymptom „Krampfanfälligkeit“ zumindest teilweise erklären. Doch die „systemischen Effekte“ des Alkohols im Gehirn sind – wie auch die des Nikotins – nach wie vor schwer zu analysieren.

Warum aber wird der eine süchtig und der andere nicht? Nach Ansicht mancher Psychologen erhöhen „passive Konfliktlösungsstrategien“ und „Minderwertigkeitsgefühle“ die Suchtanfälligkeit, doch eine definierbare „Suchtpersönlichkeit“ scheint es nicht zu geben. Andere Forscher haben ihre Spekulationen auf die Genetik verlegt und versucht, beispielsweise einen angeborenen Endorphinmangel mit der Neigung zur Opiatsucht oder einen Mangel an Wecktransmittern mit der Stimulanzien sucht in Zusammenhang zu bringen. Doch vermutlich wird allenfalls eine allgemein erhöhte Anfälligkeit für Drogen vererbt.

Bis heute ist der Nachweis einer genetischen Vorbelastung für Drogensucht nicht gelungen – mit einer Ausnahme: Es gibt Erbanlagen, die eine Neigung zum Alkoholismus erhöhen: Söhne von Alkoholikern werden auch dann überdurchschnittlich häufig alkoholsüchtig, wenn sie nicht bei ihren Vätern aufwachsen, sondern direkt nach der Geburt zu Adoptiveltern kommen. Es könnte sein, daß das „Alkohol-Gen“ einen Rezeptor für Dopamin verändert: Amerikanische Forscher berichteten im Frühjahr 1990, bei vielen Alkoholikern sei das „D2-Dopamin-Rezeptor-Gen“ verändert – eine Variation, die in der Normalbevölkerung eher selten ist.

Versuche, mit dem „Alkohol-Gen“ belastete Menschen anhand ihrer Persönlichkeit von anderen zu unterscheiden, sind indes mit Vorsicht zu betrachten. Und: Zur Flasche gezwungen wird niemand durch ungünstige Erbanlagen.


So viel scheint klar zu sein: Biochemie ist kein Schicksal. Selbst Kokain und Opiate machen nicht so zwangsläufig süchtig, wie oft angenommen wird. So haben Medizinstatistiker in gründlichen Untersuchungen festgestellt, daß mit Morphin behandelte Schmerzpatienten entgegen dem geläufigen Vorurteil nur äußerst selten zu Morphinisten werden. Viele amerikanische Soldaten, die im Vietnamkrieg Heroin nahmen, wurden zu Hause sehr schnell wieder „clean“. Auch der erschreckende Verfall Heroinabhängiger scheint keineswegs nur Folge des Giftes zu sein, sondern vor allem der Beimengungen. Die Diskriminierung von Süchtigen sowie das dadurch verstärkte negative Selbstbild dürften erheblich zum Ruin beitragen – und sogar die Sucht stabilisieren: So bringen Minderwertigkeitsgefühle manchen zum Drogenkonsum, der dann die Minderwertigkeitsgefühle weiter verstärkt, was ihn nur wieder zur Droge greifen läßt und so fort.

Menschliches Suchtverhalten ist ein komplexes Wirkungsgefüge aus Biochemie und Psychologie im Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft. Dessen Erhellung kann die einsame Heroinratte mit ihrem Hebel nur in Grenzen dienen. □



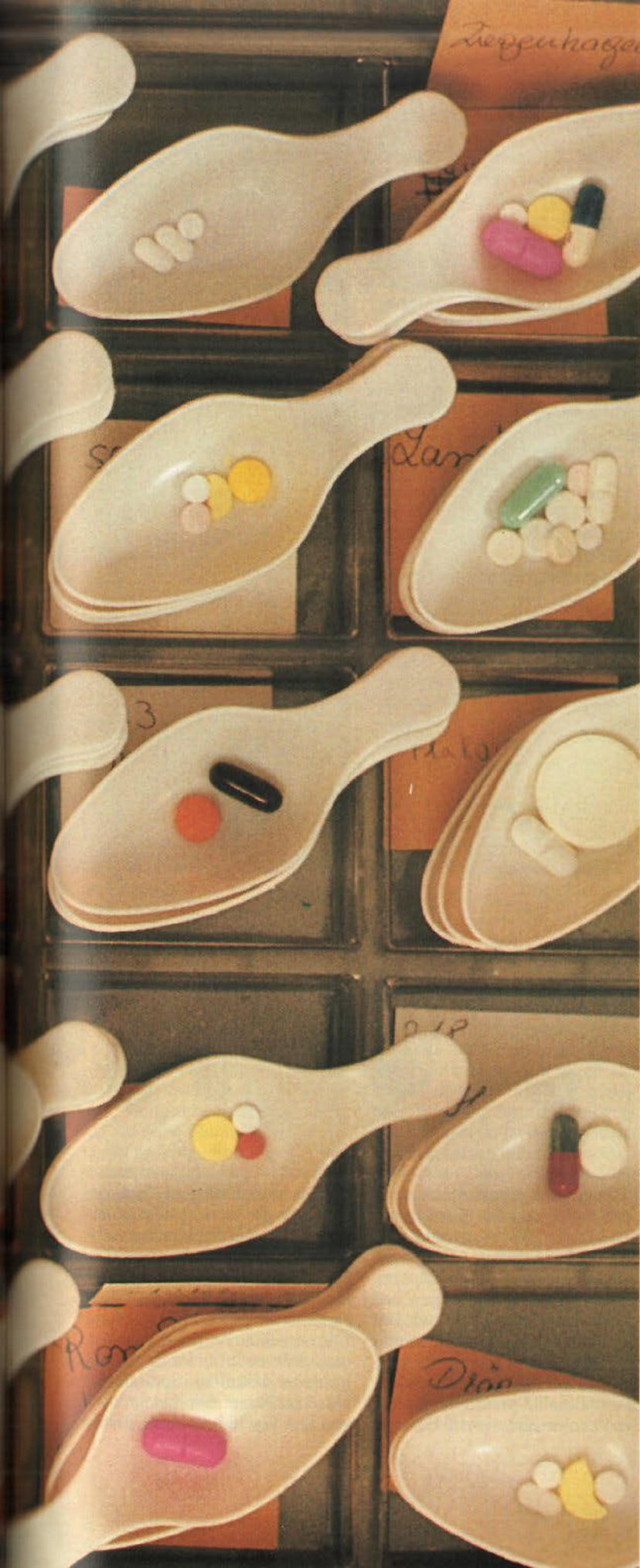
Die Herausforderung. Ästhetik, Didaktik und Realität in Einklang zu bringen, reizt die Grafik-Designerin Barbara Michael bei jeder Aufgabe neu.

Damit sie die am Suchtgeschehen beteiligten Hirnkerne buchstäblich begreifen konnte, bastelte der Neurobiologe und GEO-Autor Franz Mechsner, 36, ein Modell.



Gemessen an der Zahl der »User« stehen Tabletten ganz oben in der Hierarchie der Suchtmacher, vor allem Tranquilizer, deren Wirkstoff Benzodiazepin als eine der »erfolgreichsten« Erfindungen der Pharmaindustrie gilt. Hausfrauen und Manager, Kinder und Greise – Millionen von Menschen schlucken Chemie für die Seele. Doch die ärztlich verschriebenen Heile-Welt-Pillen gegen Unglück, Angst und Stress können, auf Dauer eingenommen, Menschen zerstören

Die verordnete Droge



MEDIKAMENTE

VON HANIA LUCZAK;
FOTOS: STEPHAN ELLERINGMANN

Wie ein hilfloses Vögelchen öffnet die alte Frau ihren zahnlosen Mund. Die Krankenschwester legt einer Hostie gleich ein weißes Scheibchen auf die ergebene hingestreckte Zunge. „Wie immer, Frau Krüger, die kleine weiße, mit der Sie so gut schlafen.“ Bevor sie geht, streicht sie der Greisin mit dem Kindergesicht über die Stirn. Sie muß weiter, denn die Patientinnen der internistischen Frauenstation warten schon auf den ersehnten chemischen Segen für die Nacht.

Benzodiazepine, die – so eine Herstellerfirma – „größten Renner der modernen Pharmaindustrie“, sind anerkannte Arzneimittel in Psychiatrie und Anästhesie. Sie sind relativ ungiftig und finden Einsatz bei Epilepsien, schweren Angstzuständen oder starken Schlafstörungen. Doch nicht diese Indikationen haben sie zum Mittel für Massen gemacht, sondern ihre „zähmende“ Wirkung. Sie beruhigen, ohne zu betäuben. Ihre mächtige biochemische Information schleicht sich schon nach wenigen Minuten in die Nervenzellen. Als „Tranquilizer“ dämpfen sie Alltagsorgen und Beklemmungen, machen sanft und gelassen, lockern Muskeln und Seelen. Und sie schenken Schlaf. In jedem Moment haben mehr als 100 Millionen Menschen weltweit Benzodiazepine im Blut.

Doch die Pillen stellen Fallen. „Doktor, wie soll das nur weitergehen, meine Angst, meine Unruhe, meine Schlaflosigkeit?“ Wie eine lang zurückgehaltene Flut bricht es aus der Frau im Besucherzimmer des Münchner Max-Planck-Instituts für Psychiatrie hervor. „Doktor, ich höre meinen Herzschlag im Zimmer



widerhallen. Das Gefühl, vernichtet zu werden, läßt nicht nach. Sucht ist besser als dieser Alptraum.“

Die 43jährige Juristin beschreibt ihre Entzugserscheinungen. Vor sieben Wochen hat sie ihr Beruhigungsmittel abgesetzt. Ihre Aussichten, „sauber“ zu bleiben, sind allerdings schlecht. Denn der Weg aus der Benzodiazepinsucht kann viele Monate dauern – und er kann grauenhaft sein. Sogar Depressionen, Psychosen, Delirien und Krampfanfälle können auftreten. „Aus-schleichen“, das langsame Herabsetzen der Dosis, schützt nur bedingt vor den Symptomen.

Hunderttausende Bundesbürger stecken im dumpfen Gefängnis der Chemie

Ein Martyrium, das Millionen Menschen bedroht. Wenn sich die Beruhigungsmittel wie ein klebriger Film über die Seele ziehen, wenn sie Regie über Körper und Gefühle übernehmen, immer neue Zufuhr fordern und das Dasein beherrschen, hat die Sehnsucht nach einem sorgenfreien Leben süchtig gemacht. Die Medikamenten-Abhängigkeit macht dem Suchtproblem Nummer eins, dem Alkoholismus, zunehmend Konkurrenz. Nach Schätzungen stecken bis zu 800 000 Bundesbürger

denn Tablettensucht ist intim verflochten mit medizinischem Handeln.

„Spät kommen Sie heute, Schwester Augusta“, beschwert sich die 40jährige Patientin im geblümten Bademantel. „Fast wäre ich ohne Mutter und Kind eingeschlafen.“ Ihr Blick läßt das Tablett in der Hand der Schwester nicht los. Dort liegen „Mutter und Kind“, wie die Patientinnen eine beliebte Kombination nennen, beisammen: zwei unscheinbare Garanten für das Wohlbefinden im weißen Portionsschälchen, dem „Schiffchen“. Eine stecknadelkopfgroße Pille als „Kind“ und eine größere als „Mutter“. Beide wirken gleich, doch unterschiedlich lange. Eine zum Ein-, die andere zum Durchschlafen.

Schlafmittel darf die Schwester selbständig verteilen. Sie schreibt immer gewissenhaft auf, was sie ausgibt. Doch kaum ein Arzt interessiert sich für die Eintragung im Patientenbogen. Für den Doktor sei dies eine Bagatelle, meint die Schwester. Sie weiß nicht, daß so manche im Krankenhaus auf den Geschmack gekommen sind.

„Benzodiazepine“, sagt ein junger Mediziner in der Station, „sind für Klinikärzte so alltäglich wie Denkmäler. Hundertmal



in dem dumpfen Gefängnis einer chemisch geprägten Wirklichkeit, hinter dessen unsichtbaren Gittern meistens die Schwachen und die vermeintlich Starken der modernen Gesellschaft hocken. Das Suchtrisiko steigt mit der Einnahmedauer. Aber viele wissen nicht, daß sie abhängig sind. Sie nehmen ja nur „ihre Medizin“ – jahrelang und jeden Tag, im Vertrauen auf ärztliche Weisheit,

geht man daran vorbei und weiß doch nicht, welcher Kopf drauf ist.“ Valium, Tavor, Adumbran, Lexotamil, Frisium, Rohypnol und die vielen anderen Präparate, die aus Benzodiazepinen bestehen, gehen indes nicht nur den Klinikern leicht von der Hand. Die Hauptverteiler dieser am meisten verschriebenen Psychopharmaka sind praktische Ärzte. Schätzungsweise sieben Prozent

der Bundesdeutschen bekommen sie als Beruhigungspillen, drei Prozent als Schlafmittel.

Da es Tranquilizer nur auf Rezept gibt, ist diese Sucht vor allem von Ärzten gemacht. Trotz vieler Warnungen in den letzten Jahren sehen etliche Mediziner die „Benzos“ immer noch als harmlose Mittel an. Spezialisten wissen es besser. Wolfgang Poser von der Psychiatrischen Univer-



Obwohl Suchtexperten protestieren, geht das lukrative Geschäft mit den Seelentröstern weiter. Den Profit teilen sich Pharmaindustrie, Großhändler, Apotheker und Ärzte. Bezahlen müssen die armen Schlucker – mit ihren Beiträgen für die Krankenkassen und mit ihrer Gesundheit



sitätsklinik in Göttingen, der die ersten umfassenden Studien in der Bundesrepublik angestellt hat, teilt die Meinung des Oberlandesgerichts Frankfurt: Wer suchterhaltende und -fördernde Mittel auf längere Zeit verschreibe, könne sich der fahrlässigen oder sogar vorsätzlichen Körperverletzung schuldig machen.

Nachdem die Tranquilizer Ende der fünfziger Jahre entwickelt worden waren, atmeten viele Mediziner auf: Endlich, dachten sie, gebe es eine Substanz, die beruhigt und schlaffördernd wirkt, aber nicht, wie herkömmliche Mittel, Heerscharen von Abhän-

gigen und Selbstmördern erzeugt. In rascher Abfolge brachte die Pharmaindustrie immer neue Benzodiazepine heraus. Heute sind weltweit 40 Varianten auf dem Markt, alle mit nahezu gleicher Wirkung. Nur die Verweildauer im Körper ist bei den einzelnen Präparaten unterschiedlich.

Benzos sind molekulare Bremskraftverstärker. Seit 1977 ist bekannt, daß sie sich im Gehirn an spezielle Ankerplätze des Limbischen Systems heften, das unser Gefühlsleben steuert. Die Bindungsstellen sitzen auf der Oberfläche bestimmter Nervenzellen und bilden, so die heutige Hypothese, einen Komplex mit den sogenannten GABA-Rezeptoren. GABA, die Gamma-Aminobuttersäure, wirkt als „Brem-

se“ für Impulse im Gehirn. Wenn Benzos und GABA gleichzeitig an dem Komplex haften, wird das Zentralnervensystem (ZNS) besonders gut gehemmt. Damit erklären sich Forscher den krampflösenden Effekt der Tranquilizer. Wie die Mittel Angst beseitigen, ist allerdings noch unklar.

Die zufällig im Labor synthetisierten Benzos passen so gut an die Rezeptoren im Gehirn, daß Pharmakologen sich fragen, zu welchem Zweck die Bindungsstellen ursprünglich von der Natur geschaffen worden sind. Bis heute suchen viele Arbeitsgruppen nach körpereigenen Substanzen, die an diesen Rezeptoren andocken. Dem Entdecker „winkt ein Nobelpreis“, meint Wolfgang Poser. Denn die Wis-

Aus Angst vor der Angst in den Tod



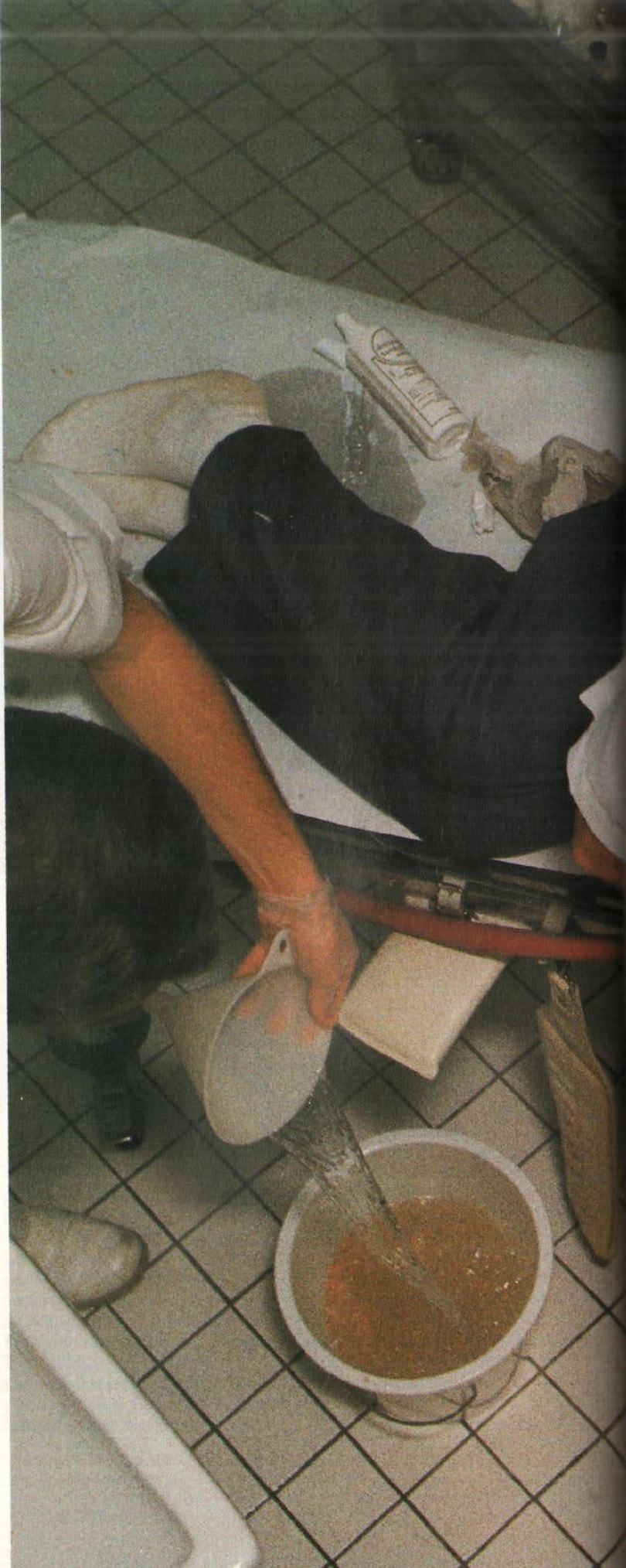
senschaftler hoffen, damit auch das Geheimnis der Angstentstehung zu lüften.

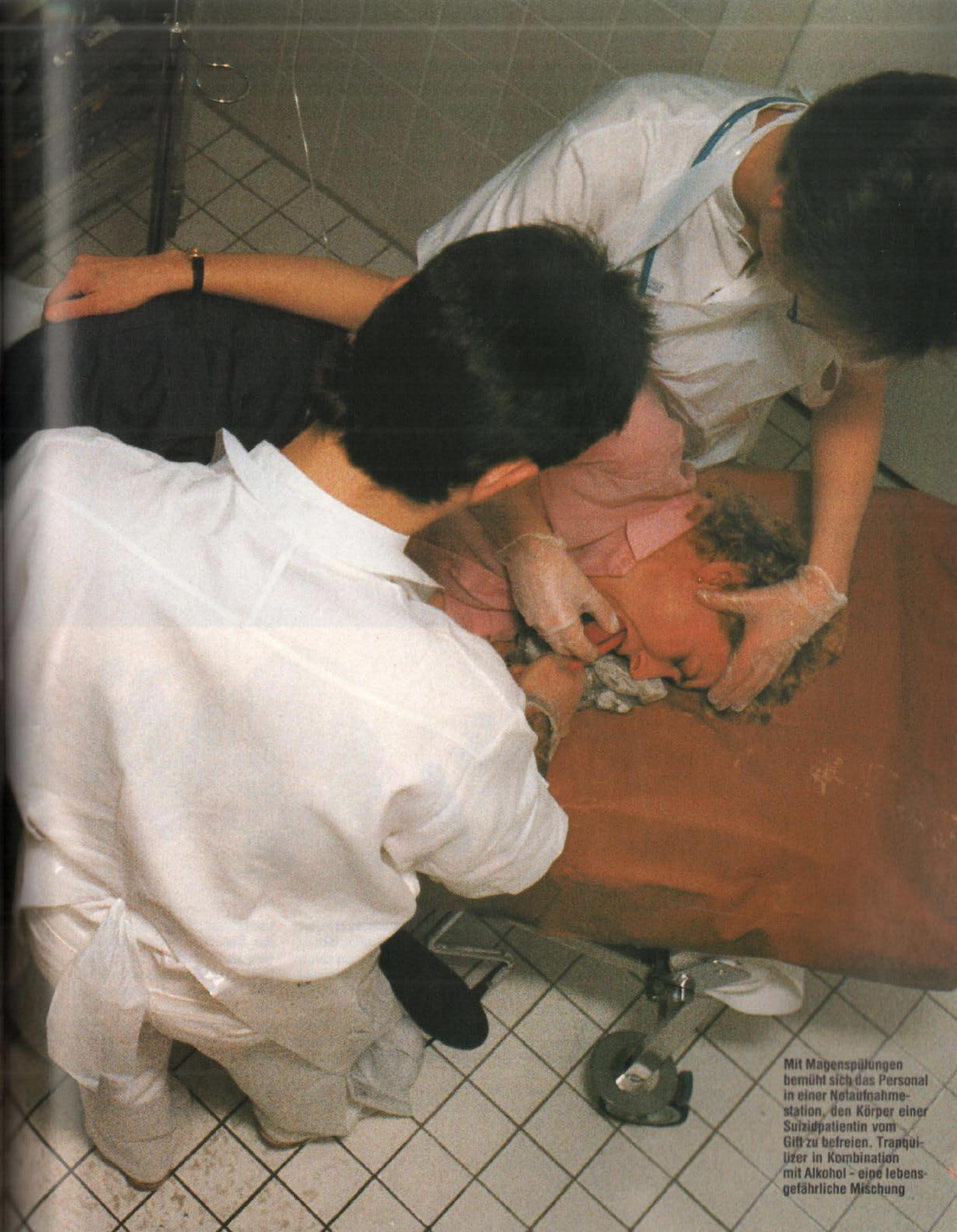
Forscher grübeln noch über einem weiteren Rätsel. Warum sind die synthetischen Beruhigungsmittel in winzigsten Konzentrationen in der Umwelt zu finden? Wie kommt Valium in Kartoffeln? Stellt auch die Natur diese vom Menschen erfundenen Wirkstoffe selbst her, oder handelt es sich um eine „medikamentöse Umweltverschmutzung“? Die Antwort kennt zwar noch niemand. Doch solche Spekulationen lassen ahnen, welche Unmengen Benzos bis heute verbreitet worden sind.

Dabei wurde schon 1961 in den USA bekannt, daß die Mittel psychische wie körperliche Abhängigkeit hervorrufen können. Doch diese Tatsache konnte die Verschreibungs-Euphorie – gefördert von einer beispiellosen Werbekampagne – nicht aufhalten. Hierzulande dauerte es mehr als 20 Jahre, alle Hersteller zu zwingen, in ihren Beipackzetteln auf das Suchtpotential hinzuweisen. Nun forschen die Firmen an neuen Benzos, die eine Flucht aus der rauen Wirklichkeit ohne die Nebenwirkung Sucht gestatten. Eine Droge, die das Leben erträglich macht und die Menschen ruhigstellt, ohne zu schaden? Schöne neue Welt.

Noch kehren die alten Besen gut. Erst kürzlich berichtete das Bundesgesundheitsamt, der Tranquilizer-Konsum nehme nur geringfügig ab. 1988 wurden in der Bundesrepublik 800 Millionen Tagesdosen Benzodiazepine verschrieben. Mit einem Preis von 50 Pfennig pro Tagesration, den zum Großteil die Krankenkassen bezahlen, sind „Glückspillen“ billiger als alle anderen Suchtmittel.

„Aber der Preis, den ich zahle, ist verdammt hoch“, sagt die Entzugspatientin im Münchner Max-Planck-Institut. Mit zitternder Stimme erzählt sie über die Anfänge ihrer jahrelangen Sucht. Nur einmal wird sie böse, als sie ihren Vater, einen Krankenpfleger, erwähnt. Er hatte ihr die erste Tablette gegeben, als sie ein-





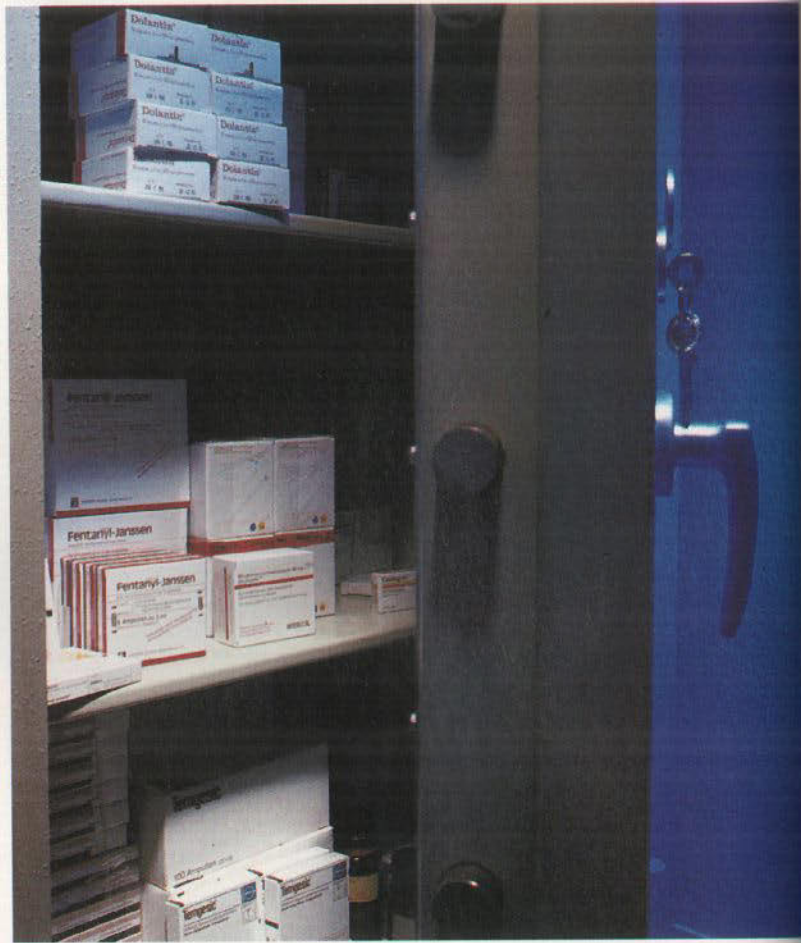
Mit Magenspülungen bemüht sich das Personal in einer Notaufnahme-station, den Körper einer Suizidpatientin vom Gift zu befreien. Tranqui-lizer in Kombination mit Alkohol - eine lebens-gefährliche Mischung

**„Sie wirken so gut,
daß Ärzte blind werden für
Nebenwirkungen“**

mal nicht zur Schule gehen wollte und weinte. Später besorgte sie sich vor Prüfungen die Mittel selber. „Kinderleicht ist das gewesen.“ Der Hausarzt verschrieb sie ihr immer ohne Widerspruch.

Das Rezept für die Fünfziger-Packung holte sie sich meistens direkt bei der Sprechstundenhilfe. „Pillenschleudern“ nennt Wolfgang Poser solche Standeskollegen.

Sind Ärzte verantwortungslose Dealer? Oder fehlt es ihnen einfach an pharmakologischem Sachverstand? Die Benzos sind tückisch, sie stellen auch den Medizinern Fallen. „Sie wirken so gut“, sagt Wolfgang Poser, „daß Ärzte blind werden für Nebenwirkungen.“ Außerdem sei es schwer, Pillenabhängige zu erkennen, denn bei vielen handele es sich um eine besondere Art von Sucht. „Niedrigdosis-Abhängigkeit“ nennen Experten das ungewöhnliche Phänomen: Die Dosis der „Droge“ muß nicht ständig erhöht werden. Bis zu 50 Prozent der Langzeitkonsumenten schlittern auch nach Einnahme therapeutisch kleiner Mengen in eine Abhängigkeit.



Denn: Beim Absetzen können Angstzustände, Unruhe und Schlaflosigkeit verstärkt zurückkehren, also gerade jene Symptome, gegen die das Mittel eigentlich wirken sollte. Viele Ärzte, die diese Entzugserscheinungen nicht kennen, unterliegen einem folgenschweren Irrtum. Sie meinen, der geplagte Patient sei immer noch krank und brauche weiterhin sein beruhigendes Medika-

ment. Ohne es zu wissen, treiben sie ihn noch tiefer in die Sucht.

„Wenn ich oben am Berg stand“, erzählt die Juristin weiter, „kamen erst mal fünf Milligramm Frisium hinein, dann rutschten die Ski wie von selbst. Beruflich lief am Anfang alles so glatt. Mein Zorn verschwand, ich war voll Geduld und Langmut.“ Sie holt ihr blaues, feingearbeitetes Pillendöschen aus der Hand-

tasche und hält es fest. Obwohl die Dose jetzt leer ist, kann sie sich von ihr nicht trennen. Sie hat ihr so lange Schutz gewährt.

„Dann wurde fast unmerklich alles bleiern und schwer. Meine Gefühle waren weg, ich wurde ein Roboter. Wenn ich mich im Spiegel ansah, habe ich geahnt, daß es noch eine andere gibt. Und dann, vor zwei Monaten, kam der Zusammenbruch. Es



Berge von Schlafmitteln dürfen Schwestern bedenkenlos verteilen – im Gegensatz zu den streng verwahrten Opiaten. Dabei können auch die »Bagatellen« vor allem Langzeitpatienten in die Sucht treiben



war ein Samstag. Ich hatte unerklärliche, panische Angst, den Mülleimer auszuleeren, abzuwaschen, mich hinzulegen. Plötzlich half mein Frisium nicht mehr. Da dachte ich an den Tod.“

Für Experten wie Poser ein typischer Verlauf. Der erlösende Einfluß des Medikaments kann schon nach einigen Wochen nachlassen. „Die Leute werden tolerant“, sagt der Pharmakolo-

ge. Die Dämpfung der ZNS-Aktivität äußert sich nach einer gewissen Zeit in Apathie. Das Mittel führt plötzlich ein Eigenleben. Ein noch schlimmerer Effekt, vor allem bei Langzeitkonsumenten: Die Wirkung kann sich umkehren, das erst als segensreich empfundene Medikament produziert plötzlich selber Angst.

Auch ohne ihr Abhängigkeitspotential wären Benzodiazepine

keine harmlosen Arzneien. Einschränkung des Reaktionsvermögens, Leistungsminderung, Realitätsverlust, Gedächtnisstörung und Schwäche können auftreten. Diese Faktoren dürften für das fünffach erhöhte Unfallrisiko bei Autofahrern mit Tranquilizern im Blut mitentscheidend sein. Abnahme der Libido und Potenz, Depressionen und Artikulationsstörungen sind wei-

tere mögliche Nebenwirkungen. Doch wirklich gefährlich wird es, wenn ein „Anstieg aggressiver und selbstzerstörerischer Impulse zu verzeichnen ist“, erklärt Poser. Bei vielen Selbstmorden sind Tranquilizer beteiligt, vor allem in Kombination mit Alkohol. Sogar ein florierender Schwarzmarkt existiert. Zur Zeit steht das Mittel Rohypnol, der „Edelrenner“ (Poser), in der Drogen-Szene hoch im Kurs.

Daß die Pillen dennoch als Allerweltsmittel gelten, liege an ihrem „ungeheuer breiten Einsatzspektrum“, meint Gerd Glaeske, langjähriger Kenner der „legalen Szene“. Selbst Kinder bleiben nicht verschont: 15,4 Prozent der verschriebenen Medikamente für Kinder sind Psychopharmaka, die aus Zappelphilipps Muster-schüler machen sollen.

In seinem Büro in der Beratungsstelle der AOK Mettmann liest der Pharmazeut aus der „Roten Liste“ vor, dem von der Industrie konzipierten Arznei-Nachschlagewerk: Emotionell bedingte Schlaf- und funktionelle Organstörungen, Stimmungs-beeinträchtigung und Antriebsstörungen bei nervösen Erschöpfungszuständen, oder gar Verhaltensstörungen, Sexualneurosen und prämenstruelle Spannungen. Von einer klaren Indikation könne keine Rede sein, ent-rüstet sich Glaeske. Deshalb verschrieben viele Mediziner die Präparate so gern bei „unklaren langandauernden Leiden“, obwohl sie nur zwei bis vier Wochen angewendet werden sollten.

Psychologen haben begonnen, das komplizierte Zusammenspiel von Arzt und Patient zu erforschen, das diesen Fehlverschreibungen zugrunde liegt. Etwa ein

Drittel der Patienten in den Praxen klagten über „diffuse Befindlichkeitsstörungen“, die meist aus emotionalen Konflikten resultieren.

Der naturwissenschaftlich geprägte Arzt ist oft ratlos. Doch in der „Roten Liste“ findet er eine passende Indikation für ein Beruhigungsmittel. Mühelos verwandelt er damit die problematischen, zeitbeanspruchenden Patienten in dankbare, die wiederkommen.

Untersuchungen belegen, daß Medizinstudenten, über Jahre hinweg betrachtet, eine „signifikante Zunahme an Zynismus und eine Abnahme humanitärer Einstellung“ zeigen. Dies kann als „Ausdruck intrapsychischer Abwehr gedeutet werden“. Da viele Ärzte nicht gelernt haben, sich den emotionalen Belastungen ihres Berufs zu stellen, entwickeln sie häufig eine „unpersönliche mitmenschliche Haltung“ gegenüber ihren Patienten. Der Rezeptblock erspart ihnen die Kommunikation, kompensiert Hilflosigkeit, verteidigt die Machtposition und befriedigt den Wunsch zu helfen.

Sicherlich könne es vorkommen, erklärt Wolfgang Poser, daß „Patienten geradezu um Medikamente betteln, sobald sie einen weißen Kittel sehen“. Aber ihnen die Schuld in die Schuhe zu schieben und wie so oft von Erwartungshaltung zu sprechen hieße nach Gerd Glaeske: „elegant im Umkehrverfahren die Verantwortung von den Ärzten abzuwälzen“. Tatsache sei, daß ein Arzt mehr mit schnell ausgefüllten Rezepten verdiene als mit Gesprächen.

Schwester Augusta muß sich sputen, sie hat erst die Hälfte der Patientinnen versorgt. „Damit Sie mal vergessen können“, sagt sie und reicht der dicken Frau die synthetische Schlummerhilfe. Die Patientin macht sich Sorgen darüber, „ob zu Hause auch alles klappt“. Das blasse Mädchen im Nebenbett dreht das Gesicht zur Wand. „Solche Probleme möchte ich auch haben“, flüstert sie. Das

In Anzeigen für Psychopillen werden Frauen 15mal häufiger abgebildet als Männer. Tatsächlich gehen etwa zwei Drittel der Verschreibungen an das sogenannte schwache Geschlecht. Die Zahl der weiblichen Abhängigen ist daher schätzungsweise doppelt so hoch wie die der männlichen. Jahr für Jahr diagnostizieren Ärzte bei Frauen mehr als doppelt so viele Depressionen, Neurosen und Psychosen wie bei Männern.

Sind Frauen psychisch anfälliger? Eine Reihe neuerer Studien hat gezeigt, daß es zunächst auf die Definition von Gesundheit ankommt. Eine davon: Drei Gruppen von Therapeuten bekamen den gleichen Fragebogen. Die erste sollte einen psychisch gesunden Menschen beschreiben, die zweite einen gesunden Mann und die letzte eine gesunde Frau. Das Ergebnis: Das Bild vom gesunden Mann entsprach dem vom gesunden Menschen, die Vorstellung von der gesunden Frau der vom psychisch gestörten Mann. Der psychisch gesunden Frau wird geringe Objektivität attestiert, sie gilt als emotional, kindlich und scheu. Genau dieselben Eigenschaften schrieben die Therapeuten seelisch gestörten Männern zu. Offenbar blickt die traditionelle Medizin und Psychologie durch eine getrübbte Brille, denn als seelisch gesund gilt eigentlich nur der Mann.

Das Risiko einer Frau, tatsächlich „gemütskrank“ zu werden, ist allerdings erheblich größer, wenn sie verheiratet ist. Bei Männern funktioniert es genau umge-



gefüllte Schiffchen hat den Weg zu ihrem Nachttisch schon gefunden. Die Schwester nimmt eine junge Hand in ihre alte. „Ja, wir Frauen haben es manchmal schwer.“

Das wissen auch die Werbefachleute der Pharmaindustrie:

kehrt. Offenbar fungiert die Ehe als deren Schutz vor psychischen Leiden. „Frauen leisten anstrengende Beziehungsarbeit“, sagt Glaeske. Sie stünden unter dem dauernden Druck, familiäre Spannungen auszugleichen, ihre Männer bei Mißerfolgen aufzu-

**Sanftmut
per Chemie – besonders
für das schwache
Geschlecht**

Mein Kopfweh ist schlimm. Aber fast genauso schlimm ist, wie mein Mann darauf reagiert." Ein Werbetext für ein Kopfschmerzmittel, Zielgruppe Frauen. Von den jährlich drei Milliarden hierzulande verkauften Schmerzpillen gelangt der größte Teil in weibliche Hände. Nach Umfragen setzt einer von zehn Bundesbürgern regelmäßig auf die lindernde Wirkung der sogenannten Analgetika. Experten schätzen, daß von drei chronisch Schmerzkranken zwei tablettenabhängig sind. Vor allem frei verkäufliche Kombinationspräparate können bei regelmäßiger Einnahme Abhängigkeit erzeugen. Die meisten

Mittel enthalten beispielsweise zusätzlich Coffein. Dieser klassische „Belebungsstoff“ hat jedoch nach Meinung vieler Fachleute in Analgetika nichts zu suchen. Denn mit der Zeit tritt die belebende Wirkung in den Vordergrund, und Coffein-Entzugskopfschmerz reizt zu neuer Einnahme. Außerdem können diese Mittel schwere Nierenschäden verursachen.

Stark wirksame Analgetika mit hohem Suchtpotential wie Morphin und dessen Abkömmlinge fallen unter das Betäubungsmittelgesetz. Das erschwert zwar ihre allgemeine Verbreitung, nicht jedoch den Mißbrauch, vor allem durch medizi-

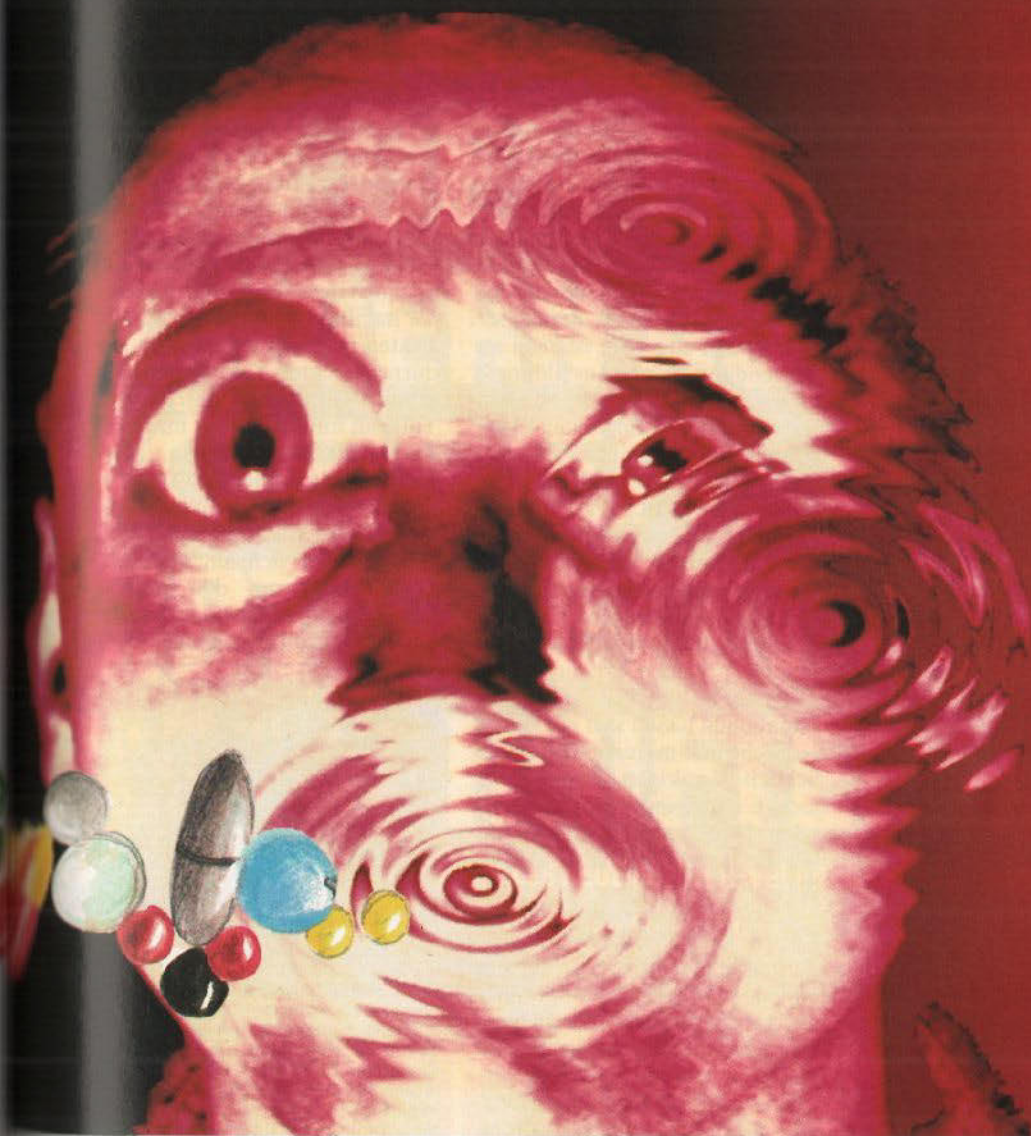
Neben- wirkung Sucht: die dunkle Seite von Medikamenten

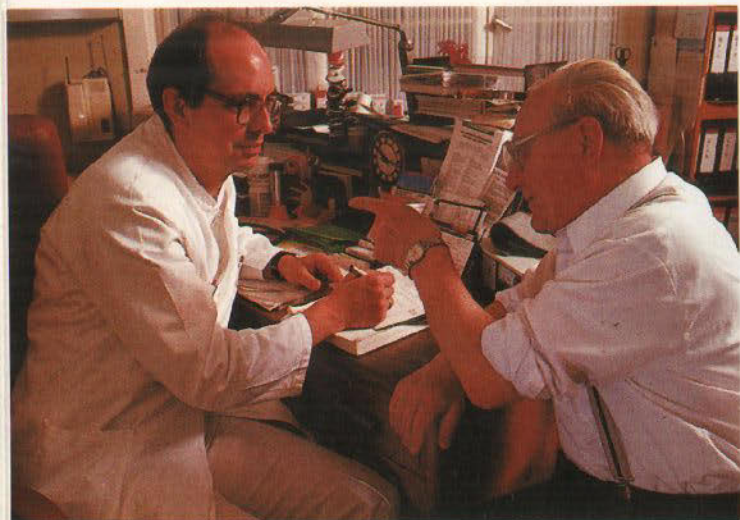
nisches Personal. Codein, das im Körper zum Teil in Morphin umgewandelt wird, ist in Husten- und Schmerzmitteln in niedrigen Dosen allerdings leicht zu haben.

„Sie kann“, bescheinigen Werbetexter einer Frau mittleren Alters. Sie kann, weil sie – wie über vier Millionen Bundesbürger – Abführmittel nimmt. Aber bald wird sie wohl nicht mehr können. In den Packungen fehlen häufig Hinweise auf bedrohliche Nebenwirkungen: Kaliummangel, Folge hoher Wasserausscheidung, führt zu Appetitlosigkeit, Muskelschwäche, beschleunigtem Herzschlag – und zu Darmträgheit. Die Spirale der Abhängigkeit setzt sich in Gang.

„Freuen Sie sich auf zusätzliche Anerkennung und Bewunderung.“ Reklame für Appetitzügler, die im Wert von über 40 Millionen Mark im Handel sind. Der stimulierende Inhaltsstoff DL-Norephedrin, ein Verwandter des Aufputschmittels Amphetamin, dämpft Hunger. Mögliche Nebenwirkungen: Bluthochdruck, Psychosen, Abhängigkeit, Schlaganfälle. Doch immer noch sind jene „Schlankmacher“ in der Bundesrepublik frei verkäuflich.

Aus Amphetaminen bestehen auch „Psychostimulanzien“, die vorübergehend leistungssteigernd und euphorisierend wirken. Diese Sucht erzeugenden Medikamente, die zur Überschätzung der eigenen Kräfte verleiten, werden bezeichnenderweise überwiegend Männern verordnet.





Wenn alte Menschen mit unklaren Leiden in die Sprechstunde kommen, greifen viele Ärzte zum Rezeptblock: Verschreibungen von »Benzos«, die lediglich ruhigstellen, gehen ihnen allzuleicht von der Feder

fangen und emotional zu fördern. Sie müssen zusätzlich gegen die Mißachtung dieser Arbeit ankämpfen. Beiden Geschlechtern ist, wie Untersuchungen belegen, jedoch eines gemeinsam: Sie erkranken dann häufiger psychisch, wenn sie nicht berufstätig sind. „Nur-Hausfrauen“ und männliche Arbeitslose schlucken besonders viel Tranquilizer.

Das bedeutet allerdings nicht, daß arbeitende verheiratete Männer den Tabletten entsagen: „Wir malen eine Schatzkiste der Gefühle“, sagt eine Gestaltungstherapeutin der „Oberberg-Klinik“ im badischen Hornberg, die sich vor allem „abhängiger Führungskräfte“ annimmt. Ihre

Schnelle Erfolgsrezepte für Scheinlösungen

Schützlinge machen sich daran, mit Aquarellfarben momentane Empfindungen aufs Papier zu bringen. „Jedes Gefühl ist ein Edelstein“, sagt sie. Neid, Ärger, Trauer, Liebe, alle seien wertvoll. Als „emotional extrem unterversorgt“ beschreibt die The-

rapeutin ihre männlichen Patienten. Sie seien Sklaven ihres Leistungsstrebens. Mit Tranquilizern schafften sie es lange Zeit, unauffällig weiter zu funktionieren, wie der Fall Barschel gezeigt habe. Weder Fahne noch Flasche verrate sie. Ein Arzt der Klinik im Schwarzwald schätzt, daß in Hornberg zeitweise ein Notparlament tagen könnte. „So viele Abgeordnete sind manchmal hier.“

Was sind das für „Krankheiten“, die derart unterschiedliche Menschen in die Tablettenabhängigkeit treiben? Ist Stress die Hauptursache? Er entsteht, wenn das „Personen-Umwelt-Gleichgewicht“ gestört ist. Nicht nur dramatische Ereignisse wie Scheidung oder Entlassung bringen diese empfindliche Balance durcheinander, sondern auch chronischer Alltagsärger, Langeweile, Einsamkeit, berufliche oder emotionale Über- und Unterbelastung.

Psychoaktive Medikamente können eine seelische Gleichgewichtsstörung jedoch nicht beheben, sondern nur zudecken. Sie verschleiern zudem, meint Gerd Glaeske, eine allgemein empfundene Entwertung des Menschen, die Frauen vielleicht deutlicher spüren und zugeben. Mangel an Zuwendung, an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen oder die Erwartung einer ökologischen Katastrophe verstärken die Entwertungsgefühle des einzelnen. „Die sollen dann durch Psychopillen wegtherapiert werden“, spottet der Pharmazeut, der seit Jahren die sozialen Ursachen der Benzodiazepinsucht erforscht.

Eine Ruhigstellung kann Patienten in Krisen lediglich kurzzeitig helfen, denn beklemmende Situationen lassen sich nur durch seelische und motorische Beweglichkeit bewältigen. Tranquilizer jedoch unterbinden den dynamischen Prozeß der Verarbeitung. Sie erzeugen eine starre „Stabilität“.

„Aber sollte man deshalb alten Leuten ihre Schlafmittel verweigern oder gar noch einen Entzug einleiten?“ fragt der junge Arzt auf der internistischen Frauenstation. „Lohnt sich das noch? Die Kollegen würden mich für verrückt erklären.“ Knapp zwei Drittel aller Tranquilizer werden

Menschen über 60 Jahren verschrieben. Dabei können die Pillen das Nachlassen der Leistungsfähigkeit massiv beschleunigen. Was Schwester Augusta und ihre „Doktoren“ oft mit „tüttelig“ beschreiben, kann eine Nebenwirkung der Beruhigungsmittel sein: Verwirrtheit, Gangunsicherheit. Bei älteren Menschen häufen sich „paradoxe Reaktionen“. Statt zu beruhigen können die Mittel schwere Erregungszustände und Halluzinationen verursachen.

Pillen für Schwache, oder schwach durch Pillen? Die übermäßige Ruhigstellung von alten Menschen könne Pflegefälle geradezu erzeugen, kommentiert Gerd Glaeske. Sein Ziel ist die gesetzliche Einschränkung von Tranquilizern. Das sogenannte Hamburger Modell, in dem die Ärztekammer nur kleinste Pillenpackungen und handschriftliche Rezepte mit zwei Stempeln zuläßt, sei ein Schritt in die richtige Richtung: Die Zahl der Verschreibungen in Arztpraxen ist in Hamburg zurückgegangen. In den Krankenhäusern bleibt unterdessen alles beim alten.

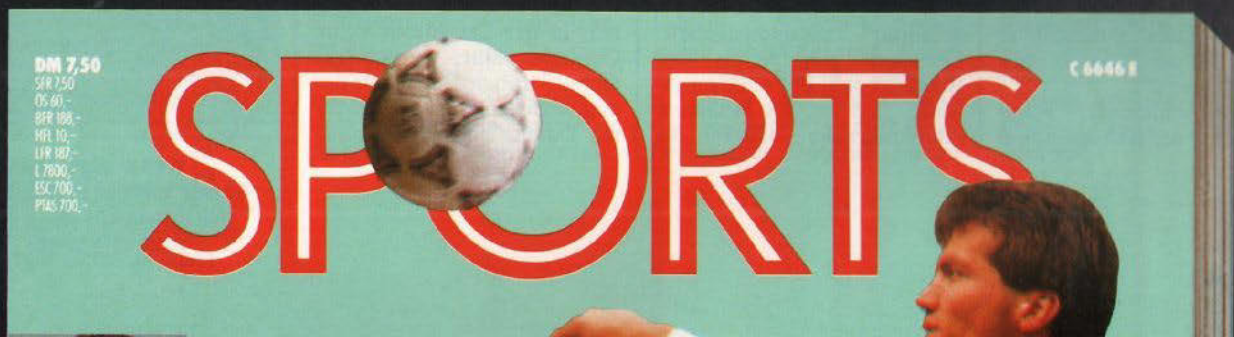
Für die Stationsschwester war es ein Abend wie jeder andere. Sie hat ihren Rundgang beendet. Hinten im Gang zwängt sich ein dürres nacktes Körperchen mit grauem Haarschopf durch einen Türspalt und tippelt ihr mit unsicheren Schritten entgegen. „Frau Krüger, schon wieder“, sagt die Schwester und legt behutsam den Arm um die alte Frau, die unverstündlich vor sich hin murmelt. Das Tablett mit den weißen Schiffchen verschwindet noch einmal im Krankenzimmer. □



Eine erschreckende Erfahrung war es für die GEO-Wissen-Redakteurin **Dr. Mania Luczak**, mitzuerleben, wie viele alte Menschen tagaus, tagein Unmengen betäubender Medikamente zu sich nehmen. Auch dem Arzt und Fotografen **Dr. Stephan Elleringmann** ist bei den Recherchen die Problematik der „Ruhigstellung“ durch Tabletten wesentlich bewußter geworden.

**LIEBER GEO-LESER,
WENN SIE EINE
ZEITSCHRIFT
SUCHEN, DIE NICHT NUR
FÜR DEN KOPF GUT IST,
SONDERN AUCH FÜR DEN
KÖRPER: SPORTS
GIBT'S JETZT BEI IHREM
ZEITSCHRIFTENHÄNDLER.**

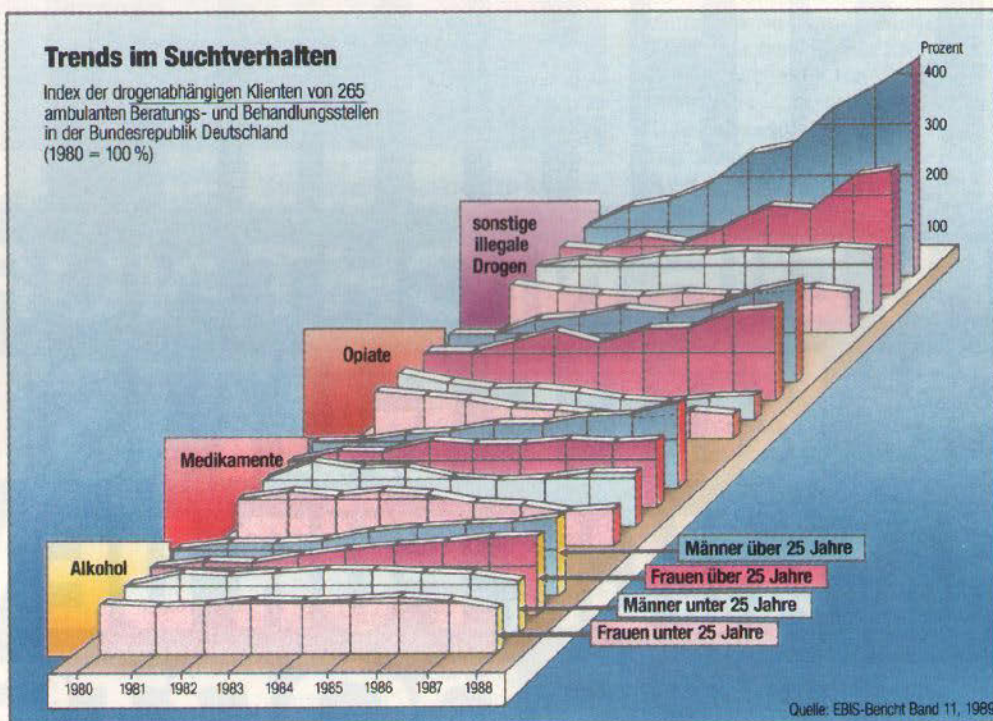
IN SPORTS LESEN SIE JEDEN MONAT ALLES NEUE AUS DER WELT DES SPORTS – UND WIE SIE DAVON PROFITIEREN KÖNNEN.



Ein Schimmer Hoffnung hinter düsteren Tabellen

Trends im Suchtverhalten

Index der drogenabhängigen Klienten von 265 ambulanten Beratungs- und Behandlungsstellen in der Bundesrepublik Deutschland (1980 = 100 %)



Quelle: EBIS-Bericht Band 11, 1989

① Trendwende beim Drogen-Nachwuchs? Der Zuwachs an hilfesuchenden Süchtigen in den Beratungs- und Behandlungsstellen wird fast ausschließlich von der Altersgruppe der über 25jährigen gestellt

VON GÜNTER HAAF

Drei Trends fallen dem Durchschnittsbürger zum Drogenproblem ein – immer mehr, immer schlimmer, immer jünger. Immer mehr: Gut zwei Drittel der Befragten einer im März 1990 veröffentlichten, im Auftrag des Bonner Innenministeriums erhobenen repräsentativen Umfrage glauben, „daß der Drogen- und Rauschgiftmißbrauch in der Bundesrepublik Deutschland in den nächsten Jahren eher zunehmen wird“.

Immer schlimmer: Rund drei Viertel der Befragten sind

„stark beunruhigt“ über die Folgekriminalität, die möglichen Gesundheitsgefahren im Zusammenhang mit Aids und die Zahl der Rauschgifttoden.

Immer jünger: 66 Prozent der Befragten meinen, „daß hauptsächlich Jugendliche Rauschgift nehmen“.

Auch in Sachen Sucht scheint das „immer mehr“, dieses Credo der Wachstumsgesellschaft, zu gelten. Die „Problemlage“ ist im „Jahrbuch '90“ der „Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren“ zusammengefaßt: Demnach gibt es in der Bundesrepublik schätzungsweise „1,5 bis 1,8 Millionen Alkoholranke, 450 000 bis

800 000 Medikamentenabhängige, 60 000 bis 80 000 Drogenabhängige (Heroin, Kokain)“. Den Trend nach oben, so kann es scheinen, belegen harte Fakten, Tabellen über beschlagnahmte Rauschmittel ebenso wie über durchgeführte Entwöhnungsbehandlungen. Und vor allem die Kurve der Drogentoten: 670 im Jahr 1988, 991 im Jahr darauf, 553 schon im ersten Halbjahr 1990.

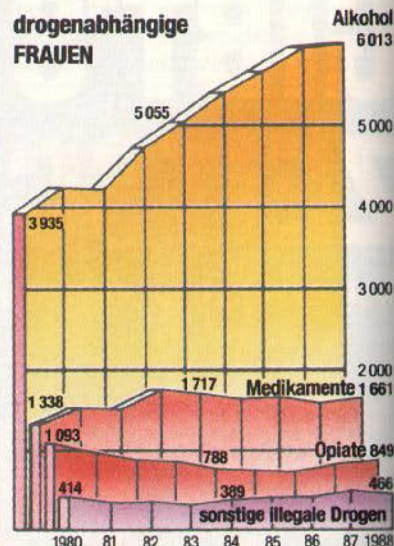
Aber mit Statistiken, sagen Skeptiker, lasse sich alles beweisen, vor allem das Gegenteil. In der Tat gibt es keine Garantie dafür, wie korrekt die aus trüben Bereichen des menschlichen Lebens gefischten Daten, wie wirklichkeits-

nah die Ermittlungen der Polizei oder der Demoskopien sind. Außerdem gaukeln die Ziffern eine Präzision vor, die derart gewonnenen oder gar geschätzten Zahlenkolonnen nicht zusteht. Hinzu kommt die Gefahr, daß plausibel erscheinende Daten allzugern für bare Münze genommen werden. Deshalb ist besonders bei Drogen-Statistiken Skepsis angebracht.

So plausibel die Furcht vor immer mehr Drogen und Drogentoten ist: Die vorliegenden Sucht-Statistiken – Stand Anfang Juli 1990 – schreiben den Horror-Trend nicht in alle Ewigkeit fort. Zweifelsfrei hat sich in den letzten Jahren eine Rauschmittel-Woge aufgebaut, strömt wohl auch seit der Einführung der D-Mark in der DDR mehr Stoff in den jetzt größeren deutschen Markt. Aber es mehren sich auch die Zeichen, daß der Höhepunkt der Flut erreicht ist:

● In den USA scheint die Drogenwelle abzuflauen. Zwei Studien des „Nationalen Instituts gegen Drogenmißbrauch“, Ende Juni veröffentlicht, zeigen, daß im letzten Quartal 1989 beim Kokain das Angebot sank sowie die Zahl der Toten und in Notaufnahmestationen eingelieferten Süchtigen signifikant kleiner wurde. Umfragen legen nahe, daß seit einigen

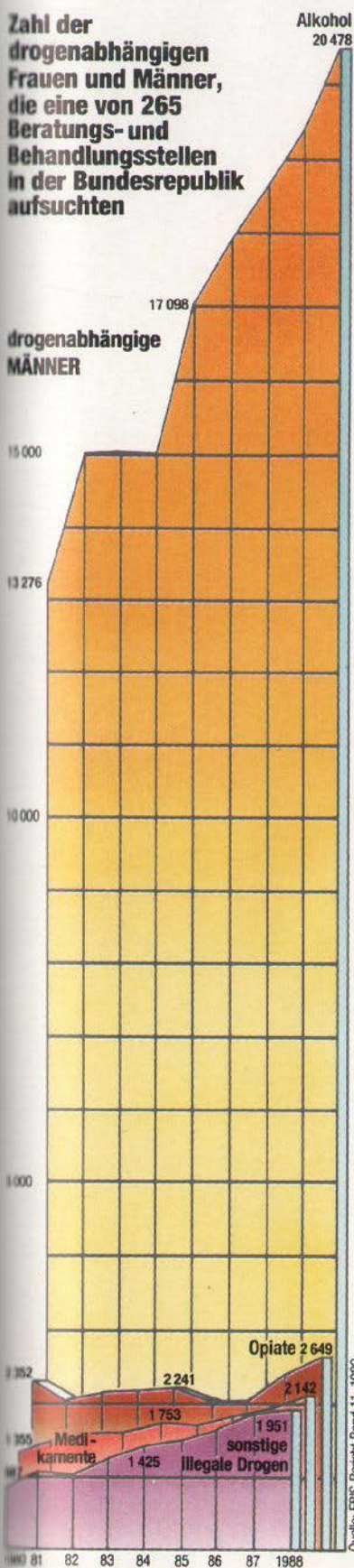
drogenabhängige FRAUEN



② Weit weniger Frauen als Männer kommen in Beratungs- und Behandlungsstellen; sie zeigen auch ein anderes ...

Zahl der drogenabhängigen Frauen und Männer, die eine von 265 Beratungs- und Behandlungsstellen in der Bundesrepublik aufsuchten

drogenabhängige MÄNNER



Jahren Schüler der oberen Klassen nicht mehr so häufig zu harten Drogen greifen wie die vorangegangenen Jahrgänge. „Der Kokain-Epidemie“, glaubt der Arzt John Newmeyer aus San Francisco, „geht der Nachwuchs aus.“

● Auch in der Bundesrepublik verläuft die Entwicklung seit 1970 keineswegs linear nach oben. Die Zahl der Drogentoten etwa halbierte sich nach einem ersten Gipfel im Jahr 1979 in der Mitte der achtziger Jahre und steigt erst seit 1986 wieder an (Grafik 4). Und der Anstieg der Zahl Abhängiger, die in Beratungsstellen Hilfe suchten, geht zum größten Teil zu Lasten des Alkohols (Grafik 2). Bei dieser Volksdroge ist eine Stabilisierung des Pro-Kopf-Verbrauchs, wenn auch auf hohem Niveau, sowie ein Rückgang der Straßenverkehrsunfälle unter „Alkoholeinfluß“ erkennbar (Grafik 3).

● Auch bei deutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen – der Altersgruppe zwischen 14 und 25 Jahren – zeichnet sich eine Trendwende ab: In den Beratungs- und Behandlungsstellen wird die Zahl vor allem junger weiblicher Hilfesuchender (Grafik 1) geringer, wobei der Rückgang teilweise darauf zurückgehen könnte, daß jugendliche Süchtige seltener als früher das Hilfsangebot annehmen; auch ist der Anteil der ganz jungen Süchtigen in der Drogentoten-Statistik kleiner geworden (Grafik 4).

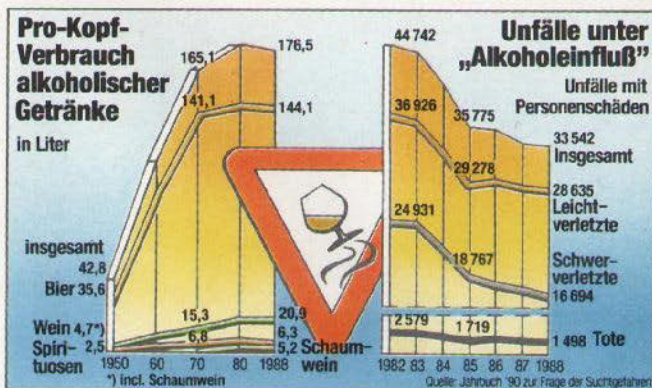
Wie bei einer Riesenschlange, die ein Schwein verschlungen hat und es nun den langen Leib hindurchpreßt, so scheint eine Art „Junkie-Altlast“ die Drogenstatistiken über die Jahre hinweg aufzublähen: Jene 25- oder 35jährigen, die heute in auffällig großer Zahl harten Drogen (vor allem Opiaten und Kokain) zum Opfer fallen oder sich hilfesuchend an die Beratungsstellen wenden, waren vermutlich die jugendlichen Einsteiger der letzten Jahrzehnte.

Der Eindruck, daß der Nachwuchs den Rauschgiften auch in der Bundesrepublik nicht mehr so eifrig zuläuft,

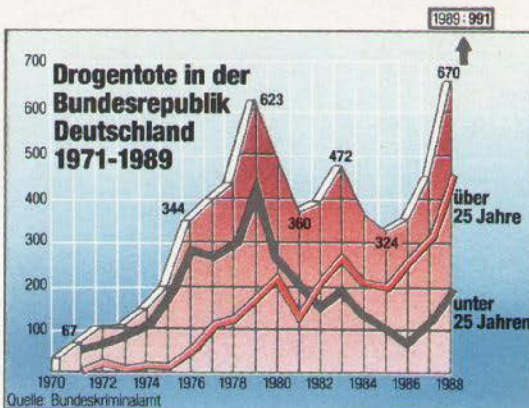
wird überdies durch einen Vergleich der Ergebnisse repräsentativer Umfragen verstärkt, die zwischen 1973 und 1990 erhoben wurden: Unter 14- bis 25jährigen wird ein teils dramatischer Meinungswandel in Sachen Drogen deutlich. Meinten 1976 nur 42 Prozent der befragten Jugendlichen, Barbiturate „soll-

STATISTIK

meinen nahezu unverändert 84 Prozent der befragten jungen Bundesbürger, Alkohol „könnte man versuchen“. Aber bei näherem Hinsehen bröckelt sogar die Trinkfront: Zwischen 1973 und 1990 ging der Anteil der 14- bis 25jährigen, die mindestens einmal pro Woche Bier schlucken, um ein Sechstel,



③ Beim Alkohol scheint der Gipfel des Konsums und der Verkehrsopfer in der Bundesrepublik überschritten zu sein



④ Die Anzahl der Drogentoten steigt seit 1986 abermals – nach dem Gipfel von 1979 – stellen an. Allerdings wächst die Anzahl der jüngeren Opfer weniger stark

te man auf keinen Fall versuchen“, so waren es 1990 schon 69 Prozent; bei Haschisch stieg der Wert von 55 auf 76, bei Kokain von 69 auf 92 und bei Heroin von 88 auf 96 Prozent.

Selbst die Zahl der jugendlichen Nikotin-Verächter steigt langsam, aber stetig. Hartnäckig hält sich allein jene Droge, die mit Abstand die meisten Opfer fordert: Seit einem Dutzend Jahren

und jener, die zu harten Alkoholika greifen, sogar um zwei Drittel zurück.

Kann es sein, daß die Aufklärungskampagnen endlich greifen? Ist das Gesundheitsbewußtsein gestiegen? Oder hat sich schlicht der Zeitgeist gewandelt, ist die Hippie- und 68er-Generation der Eltern und Lehrer endgültig out?

Schön wäre es, wenn wenigstens diese Statistiken zuträfen.

... Sucht-Spektrum als Männer, bei denen Alkoholprobleme noch mehr dominieren und die Abhängigkeit von harten Drogen stärker zunimmt

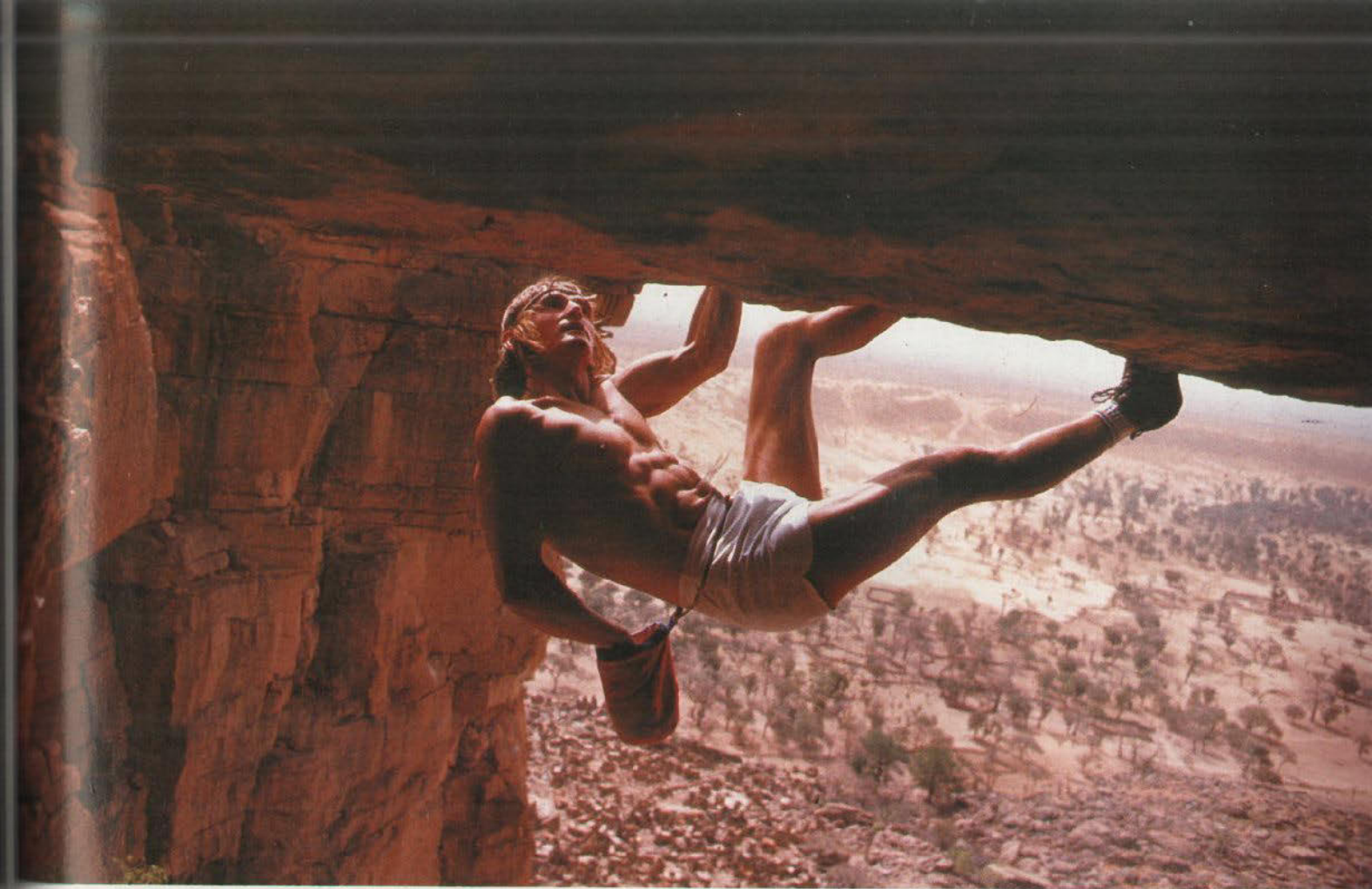


DER KITZEL IM KOPF

Wer waghalsig sein Leben riskiert, ist nicht unbedingt «verrückt». Die Ursache für Extremerlebnisse wie die Motorradweilsprünge des französischen Cascadeurs Alain Prieur könnte eine ganz subtile Spielart von Sucht sein: Steht ein Mensch unter Höchstbelastung, dann produzieren Nervenzellen in seinem Gehirn Endorphine-Substanzen, die in ihrer Wirkung dem Rauschmittel Morphin verblüffend ähneln. Die kleinen Eiweißmoleküle »modulieren« Angst und Schmerz und rufen Glücksgefühle hervor. Da sie abhängig machen können, gieren Extrem- und Risikosportler womöglich nach der nächsten Endorphin-Ausschüttung.







Die Möglichkeiten, sich den Nervenkitzel zu verschaffen, scheinen unbegrenzt zu sein. Wer sich von einer Brücke fallen läßt, vertraut zwar auf seinen Fallschirm, hat aber zumindest die »Chance« zu verunglücken. Die Aussicht, das »innere Morphin« genießen zu können, würde Normalsterbliche wohl kaum dazu verleiten, so gefährliche Übungen wie Free-Style-Skispringen, Extremklettern und Wasser-rutschen auf bloßen Händen zu wagen



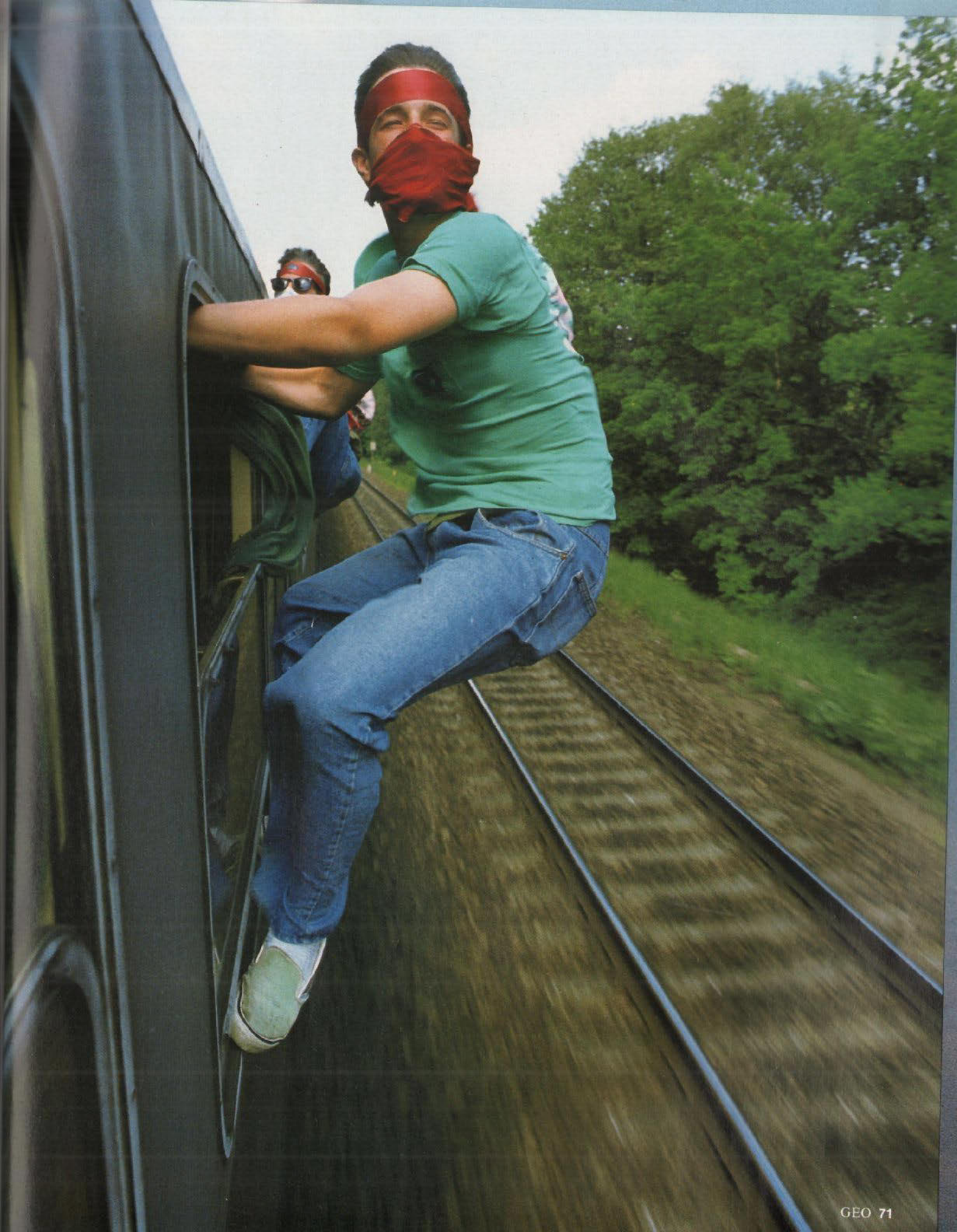
Es erfordert vor allem Wagemut, sich 120 Meter in die Tiefe zu stürzen und kurz vor dem Aufprall von einem Gummiseil zurückreißen zu lassen. Wer den Eiffelturm für seine Aktion auswählt, kann sich Hunderter katastrophengieriger Gaffer sicher sein. Doch nicht nur der Reiz des Risikos erhöht den Endorphinspiegel: Sterbenden kann die körpereigene »Droge« in der Stunde des Todes ein letztes Glücksgefühl bescheren

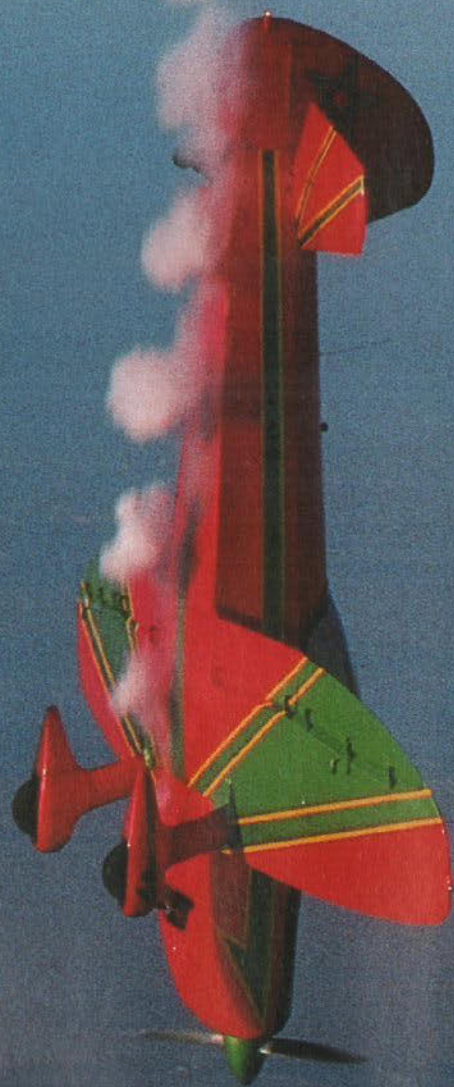




chöne Seiten des Stress:
Wer es schafft, sein Hirn durch extreme Situa-
tionen mit Endorphinen zu überschwemmen,
ist kurzzeitig ein »glücklicher« Mensch. Der eine
findet sein Glück, indem er in Tibet Eis-
wände erklimmt, andere verschaffen sich den
Kitzel daheim. S-Bahn-Surfer erfüllen
nicht nur den Tatbestand der »Transportgefähr-
dung«, sie riskieren bei jedem Ritt auch
buchstäblich Kopf und Kragen









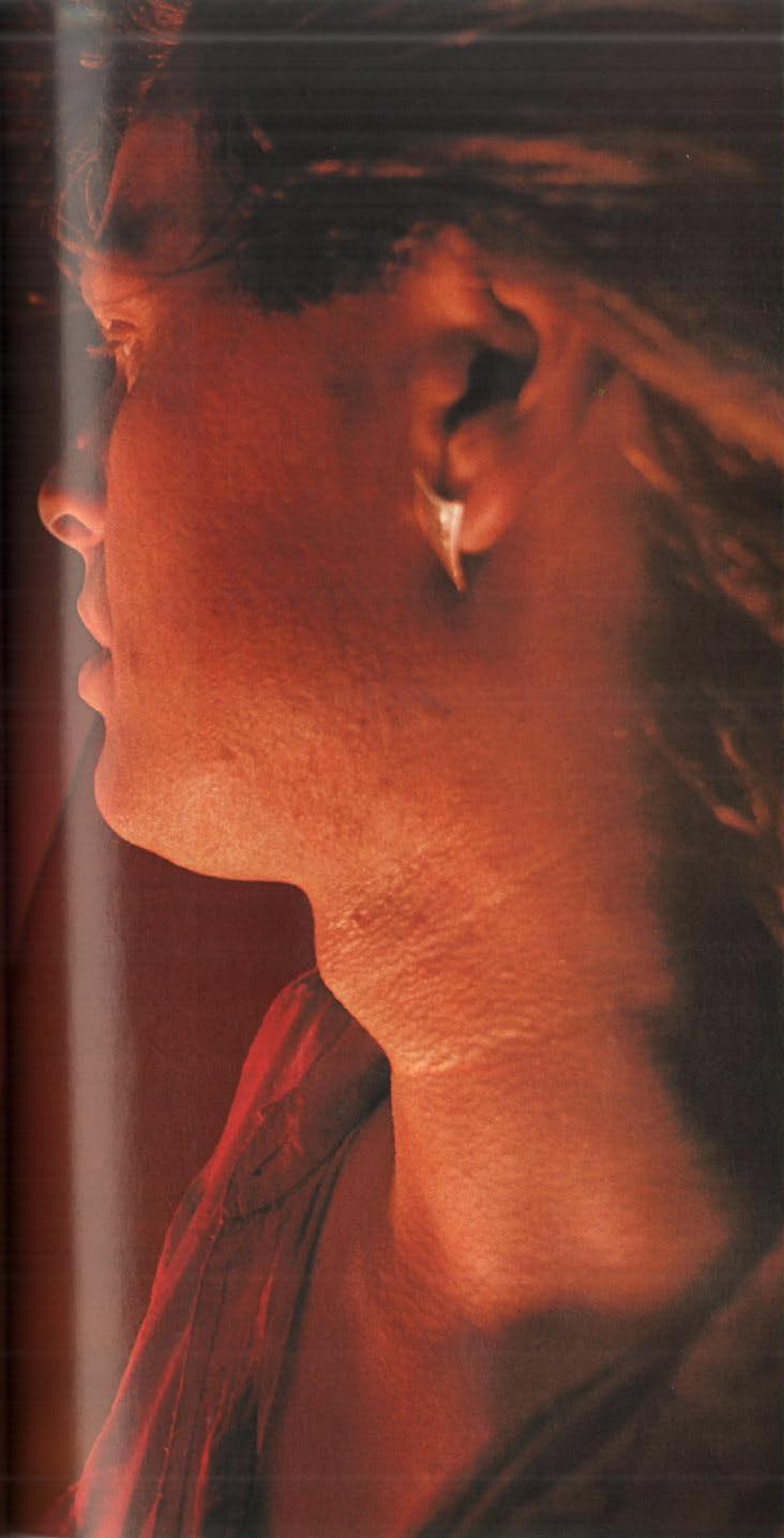
W

ahnsinn mit Methode:
Die beiden marokkanischen Piloten Pierre Otelli und
Med Bourzaine beschließen ihre Luft-Shows regelmäßig mit
dem »Spiegel-Looping«. Sie rasen Cockpit an
Cockpit auf die Erde zu und drehen nur wenige Meter vonein-
ander entfernt synchron einen Salto mortale. Phäno-
mene wie Gewöhnung und Dosissteigerung scheinen auch
Endorphin-Fans nicht fremd zu sein



Die Lust, die nicht mehr weichen will

Video-Sex bis zum Exzeß, Glücksspiel und Arbeit, Essen, Laufen und Kaufen – kann denn alles Droge sein? Bei der ungezügelten Jagd nach Befriedigung zeigen Menschen Verhaltensweisen, die typisch sind für Süchtige: Kontrollverlust, Entzugserscheinungen, Dosissteigerung



SUCHT OHNE STOFF

VON DAGMAR METZGER; FOTOS: GERD SCHAFFT
UND HANS-JOACHIM ELLERBROCK

Alexei ist ein Spieler. Am Roulette-Tisch fühlt er „feurige Ameisen über den Körper laufen“. Er kann die Hände nicht stillhalten, wenn er „halb bewußtlos“ seinen Einsatz macht. Obwohl er weiß, daß sein Spiel ihn ruiniert, hört er nicht auf: „... bei alledem scheint es mir, daß ich doch schon gleichsam verknöchert, daß ich wie in einem Moor versunken bin, aus dem ich mich nicht mehr herausreißen kann.“

Mit der Hauptperson seines Romans „Der Spieler“ beschreibt Fjodor Dostojewski sich selbst. Während eines Aufenthalts in Wiesbaden im Sommer 1865 verpraßt er im Casino bereits den gesamten Vorschuß auf sein Buch, das er erst im nächsten Jahr schreiben wird – nicht zum erstenmal. Immer wieder zieht es den russischen Schriftsteller in die Spielbanken. Der Romanheld Alexei, der Autor Dostojewski – waren sie süchtig? Das Wort „Sucht“ kommt in der Geschichte des unglücklichen Protagonisten nicht vor. Aber zeigt er nicht alle Anzeichen krankhafter Leidenschaft für den Kitzel am grünen Tableau?

Zumindest für Psychologen wie den Frankfurter Werner Gross ist Alexei geradezu das klassische Beispiel eines Abhängigen. Er ist unglücklich verliebt und flüchtet ins Spiel. Beim Roulette verliert er schnell die Kontrolle über sich und spielt, bis er kein Geld mehr hat. Dann beherrscht ihn nur noch ein Gedanke: Ich muß gewinnen. Er macht Schulden, landet schließlich im Gefängnis. Ein Schicksal, das Experten wie Gross mit nüchterneren Fachtermini umschreiben: chronisches Ausweichen vor persönlichen Konflikten, Kontrollverlust, unabweisbares Verlangen nach der „Droge“, Wiederholungszwang, Abstinenzunfähigkeit, Verlust anderer Interessen und gesellschaftlicher Abstieg.

Sucht ohne Drogen – gibt es das wirklich? Können Menschen vom Spielen, Arbeiten, Lieben oder Essen tatsächlich abhängig werden? Oder ist das nur eine schlaue Erfindung arbeitsloser Psycho-

logen, die sich „Lebenszeitstellungen“ sichern wollen?

Die Wissenschaft ist da anderer Meinung. „Alle ding sind gift, und nichts on gift; alein die dosis macht das ein ding kein gift ist“, wußte schon der Arzt Paracelsus im ausgehenden Mittelalter. Und Psychoanalytiker des 20. Jahrhunderts wie Otto Fenichel drücken es noch eindeutiger aus: „Jedes Ding kann Droge sein und süchtig machen.“

Süchte ohne Stoff sind jedenfalls keine Modeerscheinung der jüngsten Zeit. In seiner 1936 erstmals erschienenen Monographie „Die Süchtigkeit“ nennt der Wiener Arzt Ernst Gabriel allein neun „Tätigkeitssuchten“. Darunter befinden sich so bizarre Formen wie Motorsucht, krankhaftes Sammeln von Gegenständen oder die Poriomanie – der Wandertrieb. Gabriel beschreibt auch die Kleptomanie, die Stehlsucht, und die Pyromanie, den unbändigen Drang, Feuer zu legen.

Es zählt weder Gewinn noch Verlust. Nur das Ausblenden der Realität

Sexual- und Spielsucht waren dem Mediziner ebenfalls bekannt. Angesichts der Kletter- und Abenteuerwut eines Reinhold Messner und vieler anderer würde er heute vermutlich die „Bergsteige-Sucht“ hinzufügen, aber auch zwanghaftes „Joggen“. S-Bahn-Surfen, ein zuweilen tödliches Vergnügen, bei dem die „Surfer“ sich an einem fahrenden Zug entlanghangeln, fehlt in modernen Werken über die stoffungebundenen Süchte ebenso wenig wie die Fernseh- und Videosucht.

Für Gabriel war der abhängige Mensch allerdings nicht krank, sondern moralisch schwach: „Statt alles daranzusetzen, ... in voller Besinnung das eigene Handeln ... entsprechend zu lenken – tut er das gerade Gegenteil. Ja – er empfindet dabei sogar eine gewisse Lust, man möchte sagen: Wollust.“

Alles eine Frage der Disziplin, glauben auch heute noch viele Menschen, sogar Mediziner und Psychologen. Die Bezeichnung „Sucht“ sei übertrieben, Gedanken über Therapien fehl am Platz. Kennt denn nicht fast jeder Phasen willenloser Beschäftigung, wie Fernsehen bis zum Sendeschluß, Arbeiten wie im Rausch oder Essen trotz vollem Bauch? Das sei nun ja doch nicht zu vergleichen mit Heroinkonsum oder Alkoholmiß-

brauch, betonen die Gegner des Konzepts der stoffungebundenen Süchte.

„Überreaktionen“ gelten in unserer Gesellschaft als völlig normal, wenn sie innerhalb geordneter Grenzen stattfinden. Der Erfolgreiche kauft sich „etwas Schönes zur Belohnung“, auch wenn er es gar nicht braucht. „Stürz dich in die Arbeit, um auf andere Gedanken zu kommen“, raten Freunde bei Liebeskummer. Und oft funktioniert das sogar. Doch wann beginnt die Sucht?

Eine Ahnung dessen, was es bedeutet, wenn Menschen die Grenzen überschreiten, vermittelt Michael Singer*, wenn er vom „Einarmigen Banditen“ erzählt. Seine Abhängigkeit begann nach zwei zerbrochenen Beziehungen. Als er einmal einsam durch die Kneipen seiner Heimatstadt zog, fiel sein Blick fast zufällig auf den glitzernden Spielautomaten an der Wand. Er steckte zwei Mark in den Schlitz – und gewann.

„Da merkte ich“, erinnert er sich, „wie der Druck plötzlich von mir abging.“ Michael Singer ging wieder und wieder „daddeln“, verbrachte schließlich seine gesamte freie Zeit in Spielhallen. Daneben arbeitete er „wie ein Tier auf dem Bau“, um sich sein Spielen zu finanzieren. Gewinn oder Verlust – das wurde ihm gleichgültig. Was zählte, war die Beschäftigung mit rotierenden Scheiben, das Ausblenden der Realität.

Die Flucht in die künstliche Welt der Droge – sei es nun Alkohol, Tabletten oder eben das Spiel – ist Ursache und Symptom für süchtiges Verhalten. Ausweichen ist einfach – und deshalb für so viele Menschen die nächstliegende Lösung ihrer Probleme: Video-Shops, Kaufhäuser, Freizeitparks, Spielhallen – die modernen Fluchtburgen sind überall verfügbar. Die Werbung tut ihr übriges. Wer ist noch in der Lage, zu entscheiden, was er wirklich braucht? „Wir sind zu sehr abgelenkt und zuwenig hingelenkt“, glaubt Werner Gross, der in seinem Buch „Sucht ohne Drogen“ bereits von einer „Versüchtelung“ der Gesellschaft spricht. Durch ständige Reizüberflutung und Bedürfnisweckung sei der Grad der „Innenweltverschmutzung“ inzwischen sehr stark.

Eine gängige Form der Ablenkung ist der Konsum, dessen krankhafte Steigerung die Kaufsucht. Tine Phillip* weiß heute, daß sie jahrelang in Warenhäusern und Boutiquen eine Identität in

* Die Namen wurden geändert. Red.



Unstillbarer Hunger gegen die innere Leere

Wenn Konflikte über das Essen ausgetragen werden, hat Nahrung mit Ernährung nichts mehr zu tun. Eßgestörte fühlen sich willenlos Impulsen ausgeliefert, die sie alles in sich hineinstopfen, erbrechen oder hungern lassen. Auch »Shopaholics« – Kaufsüchtige – erleben erfolgreiche Streifzüge durch Kaufhäuser als Erlösung von einem übermächtigen Druck



Form von Blusen, Schuhen und Hüten gesucht hat – Ersatz für ein Leben, das sie als Ordensschwester nicht führen durfte.

Als die Gemeinschaft der Schwestern vor einigen Jahren die Erlaubnis erhielt, „Zivil“ zu tragen, kompensierte Tine Phillip nicht nur die jahrelange Kauf-Abstinenz, die ihr der Orden auferlegt hatte, sondern lehnte sich symbolisch gegen ihr bisheriges Leben auf. Weil sie ein kleines Taschengeld bekam, liebte sie sich Geld, um – im Rausch zitternd – sinnlos zu kaufen.

Heimlichkeit gehört zur Kaufsucht wie zur Eßsucht

Heute wirkt sie erstaunlich kontrolliert, wenn sie von ihren Streifzügen erzählt. An keinem Sonderangebot konnte sie vorbeigehen, bei jedem Räumungsverkauf mußte sie nach „Schnäppchen“ suchen. Was sie erstand, versteckte sie in ihrem Zimmer. Denn die anderen Schwestern durften nichts wissen.

Heimlichkeit gehört offenbar ebenso zu den Erscheinungsbildern der Sucht wie Verleugnung. Auch Eßsüchtige plündern vorzugsweise nachts den Kühlschrank, stopfen mit nicht zu zügelnder Gier alles in sich hinein – und finden sich hinterher im wahrsten Sinne des Wortes „zum Kotzen“. Die Kranken vertilgen – wie viele Psychologen interpretieren – aus Hunger nach Zuwendung oder Anerkennung riesige Nahrungsmengen, werden aber niemals richtig „satt“. Der Freßanfall stopft die „innere Leere“ zudem nur für kurze Zeit, danach kommt der „Kater“ mit Schuldgefühlen, Trauer und Verzweiflung.

Weil die Freßorgien zu Gewichtsproblemen führen, erbrechen viele Eßsüchtige die Nahrung wieder. Dieses Verhalten kann sich nach einiger Zeit verselbständigen – sogar so weit, daß der Brechreiz sich sofort nach dem Essen einstellt. Zu den zwanghaften Eßstörungen, die im Gegensatz zur Spielsucht allgemein als Krankheiten anerkannt sind, gehört neben der Eßsucht und der Eß/Brechsucht – der Bulimie – auch die Mager-sucht. Vor allem junge Frauen erliegen diesem Leiden, bei dem sie Nahrung verweigern und sich im schlimmsten Falle regelrecht zu Tode hungern (siehe auch GEO-Wissen Nr.1/1990 „Nahrung + Gesundheit“). Wie viele Abhängige



verleugnen auch Magersüchtige ihre Krankheit.

Peter Klein* brauchte ebenfalls lange, bis er sich seine Sucht eingestand, das maßlose Verlangen nach Sex. „Anfangs dachte ich, das ist halt so. Ein junger Mann ist eben sehr potent, das ist ja auch was Tolles“, sagt er rückblickend. 20 Jahre lang führte er ein Doppelleben: Familie, Freunde und Arbeitsplatz waren die eine, Sexshops, Videos und Pornokinos die andere Seite. Ohne Versteckspiel, ohne Angst davor, aufzufallen, hätte dem Sozialpädagogen allerdings der ersehnte „Kick“ gefehlt. So nahmer die Pornos mit ins Büro, wo jederzeit die Tür aufgehen konnte. Heute engagiert sich der Berliner in der Gruppe „Casanova“, einer Kontaktstelle anonymer Sexabhängiger.

„Eines Tages merkte ich“, erinnert er sich, „daß mein sexuelles Verlangen, vor allem in Krisen, sehr, sehr groß war. Ich habe Sex benutzt, um Gefühle von Ohnmacht oder Trauer wegzukriegen.“ Mit Lust hatte das nichts zu tun. Peter Klein hatte regelrecht Angst, wenn Frauen sich für ihn interessierten. Er war jedoch nicht fähig, nein zu sagen. Obwohl er litt und es immer schwieriger wurde, Erregung zu erleben, konnte er sich nicht gegen den Zwang wehren.

Gefahr droht, wenn sich bei reichlich Arbeit noch Wohlgefühle einstellen

Außerdem machten ihm Entzugerscheinungen zu schaffen, wenn er auf sexuelle Erregung verzichten wollte: Verzweiflung, Depressionen und das Gefühl, „wie von einem Strom in den Abgrund mitgerissen zu werden“. Aber auch Schmerzen, im Bauch und im Brustraum, peinigten ihn. Fast alle Süchtigen, ob sie nun an der Flasche oder an der Nadel hängen, exzessiv essen oder kaufen, berichten von mehr oder weniger starken Entzugssymptomen, wenn ihre „Droge“ nicht erreichbar ist: Nervosität und Zittern, Depressionen, Schlaflosigkeit oder Aggressivität.

Ob völliger Verzicht therapeutisch zwingend ist oder ob beispielsweise auch kontrolliertes Spielen möglich sein kann, ist unter Experten umstritten. Für „Totalabstinenz“ plädiert Bert Kellermann, Suchtexperte am Hamburger Krankenhaus Ochsenzoll. Gemeinsam mit dem Psychologen Gerhard Meyer, der den Begriff „Spielsucht“ in der Bundesrepublik in Fachkreisen populär ge-

macht hat, kämpft Kellermann für die Anerkennung des zwanghaften Spielens als Krankheit.

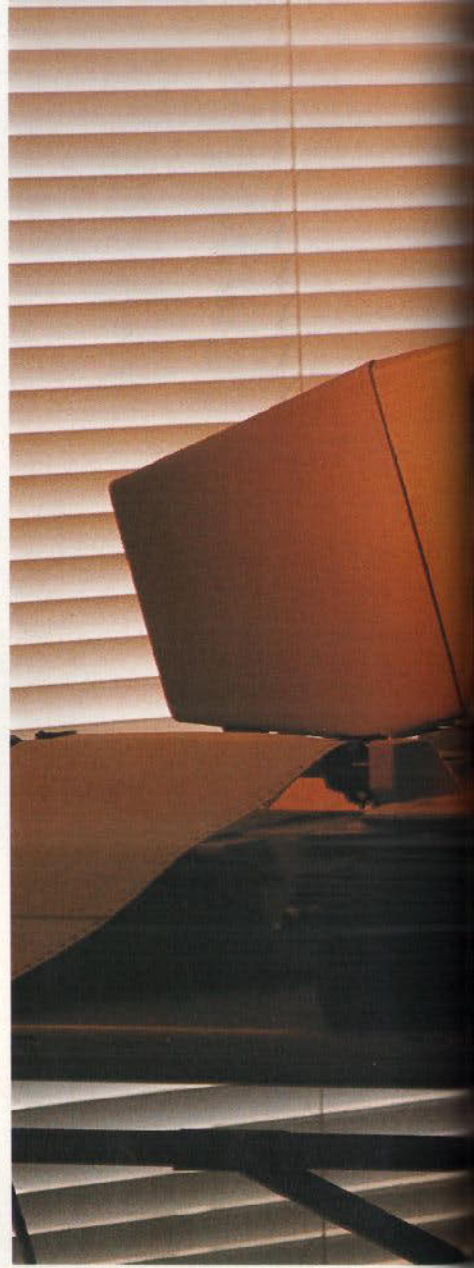
Die Diskussion hat sich mittlerweile zum Etikettenstreit entwickelt. Längst geht es nicht mehr nur um Diagnosen oder Therapien, sondern – wie bei Alkohol und Nikotin – um wirtschaftliche Interessen. „Der Anteil der Automaten-spielsüchtigen hat parallel mit dem Ausbau der Spielhallen und der Inflation der Spielautomaten zugenommen“, sagt Werner Gross, „und das haben wir der Automaten-Industrie und vor allem Herrn Gauselmann zu verdanken.“

Paul Gauselmann ist der deutsche Spielotheken-König, geschätzter Jahresumsatz: 700 Millionen Mark. Ein Mann mit Macht. Obwohl das Glücksspiel laut Paragraphen 284–286 des Strafgesetzbuches außerhalb staatlicher Kontrolle generell verboten ist, drücken die Behörden bei den Geldspielautomaten bisher beide Augen zu. Der Fiskus verdient an jedem Groschen mit, genauso wie beim Lotto oder beim Roulett. Eine offizielle Anerkennung des Phänomens als „Krankheit Spielsucht“ hätte auch Konsequenzen für die Schuldzurechnungsfähigkeit bei Delikten – zum Beispiel bei der Beschaffungskriminalität – und für die Kostenübernahme bei Therapien durch die Krankenkasse.

Die Schätzungen über die Zahl der Problemspieler in der Bundesrepublik gehen denn auch je nach Interessenlage weit auseinander: Die Automaten-Industrie kommt auf 200 000, die Verfechter der Sucht-Theorie rechnen mit 500 000. Wie hoch die Zahl auch sein mag, pathologische Spieler fallen auf. Sie zocken sich ums letzte Hemd, machen Schulden, ergaunern sich nicht selten Geld, gehen oft nicht mehr zur Arbeit und bauen schließlich körperlich ab.

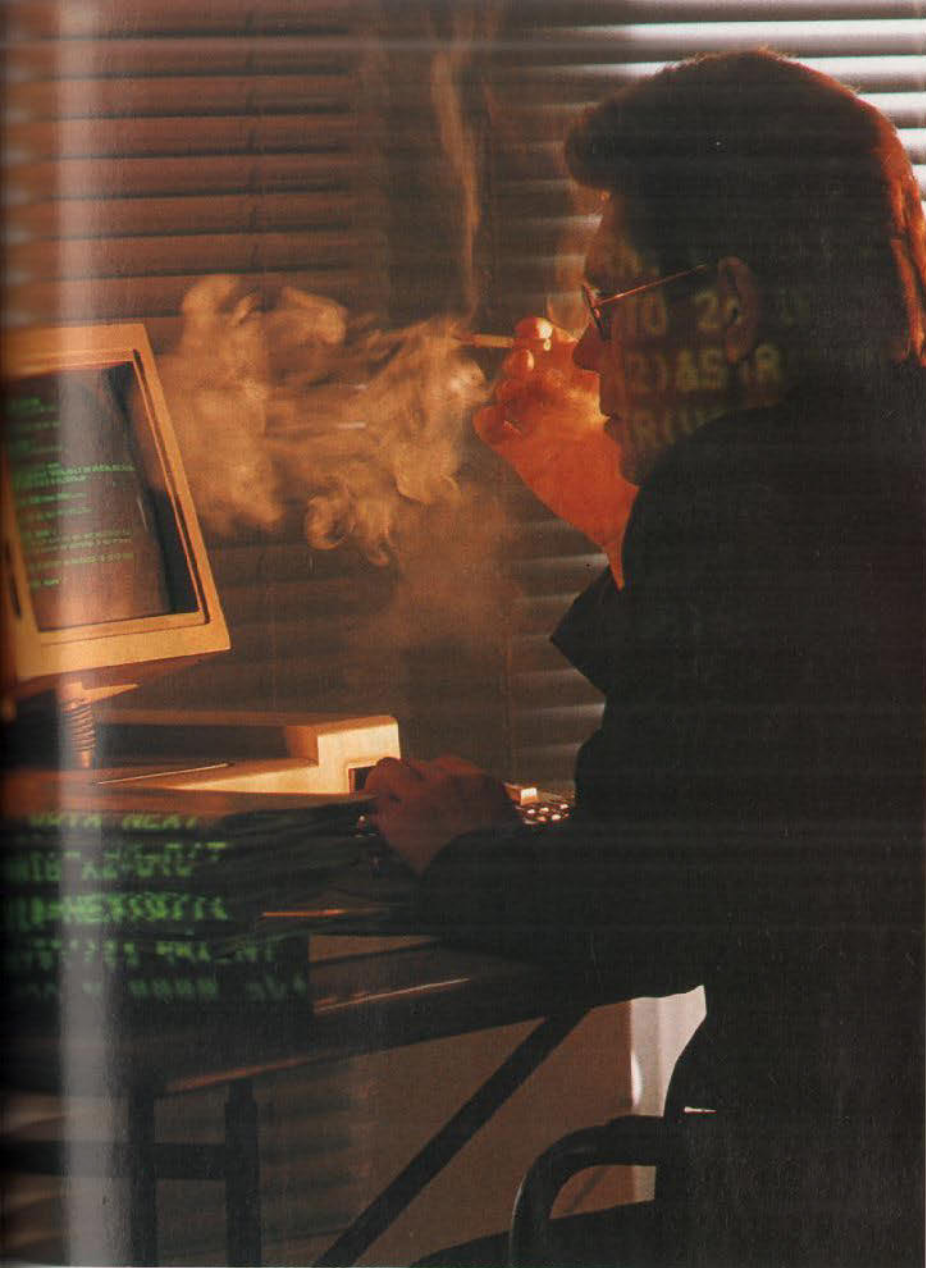
Ganz anders die Arbeitssüchtigen. Sie entsprechen dem Ideal des Erfolgsorientierten und werden für ihre Sucht sozial sowie materiell belohnt. „Schreibtisch-Junkies“ geben es nicht gern zu, aber auch sie zeigen Symptome der Sucht: Sie verheimlichen ihre Überstunden, vernachlässigen ihre persönlichen Beziehungen, kämpfen mit Schuldgefühlen, können aber von der Arbeit nicht lassen. Daß Aus kommt oft erst, wenn Körper und Seele nicht mehr mitspielen.

„Workaholics“ sind selten so auffällig wie Edgar Winterfelt*, der zunächst als seriöser Steuerberater Karriere machte. „Es ging mir zum Schluß nicht mehr ums



Pech im Leben und Unglück im Spiel

Weder beim Zahlenspiel in der Arbeitswelt noch beim »Roulett des kleinen Mannes« geht es Leuten, die es nicht lassen können, nur ums Materielle. Arbeit, das »ehrbare« Suchtmit-tel der »Workaholics«, und Spiel, die »Droge« der coolen Typen, haben eines gemeinsam: Am Ende der Karriere heißt es »Rien ne va plus«



Geld“, sagt er, „sondern um die Kniffligkeit der Aufgabe.“ Als er den moralischen Druck seiner späteren illegalen Geschäfte nicht mehr aushielt, stellte er sich schließlich der Polizei und ging für zwei Jahre ins Gefängnis.

Heute muß der Geschäftsmann „kontrolliertes Arbeiten“ lernen. Er sucht andere Betroffene, um mit ihnen eine Selbsthilfegruppe zu gründen, hat bisher jedoch noch niemanden gefunden: Workaholics haben, das weiß Winterfelt am besten, nie Zeit.

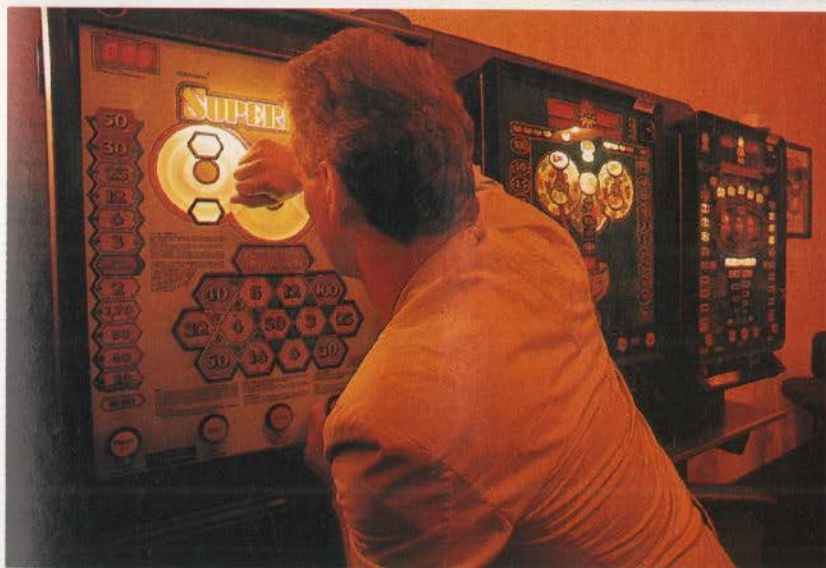
Suchtmechanismen werden oft von Eltern oder Freunden abgeschaut

Wie entstehen solche Süchte, und warum werden manche Menschen abhängig, andere nicht? Je nach philosophischem Hintergrund neigen Experten zu unterschiedlichsten Erklärungen. Einige Mediziner glauben gar an die Vererbbarkeit von Suchtstrukturen. Psychoanalytisch ausgerichtete Fachleute suchen die Ursachen eher in frühkindlichen Störungen. Lernpsychologen sehen dagegen Konfliktlösemechanismen als Motor der Sucht: Das zeitweise Vergessen der „bösen Welt“ durch Sex, Spielen, Arbeiten erfahren Menschen unbewußt als Wohlgefühl. Diese „Belohnungsmuster“ fordern in der nächsten Krise gleiches Handeln. Die Mechanismen werden häufig von Eltern oder Freunden regelrecht abgeschaut.

Allem Streit der Fachleute zum Trotz steht fest: Anders als beim „echten“ Zwang, der als etwas von außen Kommandes erlebt wird, macht das, was später Sucht wird, zunächst Spaß. Der kleine Gewinn am Roulette-Tisch, ein gutes Essen, Hochstimmung nach getaner Arbeit – alles kann Glücksgefühle auslösen.

Vielleicht spielen dabei körpereigene Stimulanzien wie die Endorphine eine Rolle. Diese Stoffe werden auch in jenem Teil des Gehirns verarbeitet, der Emotionen steuert. Was immer den rauschähnlichen Zustand hervorruft, in den wir uns durch bestimmtes Verhalten versetzen können, er drängt bei vielen Menschen offenbar nach Wiederholung – und zwar um so stärker, je weniger sie gelernt haben, sich mit Konflikten auseinanderzusetzen. □

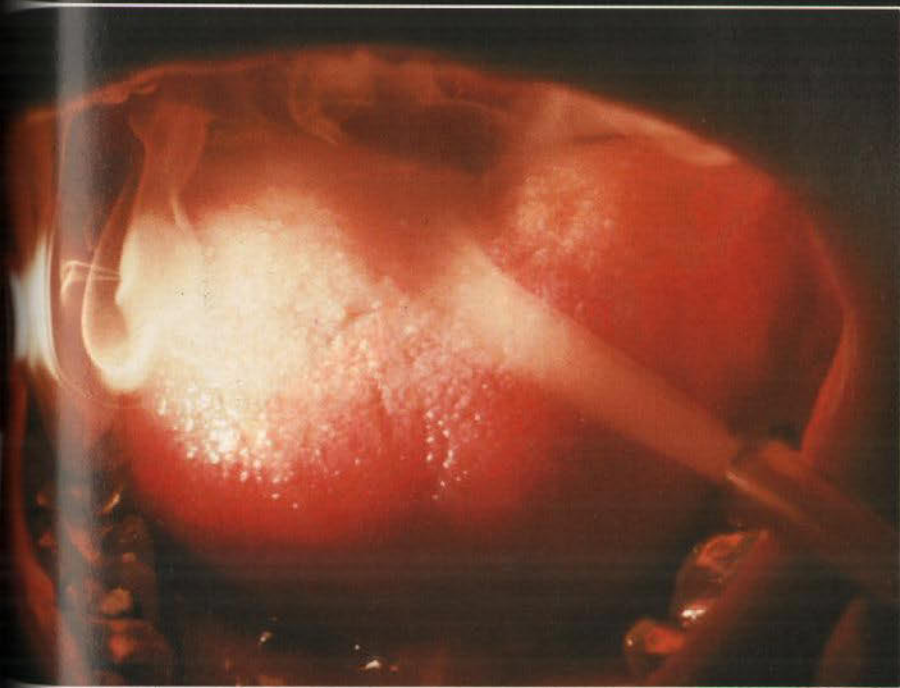
Dagmar Metzger, Psychologin und freie Journalistin, lebt in Berlin. Die Fotografen **Gerd Schafft** und **Hans-Joachim Ellerbrock** gehören der Fotografenvereinigung Bilderberg an.



Neben dem Spritzen ist das Inhalieren die effektivste Form der Drogenaufnahme. Zug um Zug erreicht etwa Tabakqualm über Mund und Luftröhre Abermillionen Lungenbläschen. Von dort gelangen Gifte sekundenschnell ins Blut. Auch Nikotin. Wer viel raucht, riskiert Leib und Leben. Allein in der Bundesrepublik sterben jährlich über 70 000 Menschen vorzeitig an ihrer glühenden Begierde

FINSTERE AUSSICHTEN DURCH DEN BLAUEN DUNST

VON CHRISTIANE GREFE



Anrufern beim „Verband der Cigarettenindustrie“ wirbelt ein wahnwitziges Wort-Stakkato um die Ohren, wenn sie in der telefonischen Warteschleife hängenbleiben. In rasender Geschwindigkeit rasselt eine Stimme die Gebote einer Tabakversteigerung herunter. Dann folgt, in breitem Amerikanisch, schmeichelndes Werbesprecher-Timbre: „The language of money! The language of life itself! The language of tobacco!“

Die Sprache des Geldes? Aber gewiß doch: Über 23 Milliarden Mark setzte die bundesdeutsche Tabakbranche im Jahre 1988 allein mit dem Verkauf von Zigaretten um. Die Sprache des Lebens? Mediziner hören, wenn es um Tabak geht, eher das Lied vom Tod.

Mindestens 70 000 Menschen fallen hierzulande nach Angaben des Bundesgesundheitsministeriums jedes Jahr ihrer Rauchleidenschaft vorzeitig zum Opfer; weltweit sterben daran laut einer Studie des World-watch Institute von 1986 über zwei Millionen. Regelmäßig mehr als 20 Zigaretten am Tag, so ermittelte die amerikanische Krebsgesellschaft, verkürze die Lebenserwartung durchschnittlich um 8,3 Jahre. Deutsche Experten sind noch pessimistischer: Auf zwölf verschenkte Jahre schätzt das Wissenschaftliche Institut der Ortskrankenkassen die Verkürzung der Lebensspanne. Rauchen ist damit – so die Weltgesundheits-



organisation – „die wichtigste einzelne Krankheits- und Todesursache“.

Die Sprache des Tabaks: Über 30 000 Untersuchungen haben ergeben, daß Rauchen krank macht. Was jedoch im Detail der Gesundheit zusetzt, ist nur zum Teil bekannt. Tabakrauch enthält außer Nikotin eine Fülle von Stoffen, von denen bislang etwa 3800 identifiziert, aber nur wenige in ihrer Wirkung auf den menschlichen Organismus erforscht worden sind. Soviel wissen die Forscher immerhin: Rauchkondensat enthält eine ganze Reihe akut und chronisch wirkender Schadstoffe, von denen rund 50 als Krebserreger gelten – beispielsweise Pestizide, Nitrosamine, Benzpyren, Vinylchlorid, Hydrazin, Formaldehyd, Cadmium und auch beträchtliche Mengen des radioaktiven Elements Polonium.

Der Chemikalien-Strom entspringt nicht allein dem Naturprodukt Tabak. Verarbeitungsprozesse und Zusatzstoffe wie Weichmacher, Feuchtigkeitsbinder oder Aromen können den Gift-Cocktail anreichern. „Tabakfremde“ Stoffe braucht die Zigarettenindustrie nicht zu deklarieren.

Einzig ein Hinweis des Gesundheitsministeriums auf der Zigarettenschachtel warnt den Raucher vor den Folgen seiner Leidenschaft. Und das aus gutem Grund. Denn wer über viele Jahre oftmals zur Zigarette, Zigarre oder Pfeife greift, nimmt schwere gesundheitliche Risiken auf sich, vor allem bei:

- Krebs: Mindestens neun von zehn Lungenkrebskranken sind Raucher. Über 95 Prozent aller Kehlkopfkrebsspatienten haben mehr als 20 Zigaretten pro Tag gepafft. Erhöht ist auch das Risiko für Mundhöhlen- und Zungenkrebs, Rachen-, Speiseröhren-, Pankreas-, Magen-, Gebärmutterhals- und Blutkrebs (Leukämie). Die böse Spur der Tabakgifte zieht sich bis zu den Ausscheidungsorganen: Blasen- und Nierentumoren kommen ebenfalls häufiger vor.

- Gefäßerkrankungen: Schäden an den Blutgefäßen können Arteriosklerosen und Thrombosen verursachen, die den Blutfluß hemmen oder in einzelnen Körperregionen ganz

zum Erliegen bringen. Raucherbein, Herz- oder Hirninfarkt sind die Folge. Letztere riskieren vor allem Raucherinnen, die über Jahre bestimmte empfängnisverhütende Pillen schlucken. Bei Rauchern in der Altersgruppe bis 45 ist das Herzinfarkt-Risiko 15mal höher als bei Nichtrauchern.

- Impotenz: 64 Prozent aller impotenten Männer rauchen. Auch bei Frauen kann exzessiver Tabakgenuß die Libido beeinträchtigen. Die Haut kann vorzeitig altern, und die Wechseljahre können früher einsetzen.

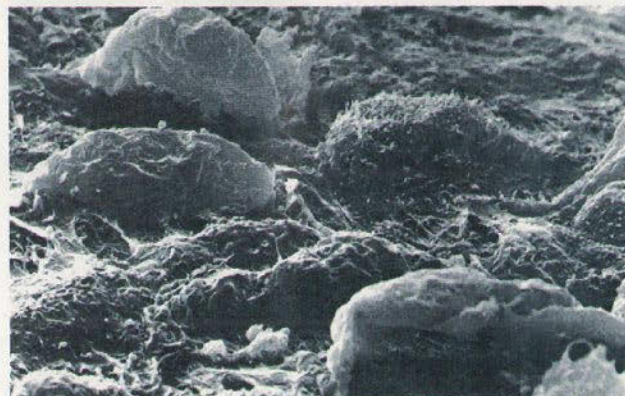
- Unfruchtbarkeit: Substanzen im Tabakrauch schädigen das Erbgut in den Spermien und beeinträchtigen damit die männliche Fertilität. Rauchende Frauen sind weniger empfängnisbereit. Ihr Fehlgeburtsrisiko ist eineinhalbfach höher als das von Nichtraucherinnen.

Die genetisch geschädigten Spermien stark rauchender Väter verdoppeln das Mißbildungsrisiko für deren Kinder. Raucherinnen bringen kleinere Babys zur Welt, die bei der Geburt bis zu 300 Gramm leichter sind als die Neugeborenen Tabak-absti-

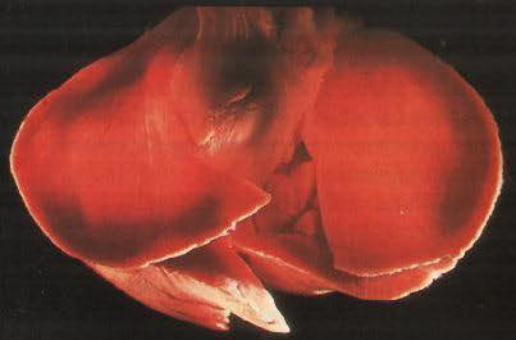
Wehrlos: der passiv »rauchende« Fetus



Frauen, die während der Schwangerschaft viel rauchen, schaden der Entwicklung ihres Kindes. Bei der Passage durch die Nabelschnur zerstören die Tabakgifte aus dem mütterlichen Blut die Wandzellen der Blutgefäße (unten)



**Für die
Lunge eines Rauchers sind
die rosigen Zeiten
passé**



Rein und fleischfarben sieht das Atmungsorgan eines Neugeborenen aus (oben). Der teerschwärzte Lungenflügel (links) gehörte einem langjährigen Vielraucher. Neben dem abgelagerten Kondensat kann auch ein Emphysem die Atmung behindern, das infolge chronischen Raucher-Katarrhs entsteht: Der Hustendruck überbläht die Lungenbläschen und zerstört schließlich Lungengewebe



nenter Frauen. Säuglinge, die im Dunstkreis qualmender Eltern heranwachsen, leiden häufiger an Lungenentzündung oder Bronchitis. Sie holen ihren Entwicklungsrückstand nur langsam auf.

Solche Erkenntnisse beruhen auf epidemiologischen Studien, deren Aussagewert, wie der Physiologe Klaus Thureau meint, grundsätzlich begrenzt sei. „Das ist wie mit dem Zusammenhang zwischen der abnehmenden Zahl der Störche und der sinkenden Geburtenrate“, sagt der Vorsitzende des „Forschungsrates Rauchen und Gesundheit“, „das eine muß noch lange nicht die Ursache des anderen sein.“ Oder, im Jargon der Experten: „Korrelation wird immer wieder mit Kausalität verwechselt.“

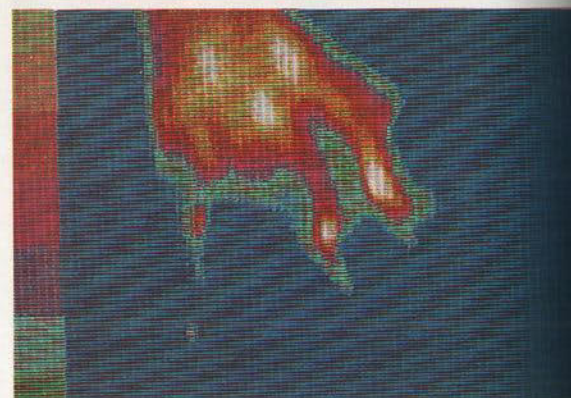
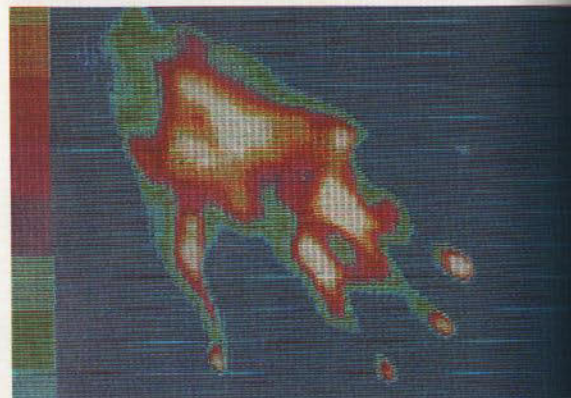
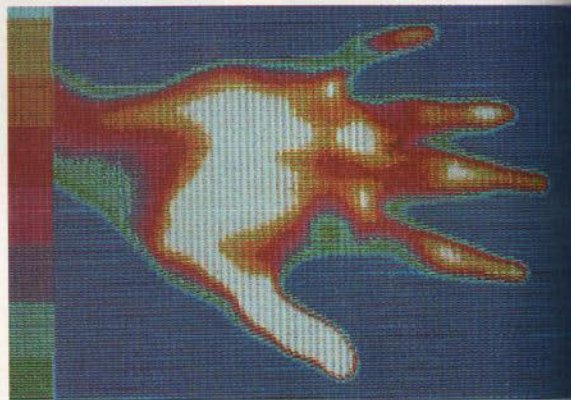
Solche Argumente lassen Ferdinand Schmidt, den Ehrenvorsitzenden des industriefernen „Ärztlichen Arbeitskreises Rauchen und Gesundheit“, in die Luft gehen wie einst das HB-Männchen. Der Krebsforscher, der auch zum Sachverständigenbeirat der Weltgesundheitsorganisation gehört, wirft den „Forschungsrat“-Mitgliedern „kaum verhüllte oder getarnte Bestechlichkeit“ vor: Sie gäben sich dafür her, Wissenschaftler mit Hilfe lukrativer Forschungsaufträge auf die Seite der Industrie zu ziehen, oder verschaffen sich selbst solche Aufträge. Tatsächlich vergibt der „Forschungsrat“ bei Aufträgen für wissenschaftliche Untersuchungen ausschließlich Gelder der Tabakbranche: Neun Millionen Mark hat der „Verband der Cigarettenindustrie“ ihm für die letzte Drei-Jahres-Periode zur Verfügung gestellt.

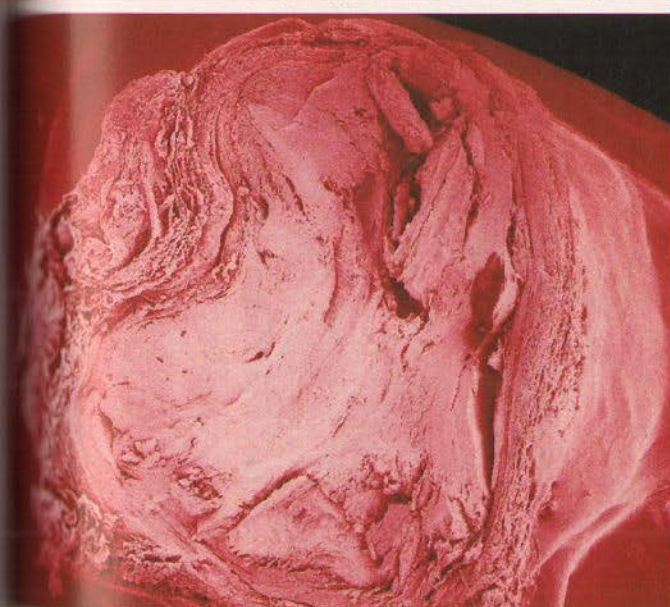
Die Tabakindustrie scheut weder Kosten noch Mühen, das schlechte Image der Glimmstengel zu verbessern. Dabei stützt sie sich unter anderem auf die Argumentation von Hans J. Eysenck. In seinem Buch „Rauchen und Gesundheit – Plädoyer für mehr Sachlichkeit“ bestreitet der britische Psychologe, daß der kausale Zusammenhang von Rauchen und Lungenkrebs belegt sei. Epidemiologen unterstellt er statistische Schlamperei und Voreingenommenheit – nämlich die Tendenz, dem Rauchen zugeschriebene Erkrankungen besonders häufig bei Rauchern zu diagnostizieren. Außerdem seien die Krebsherde in der Lunge oft nur Metastasen von



Nach drei Zügen weicht das Blut aus den Fingern

Aufnahmen mit einer Infrarot-Kamera (oben) verraten indirekt, wie Nikotin die Blutgefäße der Hand verengt (Bildreihe rechts). Dabei macht eine Farbskala von Weiß (am wärmsten) bis Blau (am kältesten) die Temperaturverteilung der linken Hand einer Versuchsperson sichtbar: Vor dem Experiment ist die Hand normal durchblutet und warm (oben). Bereits nach drei Zügen aus der Zigarette ziehen sich die Gefäße zusammen, und die Temperatur sinkt (Mitte). Nach einigen weiteren Zügen sind die Finger auf dem Infrarot-Bild verschwunden (unten): Die Adern haben sich vollends geschlossen





Wo Nikotin und Cholesterin gemeinsam wirken, ist bald kein Durchkommen mehr

Nikotin beschleunigt Arteriosklerose: Wenn die Gefäßwände Blutfett einlagern und »verkalken«, wird eine gesunde Ader (oben) allmählich zur starren Röhre (Mitte). Blutgerinnsel können solche Gefäße vollständig verstopfen (unten). Sind Herz oder Hirn betroffen, wird die »Thrombose« zur tödlichen Gefahr

Primärtumoren an anderen Organen. Auch würden andere Ursachen wie Luftverschmutzung vernachlässigt. Eysencks eigene „weitgehend spekulative“ Hypothese: Die Ursache des gehäuftten Auftretens von Lungenkrebs bei Rauchern liege in einer kombinierten genetischen Disposition für Tabak-Gier und Krebs.

Für Ferdinand Schmidt ist das die „hirnrißige Hypothese eines Fachfremden“. Es lägen allein 25 „prospektive“ Untersuchungen vor, bei denen Krankheits- und Todesfälle von insgesamt viereinhalb Millionen Rauchern und Nichtrauchern erfaßt wurden – Studien, die auf einen Ursache-Wirkung-Zusammenhang schließen ließen. Solche Arbeiten seien „Naturexperimente an menschlichen Versuchskaninchen“. Bei ihnen würden nicht, wie Eysenck behauptet, Totenscheine im nachhinein analysiert. Die Epidemiologen erfaßten vielmehr Probanden mit möglichst ähnlichen Lebensbedingungen – etwa 35 000 britische Ärzte oder 290 000 Veteranen der US-Armee. Deren Gewohnheiten und Gesundheitsschicksale würden kontinuierlich verfolgt und in Karteien dokumentiert. Nach Jahrzehnten ließe sich dann im detaillierten Vergleich erklären, ob bestimmte Gewohnheiten mit bestimmten Krankheiten einhergehen.

Besonderen Aufwand betrieb der Amerikaner E. C. Hammond bei einer der weltweit größten Studien dieser Art: Er erfaßte fast eine halbe Million Menschen und wählte dabei 37 000 „statistische Zwillinge“ aus – Probandenpaare, deren Vorgeschichte, Lebensgewohnheiten und Umgebung im Hinblick auf Risikofaktoren für Bronchialkrebs so weit identisch waren, daß sie sich möglichst nur noch durch den Faktor Rauchen unterschieden. Die Auswertung der Daten ergaben nicht nur die bereits bekannten höheren Krebs- und Sterblichkeitsraten bei Rauchern. Hammond konnte sogar eine positive Korrelation zwischen Schadstoff-Dosis und Anfälligkeit nachweisen: Je mehr einer rauchte, desto höher war sein Krebsrisiko.

Auch Tierversuche haben den kausalen Zusammenhang zwischen Ge-

sundheitsschäden und Zigarettenrauch immer wieder bewiesen – darunter Experimente, die in Labors von Tabakunternehmen durchgeführt wurden: So ließ die amerikanische „Ligett Group“ bereits in den fünfziger Jahren ihre Tabakprodukte an der Rückenhaut von Mäusen testen. Das Ergebnis war „positiv“ – die Testmäuse entwickelten Tumore. Der Öffentlichkeit freilich enthielt der Konzern dieses Resultat über 30 Jahre lang vor. Erst eine Haftungsklage brachte das Beweismaterial ans Licht.

Der suchterzeugenden Komponente des Rauchens mißt Klaus Thureau vom „Forschungsrat Rauchen und Gesundheit“ kein Gewicht bei: Die Zigarette verursache keine Rauschzustände; Tabakgenuß bewirke auch kein zwanghaftes Verlangen nach immer mehr Nikotin; 95 Prozent derjenigen, die mit dem Rauchen aufgehört haben, hätten dies ohne fremde Hilfe geschafft.

Das Bundesgesundheitsministerium hingegen stellt „Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zwischen Rauschmitteln und Tabak-Erzeugnissen“ fest. Und Mediziner des „Ärztlichen Arbeitskreises Rauchen und Gesundheit“ sind überzeugt, daß schätzungsweise ein Drittel der Raucher „Nikotiniker“ sind: Untersuchungen belegen, daß solche Raucher ihren Nikotinspiegel im Blut zwanghaft konstant zu halten versuchen. Sie müssen rauchen – selbst wenn sie bereits an Bronchitis leiden. Und Mäuse, die eine Zeitlang nur nikotinhaltiges Trinkwasser zur Verfügung hatten, verschmähen später – bei freier Auswahl – reines Wasser.

Den „großen Gott Nick O'Tean“ nannte Rudyard Kipling die unterschätzte Droge. Für den neuen Vorsitzenden des „Ärztlichen Arbeitskreises“, den Arzt Bernhard Hamburger, ist sie ein Psychopharmakon, auf das Raucher bei ihrer Stressbewältigung nicht verzichten können, obwohl, physiologisch gesehen, Zigaretten die Stressreaktion des Körpers sogar verstärken. Denn Nikotin bewirkt eine zusätzliche Ausschüttung der körpereigenen Botenstoffe Adre-

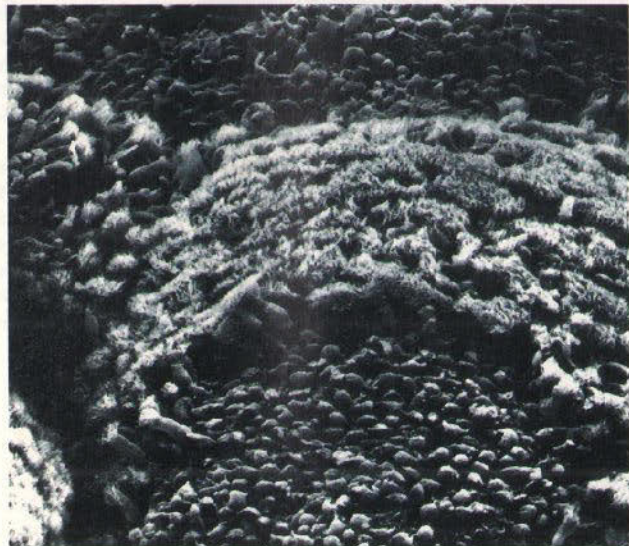
naline und Noradrenalin. Damit bewirkt Nikotin, daß die ohnehin schon gereizten Nerven noch mehr flattern.

Entzugerscheinungen wie Nervosität, Kopfschmerzen, Müdigkeit und Schlafstörungen sind – auch wenn sie oft nur in schwacher Form auftreten – Zeichen körperlicher Sucht. Ein weiteres Indiz: Die Symptome verschwinden nach den ersten tiefen Zügen wieder. Kein Wunder, daß nur zwei bis drei von zehn Rauchern es schaffen, dauerhaft Schluß zu machen.

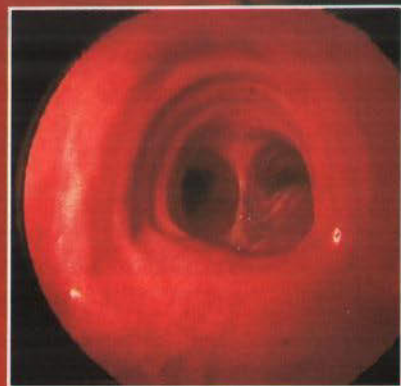
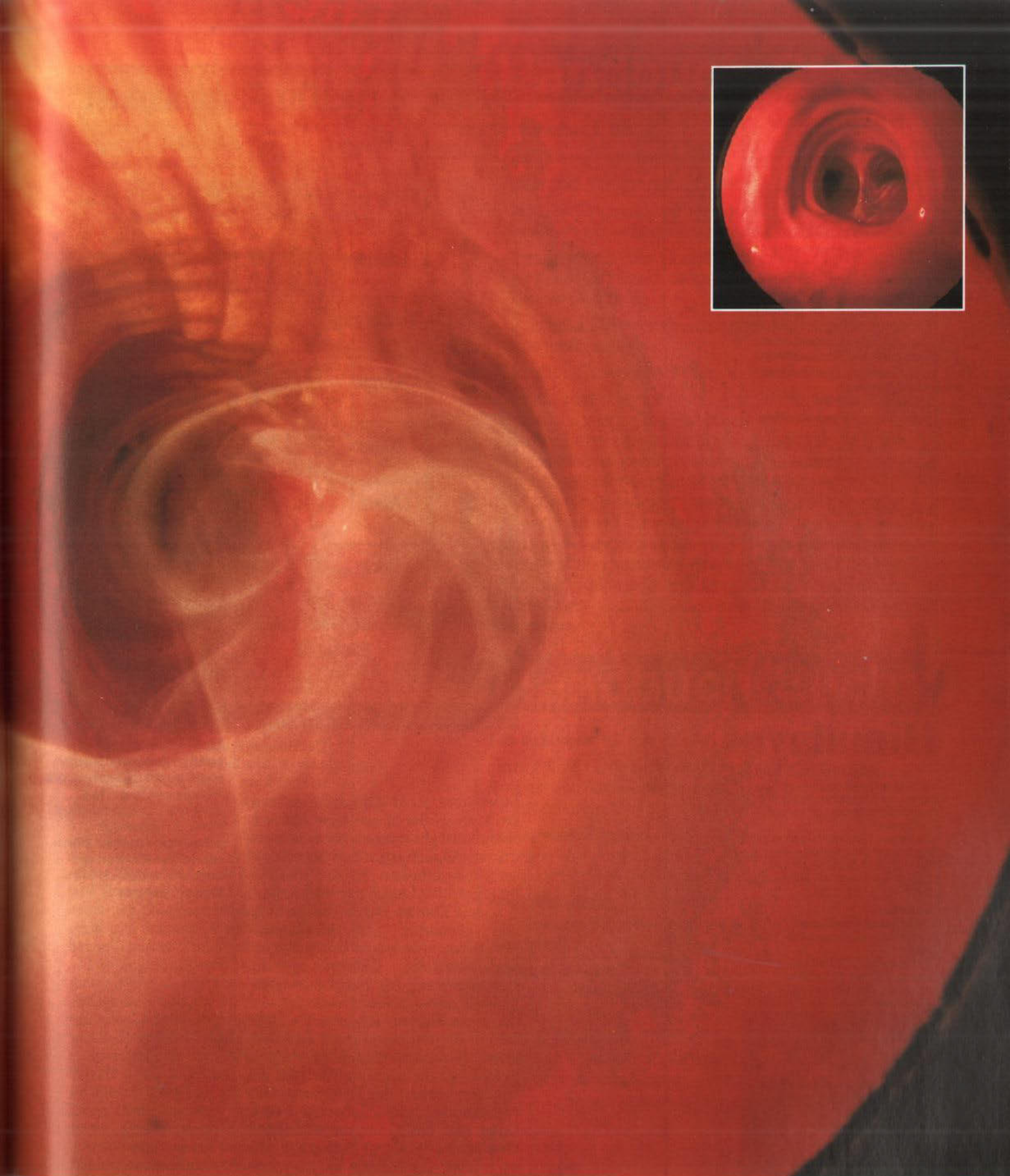
Den anderen will der industriennahe Forschungsrat als „Präventionsmaßnahme“ mit der Entwicklung „ausreichend nikotinhaltiger“, aber weitgehend schadstofffreier Zigaretten helfen. Zwischen legitimem Genießer-Interesse und Gesundheitsschutz müsse, so argumentiert der Pfeifenraucher und „Forschungsrat“-Vorsitzende Thureau, ein Kompromiß gefunden werden: „Wollen Sie den Leuten das Essen verbieten, nur weil sich in der Nahrung auch krebserregende Substanzen befinden?“

In der Tat wurde in den letzten zwanzig Jahren der Nikotin- und Kondensatgehalt von Zigaretten um die Hälfte gesenkt. Die „Leichten“ eroberten einen Marktanteil von 20 Prozent. Doch die „Phantomjagd nach der gesunden Zigarette“ erwies sich nach Auffassung des „Ärztlichen Arbeitskreises“ als Fehlschlag: Raucher kompensieren den verringerten Nikotingehalt, indem sie tiefer inha-

**Ein
flauschiger
Teppich wird
kahl**



Wo die Luftröhre sich in zwei Hauptbronchien verzweigt (rechts oben), löst sich der Rauchstrom in Wirbel auf (rechts). Seine Partikel werden gegen die Bronchialwand geschleudert, deren Flimmerhärchen die Fremdkörper für gewöhnlich nach oben zurückbefördern. Unter dem Einfluß der Rauchgifte bilden sich jedoch kahle Stellen (unten). Dort kann die Bronchialwand ihre Transportfunktion nicht mehr erfüllen und wird leicht von Krankheitserregern befallen



100%

Agard/Allego - Di. Vanna / Allego
Fotografia: 100% - 100% / Allego

Entspannung auf Knopfdruck



Einfach zurücklehnen und die Augen schließen. Optische und akustische Signale produzieren beruhigende Frequenzen im Gehirn. Wissenschaftler bestätigen folgende Ergebnisse:

- **sofortiger Stressabbau**
- **optimierte Gedächtnisleistungen**
- **mehr Vitalität**
- **bessere Konzentration**

Die Synchros haben sich in der Praxis bewährt. Am Arbeitsplatz, vor Verhandlungen, zur Unterstützung der Kreativität, in Seminaren.

Bestellung und unverbindliche Info: brainLight

Europäische Generaldistribution
Hauptstr. 52 D 8758 Goldbach
TEL: 06021-540989
FAX: 06021/540997

Mehr Himalaya

Das umfangreiche Buch zeigt mit vielen Farbfotos alle Schönheiten der tibetischen Kultur und ihre Gefährdung durch fremde Zivilisationen.

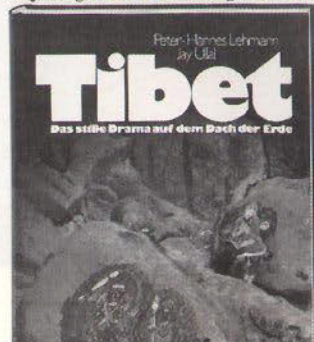
»Das beste Tibet-Buch, das es zur Zeit in deutscher Sprache gibt ... Wer das GEO-Buch gelesen hat, kann es nicht mehr vergessen.«
Franz Alt in DIE ZEIT.

Neuaufgabe.

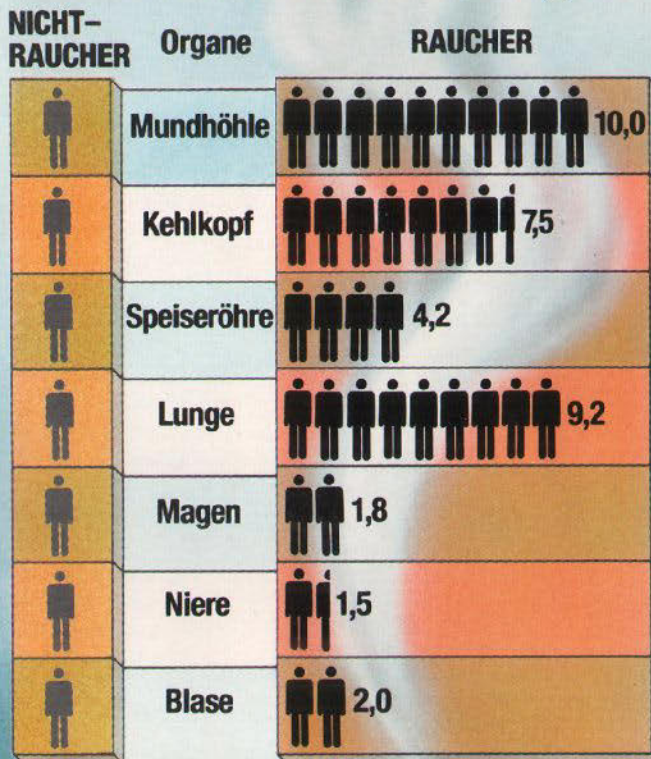
Erweitert und aktualisiert!
Peter-Hannes Lehmann/Jay Ullal
Tibet

390 Seiten mit 370 farbigen Abbildungen, Format 20,5 x 28 cm, gebunden, DM 98,-.

In jeder guten Buchhandlung erhältlich



Rauchen und Krebshäufigkeit



Quelle: Smoking and Health 1979

Unter bestimmten Krebsarten leiden weit mehr Raucher als Nichtraucher. Das belegen epidemiologische Studien an amerikanischen Männern. Die Zahlen geben die relative Häufigkeit wieder

lieren und mehr Glimmstengel anstecken, wodurch sie ihren Nikotinspiegel auf gewohntem Niveau halten und womöglich sogar ihre Schadstoffaufnahme erhöhen. In jedem Fall erhöhen sie den Umsatz der Hersteller.

Klaus Thureau wiederum sieht in den geplanten „nikotinbetonten“ Neuheiten eine wesentlich geringere gesundheitliche Gefährdung der Konsumenten. Als mögliches Medikament „etwa in Raucherdosis“ werde reines Nikotin schon seit einigen Jahren für Patienten mit Parkinson- oder Alzheimer-Krankheit diskutiert. Über die negative Wirkung des Nikotins verliert der Forschungsratsvorsitzende indes nicht ein Wort. Dabei hat das Gremium eben jene Untersuchung selber finanziert, die nachweist, daß Nikotin die körpere-

gene Produktion eines tumorzerstörenden Eiweißstoffs – des Polypeptids TNF – vermindert und somit möglicherweise die Krebsentstehung fördert.

Franz Adlkofer, der Geschäftsführer des „Forschungsrates“, freut sich statt dessen über Indizien ganz anderer Art: Neuere Arbeiten deuteten an, daß Nikotin nicht nur gefäßverengende, sondern auch -erweiternde Wirkung habe und einer Thrombosenbildung entgegenwirken könne. „Das wäre ein Volltreffer!“ Und Klaus Thureau sieht Licht für die bedrängte Tabak-Lobby sogar jenseits der herrschenden Lehrmeinung, wonach die Ursache von Gefäß-Krankheiten bei Rauchern das Nikotin ist: Abwehrprozesse gegen krebs-erzeugende Inhaltsstoffe des Zigarettenrauches seien womöglich die wahren Verursacher. Details bleibt der Physiologe allerdings schuldig – das sei bisher noch unerforscht.

Etwa Dreiviertel des blauen Dunstes vermach-
chen Raucher ungebeten
der Allgemeinheit. Dieser
sogenannte Nebenstromrauch
hat es in sich: In ihm ist der Anteil
hochgradig kanzerogener
Nitrosamine bis zu 400fach
höher als im Hauptstrom,
den der Raucher in seine
Lunge saugt. Allerdings werden
die Schadstoffe in der Raumluft
stärker verdünnt. Ob und wie stark
sie das Krankheitsrisiko von
Passivrauchern erhöhen, konnten
epidemiologische Studien bislang
nicht eindeutig belegen. Seit
kurzem jedoch steht nach einem
Bericht der amerikanischen
Umweltbehörde EPA zweifelhaft
fest, daß Menschen im Dunstkreis
der Qualmer häufiger an Lungenkrebs
erkranken als jene, die außerhalb
blauer Dunstwolken leben.

Die Tabakindustrie tut solche Studien
bislang als methodisch bedenkliche
Spekulation ab. Auch Klaus Thureau
vom „Forschungsrat“ hält die gesundheits-
gefährdenden Effekte des Passivrauchens
für „nicht relevant“. Wirklich ernst
nehme er „nur das Problem der
Rücksichtnahme“. Denn lästig kann
es natürlich schon sein, „wenn einem
in einem feinen Lokal immer die
Schwaden über die Hummerschwänze
wehen“. □

Bittere Bilanz eines unnötigen Risikos

Handbuch Sucht

Ein Handbuch für

- Suchtberatungsstellen
- Ärzte und Medizinische Gutachterdienste
- Sozialleistungsträger (Krankenversicherung, Rentenversicherung, Arbeitsverwaltung, Sozialhilfe)
- Organisationen der Suchtbekämpfung (Verbände der freien Wohlfahrtspflege, Kommunen, Behörden, Dienststellen usw.)
- Organisationen der Sozialpartner (Arbeitgeber und Arbeitnehmer)
- Schulen, Fachhochschulen, Weiterbildungsstätten

Erstmals wird nunmehr eine Arbeitshilfe für diese Zielgruppe vorgelegt. Das Handbuch will in systematischer und übersichtlicher Form ordnend dazu beitragen, die Möglichkeiten und Wege zur Vorsorge, Beratung und Behandlung aufzuzeigen. Es soll das „Know-how“ für alle Beteiligten liefern, um sich in der verzweigten und schwierigen Materie besser zurechtzufinden. Es dient damit dem Ziel, den Betroffenen wirksamer und schneller helfen zu können. Das Handbuch berücksichtigt auch die gesetzlichen Neuregelungen durch das GRG und enthält Anschriftenverzeichnisse.

Handbuch Sucht

Die Autoren

sind in ihren Organisationen seit Jahren mit den Problemen Suchtkranker befaßt und mit der Materie bestens vertraut.

Hanspeter Grigoleit,

Verband der Angestellten-Krankenkassen e.V., Siegburg, Verband der Arbeiter-Ersatzkassen e.V., Siegburg

Manfred Wenig,

Bundesverband der Innungskrankenkassen, Bergisch-Gladbach

Herbert Ziegler,

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Hamm

Loseblattausgabe. Umfang des Gesamtwerkes 880 Seiten im Ordner mit Reißmechanik. Preis: 98,- DM zuzüglich Versandkosten, einschl. MwSt.

Titel-Nr. 53699 · ISBN 3-537-53699-2



Asgard-Verlag · Dr. Werner Hippe KG
Postfach 30 80 · 5205 Sankt Augustin 3

Dein Ich, der Raucher

VON ARNO NEHLSSEN

Mein lieber Nikolas, Du willst das Rauchen aufgeben? Dafür hättest Du kaum einen besseren Ratgeber finden können als mich. Ich hab's mir schon oft abgewöhnt und kenne deshalb alle Höhen und Tiefen meiner Seele; sämtliche Raffinessen meines Unterbewußtseins; jede Anfechtung des Willens. Ich habe die Unbarmherzigkeit der Nichtraucher erfahren und die Häme der Raucher: Alle warten sie nur auf Deinen Rückfall ins Laster.

Zunächst: Du mußt aufhören wollen, wirklich wollen! Wenn Du nur mal herausfinden willst, wie es sich ohne Tabak leben läßt, dann kannst Du ebenso gut versuchen, ob es angenehm ist, mit dem Kopf gegen eine Wand zu laufen. Du wirst feststellen, es ist nicht schön.

Hilfen gibt es viele: autogenes Training etwa, oder Nikotin-Pflaster. Einige versuchen es mit Hypnose, Akupunktur oder Akupressur. Manche Experten empfehlen auch eine Eigenblut- oder gar eine Aven-

sionstherapie, die härteste von allen: Da qualmst Du, bis Du kotzt. Am billigsten ist da immer noch meine Methode: Ich lasse jeden Tag die erste Zigarette weg.

Also: Du mußt es wollen. Und Du mußt es zur rechten Zeit wollen. Nicht so wie jener Rodrigo de Jerez, der als erster aus der Mannschaft von Christoph Columbus die Insel Cuba betrat. Wie Du weißt, kommen von dort heute noch die wunderbarsten Zigarren der Welt. Rodrigo lernte das Rauchen von den Indianern. Hätte er es doch wieder aufgegeben, bevor er in seine Heimatstadt Ayamonte zurückkehrte! Als seine Mitbürger ihn aus Mund und Nase qualmen sahen, glaubten sie, der Teufel sei in ihn gefahren. Die Inquisition steckte ihn zum Zwangsentzug für Jahre in den Kerker.

Never change a winning team

Sei also klug in der Wahl des Zeitpunktes.

Versuche es nicht, wenn Du erfolgreich bist. „Never change a winning team“ wird Dein süchtiges Ich vor jeder Veränderung in Deinem Leben warnen. Es wird Dich ermahnen, „ein jeder Mensch hat seine besondere Art gesund zu sein, an der er ohne Gefahr nichts ändern darf“, wie schon Kant gewußt hat. Versuche es aber auch nicht in Zeiten seelischer Spannungen. Du hast dann keine Reserven. Je näher die letzte Zi-

garette rückt, desto beharrlicher flüstert Dein süchtiges Ich Dir ein, daß Du nur versagen kannst. Dein um Ausgleich bemühter Verstand wird Dir raten, die Zigarettenschachtel gar nicht erst beiseite zu legen, um die drohende Niederlage zu vermeiden.

Deinem Verstand, darauf mußt Du Dich vorbereiten, darfst Du auch während der Entwöhnung nicht trauen. Hast Du helle Momente, so wirst Du ihn als einen erbärmlichen Sklaven Deiner Sucht durchschauen. Nietzsche hatte recht: „Uns organische Wesen interessiert ursprünglich Nichts an jedem Dinge, als sein Verhältniss zu uns in Bezug auf Lust und Schmerz.“

Du wirst all jene guten Gründe gegen das Rauchen verdrängen, die Dich zu Deinem Entschluß gebracht haben: daß es stinkt, krank macht, teuer ist und die Mitmenschen belästigt. Schwarz verklebte Lungen, Kehlkopfkrebs und amputierte Raucherbeine verlieren ihren Schrecken. Statt dessen denkst Du in tiefer Trauer all der unvergeßlichen Momente, in denen die Zigarette Dir Quell der Lebensfreude war.

Nach einem guten Essen, erinnere Dich. Dieser leicht bittere Geschmack des Rauches auf Lippen und Zungen-

spitze, der Dir sagt: Das Mahl ist beendet, aber der Genuß noch lange nicht. Dieses Nichts, das die Enttäuschung des Sattseins in Rauch auflöst, diese einzigartige Möglichkeit, bei vollem Magen gleichsam noch weiter zu speisen.

Du fühlst Dich gesund, aber auch besser?

Berühmte Menschen gehen Dir durch den Kopf: Schiller, George Sand, Bach, Fürst Bismarck, die Garbo – waren sie nicht alle deshalb erfolgreich, weil sie geraucht haben? Goethe, ein fanatischer Gegner des Tabaks, kommt Dir erst Wochen nach Deinem Rückfall wieder in den Sinn.

Selbstverständlich wirst Du Dich gesünder fühlen, das ist keine Frage. Aber auch besser? Du kannst Dich nicht mehr konzentrieren, starrst minutenlang auf irgendwelche Gegenstände. Dein Körper ist fit, Dein Kopf ist leer. Früher, als Nikotin Dich noch beflügelte, da warst Du voller Einfälle. In Deinem vergifteten Körper wohnte ein gesunder Geist. Ohne Zigarette kannst Du keine Seite eines Buches ohne Unterbrechung lesen. Du trinkst literweise schwarzen Kaffee und lutschst Bonbons, bis Deine Mundschleimhäute wund sind. Kompensatorische Poly-

der Anfänger weiß noch nichts von den fiesen Fallen, die ihm sein süchtiges Ego stellt

NICHTRAUCHEN



phagie nennen das die Psychologen. Freßsucht.

Wozu also das Ganze? Damit Du dieses Leben vielleicht acht Jahre länger aushältst? Hier, mein lieber Nikolas, liegt das ganze Dilemma der Nikotin-Entwöhnung: Die Frustration ist hier und jetzt, die Belohnung für unsere Qualen aber fern und ungewiß.

Göttliche Gifte erniedrigen sie zu Schadstoffen

Wir beide, mein Lieber, gehören zu einer bedrohten Spezies: „Es ist besser“, höhnte schon 1602 ein gewisser Doktor Bushell in London, „mit einem englischen Hanfseil erdrosselt als mit indianischem Tabak vergiftet zu werden.“ Heute führen seine geistigen Erben, die fundamentalistischen Gesundheitssüchtigen, einen Verdrängungskrieg, in dem wir immer mehr Terrain verlieren. In welchem öffentlichen Gebäude oder Verkehrsmittel darfst Du noch rauchen? Ein paar Jahre noch, dann haben sie den ganzen Planeten in ein Nichtraucherabteil verwandelt.

Diese gräßlichen Vereinfacher. Alle göttlichen Gifte erniedrigen sie zu Schadstoffen. Sie haben nie begriffen, daß wirklich große Wahrheiten erst im Nebel klar werden.

Damit mußt Du leben: Du hast keine Wahl. Also, gib das Rauchen auf.

Dein alter Freund

X r-o

Für Träume ist manch Kraut gewachsen

Die Pflanzen, so glauben Naturvölker, sind von den Göttern gesegnet: Nicht wenige von ihnen enthalten geheimnisvolle Kräfte, die den Geist des Menschen schärfen, seine Phantasie beflügeln und ihm prächtige Visionen bescheren können. Doch die göttliche Gabe hat ihren Preis: Bei

so manchem Stoff, der schöne Träume schafft, liegen Rausch und Tod sehr eng beieinander



Betelnußpalme

Die Palme *Areca catechu* wurde erstmals vermutlich im Malaiischen Archipel, in Indien und im südöstlichen China kultiviert. Ihre Samen sind Basis der in Südostasien und Ostafrika verbreiteten Sitte des Betelkauens. Eine typische Betelportion besteht aus einem Stück

Betelnuß, eingewickelt in ein Blatt des Betelpfeffers *Piper betle* und etwas Kalk. Hauptwirkstoff ist das **Arecaidin**. Es entsteht beim Kauen aus dem in der »Nuß« enthaltenen **Arecolin**. Das ähnlich wie Nikotin wirkende Mittel regt an und entspannt gleichzeitig. Betel kauende Menschen sind an reichlich fließendem roten Speichel zu erkennen, Dauerkonsumenten an ihren dunklen Zähnen.



Peyote

heißt unter Indianern der Kaktus *Lophophora williamsii*. Er wächst in Mexiko und dem Süden der Vereinigten Staaten, sein Wirkstoff ist das **Meskalin**. Noch heute ist der Peyote-Kaktus bei vielen Stämmen Bestandteil kultischer Rituale. Die Indianer schneiden den nur knapp über die Erdoberfläche ragenden Kaktus

ab, trocknen den »Peyote button« und essen ihn. Wer die Halluzinationen eines Meskalin-Rausches erleben will, muß zunächst eine starke Übelkeit überwinden: Der gallerbittere Geschmack macht den Kaktus nahezu ungenießbar

Ein Volk im Dauerrausch: Jemeniten verbringen ganze Nachmittage mit dem Kauen von Qat



Kola

Die verschiedenen Arten des Kola-Baums (*Cola nitida*, *C. acuminata* und andere) sind ursprünglich im feuchtheißen, schattigen Urwald Westafrikas beheimatet. In den Samen des Baumes – den »Kola-Nüssen« – reichern sich **Coffein**, **Theobromin**, **Catechin** und **Epicatechin** an. Sie stimulieren Gehirn und Kreislauf und lassen Hunger, Durst und Müdigkeit vergessen. Bei einigen westafrikanischen Völkern werden Kola-Nüsse gekaut und als Amulett, Opfergabe, Münze, Steuermittel, Braut-, Hochzeits- und Grabbeigabe genutzt. Das Erfrischungsgetränk Coca-Cola machte die Kola-Nuß weltberühmt: Sie erzeugt die stimulierende Wirkung der »coffeinhaltigen Limonade«

Bilsenkraut

Das klebrig-haarige, übelriechende Kraut *Hyoscyamus niger* kommt in ganz Eurasien vor. Bereits Ägypter, Griechen und Römer mixten es in ihre Zaubertränke. Die zu den

Nachtschattengewächsen zählende Pflanze enthält die Alkaloide **Scopolamin**, **Atropin** und **Hyoscyamin**. Sie erzeugen Druck im Kopf, lassen Gegenstände unscharf und verzerrt erscheinen, lösen Geschmacks- und Geruchshalluzinationen aus. Bilsenkraut wirkt zudem schmerzlindernd und narkotisierend



Coca

Der mehrere Meter hohe Coca-Strauch ist seit Jahrtausenden die traditionelle Drogenpflanze der Anden. Die zwei kultivierten Arten *Erythroxylum coca* und *E. novogranatense* gedeihen am besten in feuchtwarmen Lagen zwischen 600 und 2500 Meter Höhe. Der Wirkstoff **Kokain** steigert Leistungsfähigkeit und Körpertemperatur, stillt Schmerzen, Hunger und Durst. Viele Indianer kauen – besonders, wenn sie in großer Höhe leben – mehrmals täglich Coca-Blätter mit etwas Kalk oder Pflanzenasche. Auch die Rezeptur für Coca-Cola enthält bis 1905 noch einen kokainhaltigen Coca-Auszug. Erst eine höhere Dosis des reinen Wirkstoffs erzeugt den typischen Kokain-Rausch mit visuellen Halluzinationen. Er endet nach ein bis zwei Stunden mit Depression und Müdigkeit

Qat

Der baumartige Qatstrauch *Catha edulis* gedeiht vor allem in den feuchtkühlen Hochlagen Nordostafrikas und des Jemen. Seine Blätter enthalten mehr als 40 Alkaloide, als wichtigstes das **Cathin**, einen engen Verwandten des Aufputschmittels Amphetamin. Qat gehört bei vermutlich 90 Prozent der Bevölkerung Nordjemens zum Alltag: Ganze Nachmittage verbringen Jemeniten frische

Qatblätter kauen in geselliger Runde. Qat schärft den Geist, verdrängt Müdigkeit und Hungergefühl. Nach etwa zwei Stunden geht der Rausch in einen Zustand abgeklärter Gelassenheit über und kann mit Depressionen enden



Meerträubchen

Die Strauchpflanze *Ephedra vulgaris* wächst in den Mittelmeerländern und in China. Ihr Wirkstoff **Ephedrin** regt das Gehirn an – wie das stärkere, synthetische Aufputschmittel Amphetamin. Schon vor etwa 5000 Jahren haben chinesische Heilkundige Asthma mit Meerträubchen behandelt. In vielen Medikamenten hilft Ephedrin bis heute gegen Asthma, chronische Bronchitis und Kreislaufschwäche



Kaffee

Ursprünglich wuchs der Kaffeestrauch *Coffea arabica* wild im äthiopischen Hochland. Im Mittelalter gelangte er in den Jemen, wo Bauern ihn erstmals kultivierten. Von dort eroberte der schwarze, bittere Trank aus den gerösteten Samen des Kaffeestrauchs zunächst die arabische Welt und schließlich den ganzen Globus. Sein wichtigster Wirkstoff **Coffein** regt an und verbessert das Denkvermögen. Kaffee dörre das Gehirn aus,

könne zu Lähmung und Impotenz führen und beeinträchtige die Gebärfähigkeit der Frauen, hatten Ärzte hingegen noch im 17. Jahrhundert gewarnt, als die Kaffeebohnen nach Europa kamen. Im letzten Jahr konsumierten allein die Bundesbürger etwa 413 000 Tonnen Kaffee

Stechapfel verwandelt selbst den müdesten Gaul in ein feuriges Roß



Stechapfel

Die etwa 20 Arten des Nachtschattengewächses *Datura*, dessen stachelige Fruchtkapseln den deutschen Namen stifteten, wachsen weltweit in tropischen bis gemäßigten Klimazonen. In Blüten, Blättern, Früchten und Wurzeln reichern sich Alkaloide an: **Scopolamin**, **Hyoscyamin** und **Atropin**. Stechapfel ist in Europa seit der Antike als Drogenpflanze bekannt und wurde im Mittelalter in Hexen- und Liebestränke gemixt. Auch Pferdehändler kannten die anregende Wirkung der Pflanze. Sie verwandelten die müdeste Schindmähre vorübergehend in einen feurigen Vollblüter, indem sie ihr ein paar zusammengerollte Blätter in den After steckten

Hanf

Die mit dem Hopfen eng verwandte Hanfpflanze *Cannabis sativa* stammt wahrscheinlich aus Zentralasien und ist über die ganze Erde verbreitet. Doch nur in warmem Klima produzieren die weiblichen Pflanzen ihre berauschenden Wirkstoffe, vor allem **Tetrahydrocannabinol**. Sie reichern sich besonders im Drüsenharz der oberen Laubblätter und den Blütenspitzen an. Die berauschenden Cannabisprodukte – das zu Platten gepresste Harz als Haschisch,

getrocknete, zerkleinerte Pflanzenteile als Marihuana und als Haschischöl – sind nach dem Alkohol die am weitesten verbreiteten Rauschdrogen der Welt. Nach dem Rauchen oder Verzehr können sich Wohlfühl und Verzückung einstellen, aber auch Depression und Angst. Die Zeit scheint langsamer zu vergehen, Farben, Töne, Gerüche werden intensiver wahrgenommen, der Hunger nimmt zu, und alle Speisen schmecken köstlich



Tee

Der Teestrauch *Thea sinensis* (oder *Camellia sinensis*) ist ursprünglich im Grenzgebiet zwischen Indien und China beheimatet. Aus seinen Blättern stellten die Chinesen schon vor mindestens 1400 Jahren ein anregendes Getränk her. Diese Eigenschaft verdankt die Pflanze neben den Substanzen **Theobromin** und **Theophyllin** vor allem dem **Coffein**. Heutzutage kommt die Genußdroge als unfermentierter grüner, als fermentierter schwarzer oder als halbfermentierter Oolong-Tee in den Handel. Hauptanbaugebiete sind Indien, Ceylon, Japan, China, Indonesien, Thailand und Burma. Die beste Qualität – **Flowery Orange Pekoe** – liefern die jungen Blattknospen, besonders von Pflanzen, die in den Höhenlagen von Darjeeling, Assam und Ceylon angebaut werden

Fliegenpilz

Der als »Narrenschwamm« bekannte und als Glückssymbol verwendete Hutpilz *Amanita muscaria* wächst in den gemäßigten Zonen der gesamten nördlichen Hemisphäre. Von seinen Wirkstoffen **Muscarin**, **Ibotensäure**, **Muscimol** und **Muscazon** wirkt vor allem das **Muscimol** berauschend. Es verändert Raum- und Zeitvorstellung, Sprache und Denken. Die Wirkung setzt etwa eine halbe bis eine Stunde nach Verzehr der Pilze ein, zunächst als Zittern und Ziehen in den Gliedern. Dösigkeit, Übelkeit, Schwindel, Euphorie, das

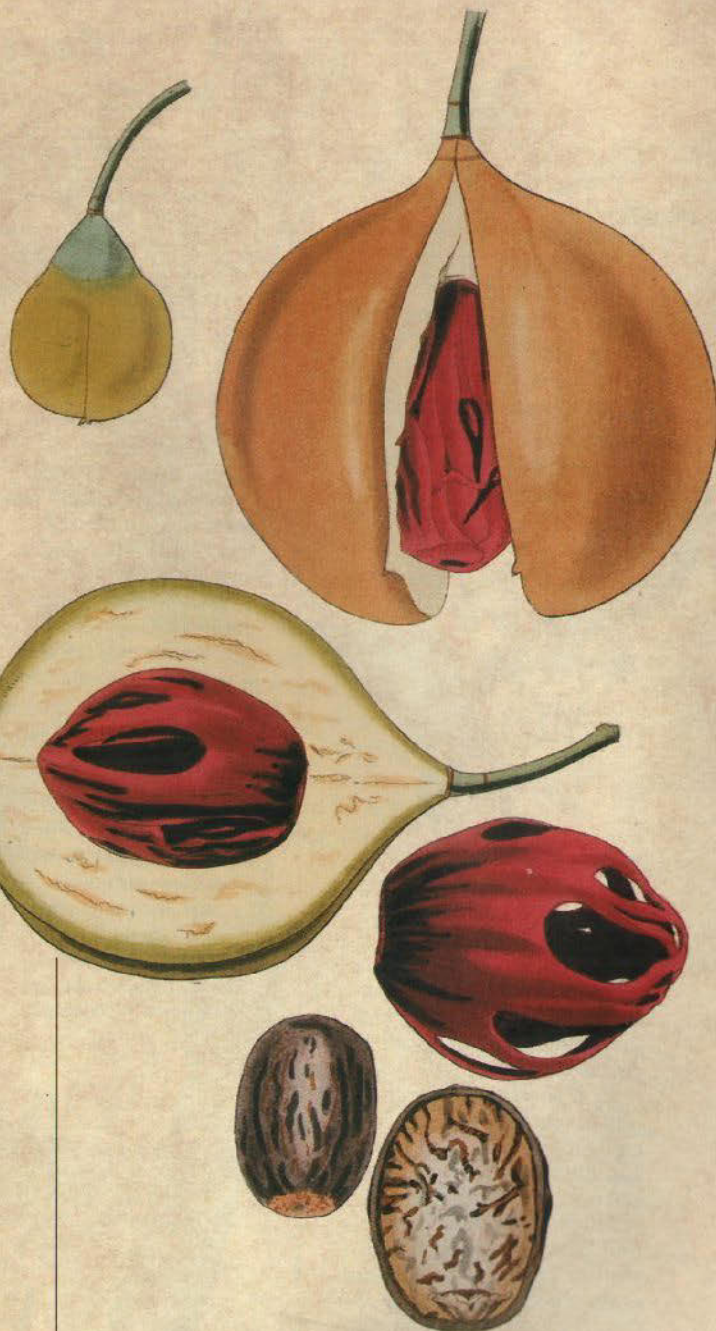
Gefühl von Schwerelosigkeit und farbige Visionen können ebenfalls auftreten. Der Berauschte erlebt groteske Wahrnehmungstäuschungen: Eine Pfütze erscheint ihm als See, ein Zweig als riesiges Hindernis. Schließlich fällt der Berauschte in einen tiefen, traumreichen Schlaf. Fliegenpilze sollen schon die altnordischen Berserker in ihre sprichwörtliche Wut versetzt haben. Heute wird *Amanita muscaria* nur noch von sibirischen Volksstämmen konsumiert. Sie essen ihn roh oder trinken einen Auszug in Wasser oder Milch



Teonanacatl

»Gottes Fleisch« nennen Einheimische den Pilz *Psilocybe mexicana* und andere *Psilocybe*-Arten aus dem mexikanischen Hochland der Sierra Madre. Sie enthalten die hochwirksamen Halluzinogene **Psilocybin** und **Psilocin**. Für die Ureinwohner Mexikos hatten die Pilze vermutlich

schon vor mehr als 2000 Jahren religiöse Bedeutung. Wer die Pilze ißt oder einen Auszug in Milch oder Agavenschnaps trinkt, fällt in einen maximal sechsstündigen Rausch mit starken Halluzinationen. Theologiestudenten, die »Gottes Fleisch« probierten, hatten Visionen, die denen mittelalterlicher Mystiker glichen. Und der Schweizer LSD-Schöpfer Albert Hofmann sah sich nach dem Verzehr von Teonanacatl in eine Welt aztekischer Opferpriester versetzt



Muskatnußbaum

Der immergrüne Baum *Myristica fragrans* stammt ursprünglich von den Molukken. Er wird heute überall in den Tropen kultiviert. Seine Samen, die »Muskat-Nüsse«, enthalten die Alkaloide **Myristicin**, **Elemicin** und **Safrol**, die dem Meskalin ähneln. US-amerikanische Strafgerichte haben zeitweilig Muskatnuß in Ermangelung anderer Drogen

konsumiert. Eine Streichholzschachtel voller Muskatnußpulver, mit etwas Flüssigkeit getrunken, soll den Effekt von drei bis vier Marihuana-Zigaretten haben. Die Rauschwirkung – verzerrte Raum- und Zeitwahrnehmung, Gefühl der Loslösung von der Realität, Halluzinationen – ist allerdings unzuverlässig und häufig von schweren Kopfschmerzen, Schwindel, Übelkeit und Herzrasen begleitet

Raserei oder Lust auf Sex: Der hinreißenden Wirkung wegen heißt *Atropa belladonna* zu deutsch Tollkirsche



Tollkirsche

Die bis eineinhalb Meter hohe Staude *Atropa belladonna* mit braunvioletten, glockenförmigen Blüten und schwarzen Früchten wächst an Wegesrändern und Waldlichtungen im gemäßigten Klima Eurasiens. Ihre Alkaloide **Hyoscyamin**, **Atropin** und **Scopolamin** bewirken eine Fülle von Symptomen: Euphorie und Lust auf Tanzen oder Sex sind ebenso möglich wie Weinkrämpfe und Wut. Die Erregung kann in Tobsucht und krampfartige Zuckungen übergehen. Bei einer Überdosis tritt der Tod durch Atemlähmung ein. Schon die Mäna-den, die mythischen Begleiterinnen des griechischen Wein- und Fruchtbarkeitsgottes Dionysos, sollen durch das Nachtschattengewächs in Raserei verfallen sein. Im Mittelalter war die Pflanze wichtiges Ingredienz von Hexengebräuen. Feine italienische Damen benutzten den Pflanzensaft, um ihre Pupillen zu erweitern und sich dadurch attraktiver zu machen (daher »bella donna« – schöne Frau)

Schlafmohn

Das etwa einen Meter hohe Mohngewächs *Papaver somniferum* stammt aus Zentral- und Kleinasien und wird dort seit Jahrtausenden angebaut. Zwischen Juli und September bilden sich aus den weißen Blüten der einjährigen Pflanzen walnußgroße Kapseln. Opium-Bauern ritzen die unreifen Kapseln an und kratzen den austretenden ange-trockneten Milchsaft am nächsten Tag ab. Für ein Kilogramm Rohopium benötigen sie etwa 20 000 Mohnkapseln. Die Masse wird mehrmals gekocht und filtriert. Aus dem dicken Sirup wird »Chandu«,

das Rauchopium, zubereitet, dessen Genuß einen euphorischen Dämmerzustand beschert. Opium enthält mehr als 25 Alkaloide, darunter vor allem **Morphin**. Es ist bis heute eines der wirksamsten Schmerzmittel und zugleich eine der am stärksten suchterzeugenden Substanzen. In letzterer Eigenschaft wird es allerdings noch von seiner künstlich erzeugten Variante übertroffen, dem **Diacetylmorphin** oder Heroin. Daneben enthält Opium die hustenreizdämpfenden Alkaloide **Codein** und **Noscapin** sowie das krampflösende **Papaverin**



Tabak

Die zwei Arten der Tabakpflanze *Nicotiana tabacum* und *N. rustica* stammen wahrscheinlich aus Südamerika. Ihr Hauptwirkstoff **Nikotin** kann ebenso anregend wie beruhigend wirken. Für Azteken, Tolteken und Mayas war Tabak ein heiliges Kraut, mit dessen Hilfe sie Dämonen riefen, um die Zukunft zu erfragen oder um Rat zu bitten. Medizinmänner gerieten in Trance, wenn sie einen Tabakauszug getrunken hatten. Spanische und portugiesische Seefahrer brachten den Tabak zu Beginn der Neuzeit nach Europa. Von dort verbreitete sich die Sitte des Tabakrauchens im 17. Jahrhundert epidemieartig über die ganze Welt. Heute verarbeitet die Tabakwarenindustrie jährlich rund sechs Millionen Tonnen Tabak. Allein bundesdeutsche Raucher konsumierten 1988 rund 120 Milliarden Zigaretten

Mutterkornpilz

Der schwarzviolette Schlauchpilz *Claviceps purpurea* schmarotzt auf Getreide, vor allem auf Roggen, aber auch auf Wildgräsern. Er geriet früher gelegentlich als Verunreinigung ins Brot und war im Mittelalter die Ursache einer seuchenhaft auftretenden, mysteriösen und gefürchteten Krankheit – des St.-Antonius-Feuers: Die Befallenen erschienen verwirrt und verfielen in krampfartige, ekstatische Zustände, bevor sich ihre Finger, Hände und Füße schwarz verfärb-



ten und abstarben. Den Hebammen war das Mutterkorn – daher der Name – als Mittel zur Verstärkung der Wehen bekannt. Die verschiedenen Wirkungen des Mutterkorns beruhen auf seinen Alkaloiden: **Ergometrin** etwa führt zur Kontraktion der Gebärmutter. **Ergotamin** machte als wirksames Migränemittel Karriere. Weltweit bekannt wurde die **Lysergsäure** – der Grundbaustein der Mutterkornalkaloide – durch den Schweizer Chemiker **Albert Hofmann**: Mittels einer kleinen Veränderung ihrer chemischen Struktur schuf er 1938 ein neues, hochpotentes Halluzinogen – das Lysergsäure-Diethylamid, LSD genannt (siehe auch S. 184)



Alraune

Das stengellose Nachtschattengewächs *Mandragora officinarum* gedeiht im Mittelmeerraum. Seine Gestalt und die betäubende Wirkung seiner Alkaloide **Scopolamin**, **Atropin** und **Hyoscyamin** machten es zur berühmtesten Zauberpflanze des Altertums und Mittelalters, zum Bestandteil von Liebestränken und Hexensalben. Wer die bizarr geformte, zuweilen menschenähnliche Wurzel ausgrub, begab sich in Lebensgefahr – zumindest der Legende nach: Es hieß, die Alraune schreie dabei so entsetzlich, daß der Lärm einen Menschen töten könne

Trotz allen Leids, das die Sehnsucht nach dem Rausch in die Welt brachte –

Als wär's ein Stück von uns



Gambrinus, Schutzpatron
der Bierbrauer

VON WOLFGANG NAGEL

Vergebens. Potentaten und Politiker, Päpste und Moral-Apostel haben alle Straf-Register gezogen. Im Kampf gegen Rauschmittel versuchten sie es mit Wuchersteuern und Verboten, mit Folter und Todesstrafe. Am Ende bekamen – und bekommen – die Mächtigen stets nur ihre eigene Ohnmacht vorgeführt. Die Droge bleibt Sieger.

Wie Reglementierungen und Restriktionen verpuffen, zeigen beispielhaft das 16. und 17. Jahrhundert, eine Ära erbittertster Drogenauseinandersetzungen in Europa: Die bis dato größte Anti-Drogen-Kampagne, die König Jakob I. von England (1603 bis 1625) gegen den aus Amerika gerade eingeführten Tabak anzettelt, kann den Siegeszug des „gottlosen Krauts“ in der Alten Welt ebensowenig aufhalten wie die Tatsache, daß Rauchern im 17. Jahrhundert, in Lüne-

burg wie in der Türkei, die Hinrichtung droht. Auch der Versuch Karls II. von England, im Jahre 1675 die englischen Kaffeehäuser zu verbieten, vermag dem schwarzen Getränk nichts von seiner Beliebtheit zu nehmen. Und schon gar nichts trübt den weitverbreiteten Genuß von Alkohol, nicht einmal der wortgewaltige Martin Luther, der 1539 erklärt, den „betrunkenen Schweinen“ bleibe das Reich Gottes vorbehalten, oder Zar Michael, der 1634 in Rußland das Trinken von Bier und Branntwein mit Exil und Folter belegt.

Ein Grund für die schwache Wirkung der Verbote sind die vielen Ausnahmen, die sich geistige und weltliche Obrigkeit gar zu gern selber genehmigen. Im Klerus läßt man die Zigarrenkiste kreisen, mag der Heilige Vater 1642 auch mit der Exkommunikation drohen. Und da sich Alkohol aufs trefflichste auch mit blauem Blut vermischt, gewährt sich der Adel im Kampf gegen die Trunksucht allemal Sonderrechte. Und die Staatsmacht? Ihre Vertreter haben

es schon immer verstanden, von den Lasten der Untertanen auf dem Steuerwege zu profitieren. In treuer Inkonsistenz wird gewarnt und kassiert bis zum heutigen Tag.

Rauschmittel sind so alt wie die Menschheit. Einst wurden sie nur anlässlich religiöser Zeremonien und magischer Rituale genommen. Die sorgsam gewahrte Balance zerstörten im Lauf der Geschichte vor allem vier Faktoren:

- Säkularisierung trug zu einer Verweltlichung auch der berauschenden Stoffe bei und begünstigte Exzesse;
- Technisierung – etwa die Destillation von Hochprozentigem – ermöglichte immer härtere und tückischere Drogen;
- Kommerzialisierung sicherte eine weltweite Verbreitung;
- Kriminalisierung verlagerte den Handel in den Untergrund und machte ihn unkontrollierbar.

Aber so sehr die Stoffe, aus denen die Rausche sind, die Menschheit mit der Zeit auch bedrohten, verzichteten konnten oder wollten Menschen niemals. Was den Alltag vergessen machte, haben sie sich einverleibt. Und als wäre es von existentieller Notwendigkeit, verbreitete sich die Kunde all dessen, was „high“ macht, in der Regel schneller als etwa technisches Know-how. Wohl entwickelten Gesellschaften Vorlieben, Mo-



Verführung mit Wein: »Lot und seine

BUCHANAN'S SCOTCH WHISKY



„BLACK & WHITE“ BRAND.

Britische Whisky-Reklame von 1909



Töchter« (Lorenzo Lippi, 1606 bis 1665)



Ein Morgen in Brasilien nach dem Karneval



Traubenlese im alten Ägypten

Seit jeher verstehen sich Kulturen auf die Herstellung gehaltvoller Getränke. Weder Verbot noch Folter konnte den Siegeszug des Alkohols rund um den Erdball aufhalten. Denn selbst Obrigkeit und Klerus waren dem Rausche zugetan, wie die Radierung »Pater Viktor - der trinkende Mönch« aus dem vorigen Jahrhundert unterstreicht

**Alkohol:
Komplize der Sünde und
Labsal der Frommen**



Titelblatt des »Saufteuffels« (1557) von Matthäus Friedrich



den und Abneigungen. Aber enthaltsame Kulturen sind in der Geschichte so rar wie Abstinenzler auf dem Oktoberfest. Wie unwiderstehlich die Macht der Drogen war und ist, belegen jene Gefangenen, die ihre kargen Lebensmittelrationen gegen ein paar Glimmstengel einzutauschen bereit waren.

Die Sehnsucht nach dem Rausch ist die Geschichte eines permanenten Ringens – mit Genüssen und Gefahren, mit Paragraphen und Paradiesen. Schon die großen Schöpfungsmythen der Völker künden von Drogen, ebenso die frühesten Zeugnisse der Zivilisation. Rund um den Erdball, im Urwald und in der Wüste, waren Menschen niemals verlegen um Stoffe, die sie narkotisierten oder euphorisierten, aktivierten oder schöner schlummern ließen.

Jemeniten kauen seit Urzeiten die Blätter des Qatstrauchs, die Inder Betelnüsse. Polynesier brauen einen spannungslösenden Trunk aus den Wurzeln des Kawapfefferstrauchs, Stämme Sibiriens ergötzen sich an Fliegenpilzen. Und Ägypter wie Griechen wissen seit der Antike um die beruhigende Wirkung des Opiums: „Ein Mittel, Kummer zu tilgen und Groll und jeder Leiden Gedächtnis“, preist Homer die getrocknete Milch aus Mohnkapseln in der „Odyssee“.

In einem wahren Drogenparadies leben die Bewohner Mittel- und Südamerikas: Von Coca-Blättern in den Anden über den San-Pedro-Kaktus in Peru bis zu den „Teonanacatl“-Pilzen – wörtlich: „Gottes Fleisch“ – und den meskalinhaltigen Peyote-Kakteen Mexikos sind dort 130 berauschende Pflanzen bekannt, sechsmal so viele wie in der Alten Welt.

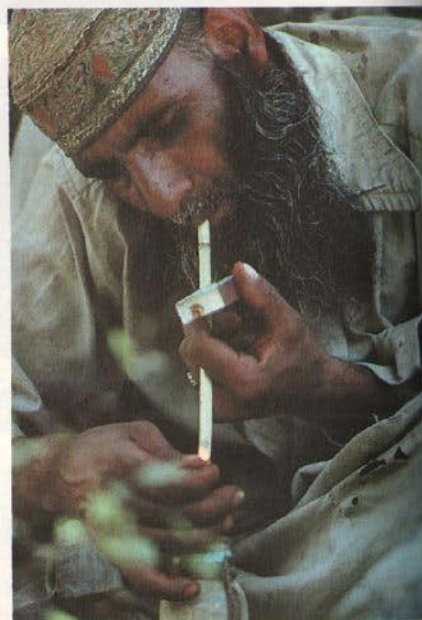
Zielsicher verstehen es die Völker, coffeinhaltige Getränke zuzubereiten: aus den Samen des Kola-Baums die Westafrikaner, aus gerösteten Samen des Kaffeestrauchs die Bewohner des



Liegend Traumwelten erreichen: Opiumraucherinnen 1902 in New York

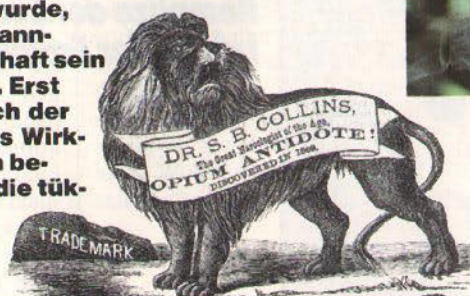


Opium-Fete im China des 19. Jahrhunderts



Opiumraucher in Pakistan

So schnell wie das Hausmittel Opium zur Massendroge wurde, so langsam erkannte die Wissenschaft sein Suchtpotential. Erst Jahrzehnte nach der Entdeckung des Wirkstoffes Morphin bemerkten Ärzte die tödliche Gefahr

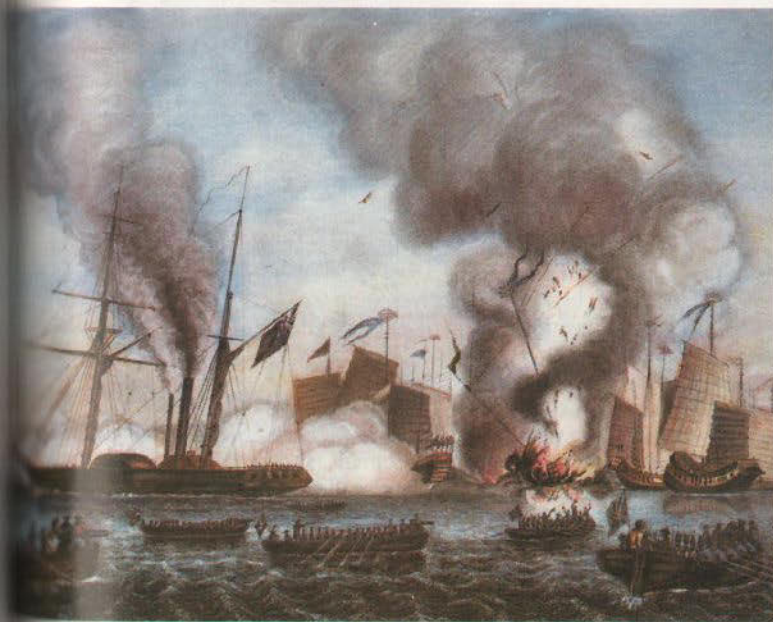


Address, DR. S. B. COLLINS, La Porte, Indiana,
For Quarterly Magazine, and Test of Time--Sent Free.



Der Traum, der auf dem Acker wächst

Schon Homer kannte die beruhigende Kraft des Opiums, um das sich sogar Kriege entfachten. Der »Saft« der Mohnkapsel brachte Anfang des 20. Jahrhunderts die Avantgarde der westlichen Welt zum Tauseln. Heute stürzt ein Nachfolgestoff junge Menschen in den Abgrund: das Opiat Heroin



Opium-Krieg: Seeschlacht 1841 zwischen Briten und Chinesen

abessinischen Hochlands, aus Kakaofrüchten die Mexikaner und aus den Blättern des Teestrauchs die Ostasiaten.

Erfinderisch zeigt sich der Mensch allerorten bei der Produktion alkoholischer Spezialitäten. Die Umwandlung von Stärke und Zucker in eine stimulierende Flüssigkeit, die mal mehr an Bier, mal eher an Wein erinnert, gelingt einfach mittels Hefen aus vielen Rohprodukten. Äthiopier berauschen sich mit Honigbier, Nomaden Mittel- und Nordasiens lassen sich vergorene und destillierte Milchgetränke schmecken, Westafrikaner genehmigen sich Hirsebier, Chinesen und Japaner stoßen mit Reiswein an.

Im Alten Testament ist Alkohol der Komplize der Sünde: Lots Töchter machen ihren Vater trunken, um ihm beizuschlafen. „Schau nicht den Wein an“, heißt es warnend in den Sprüchen (23, 31), „am Ende beißt er wie eine Schlange und sticht wie eine Viper.“ Andererseits verwandelt Jesus Wasser in Wein, damit die Gäste bei der Hochzeit zu Kana weiterzeihen können, und beim Abendmahl gilt der Rebensaft sogar als Christi Blut.

Südöstlich des Kaspischen Meeres entdecken Einheimische ein Kraut, das nicht nur zur Herstellung von Seilen, Kleidungsstücken oder Lampenöl taugt, sondern auch zu einem Quentchen Glückseligkeit: Cannabis. Die Hanfpflanze verbreitet sich rasch und avanciert zum wichtigsten Kulturkraut im asiatischen Raum. Die Chinesen genießen Cannabis-Samen und -Elixiere seit mehr als

6000 Jahren. Im alten Indien ist das Lesen heiliger Texte überhaupt nur jenen gestattet, die Alltagsgedanken mit dem Konzentrationsförderer Cannabis verscheuchen.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Pflanzen und Gebräue – eines ist allen Kulturen gemeinsam: Die Menschen erleben den Rausch, die Trance, die Ekstase oder den Schlaf als eine Ablösung der Seele vom Körper. Sie hielten – und halten – den jeweiligen „Stoff“, so der Botaniker Richard Schultes von der Harvard University, „für eine Gabe der Götter, wenn nicht gar für göttliche Wesen selbst“. Drogen als Mittler zwischen Menschen und Übernatürlichem.

Ihre enge Verbindung mit Religion und Magie ermöglichte die gesellschaftliche Kontrolle über den Rauschmittelkonsum. Ausschreitungen oder Unfälle infolge Mißbrauchs waren selten, zumindest hüllten die alten Quellen sich in Schweigen.

Erst als der Einfluß der Priester und Schamanen zurückgeht, tritt der individuelle Genuß in den Vordergrund. Und damit – die Maßlosigkeit. Zeitversetzt, aber in der Entwicklung bis ins Detail vergleichbar, vollzieht sich dieser Prozeß in nahezu allen hochentwickelten Kulturen, bei den Ägyptern wie bei den Griechen, bei den Römern wie bei den Chinesen.

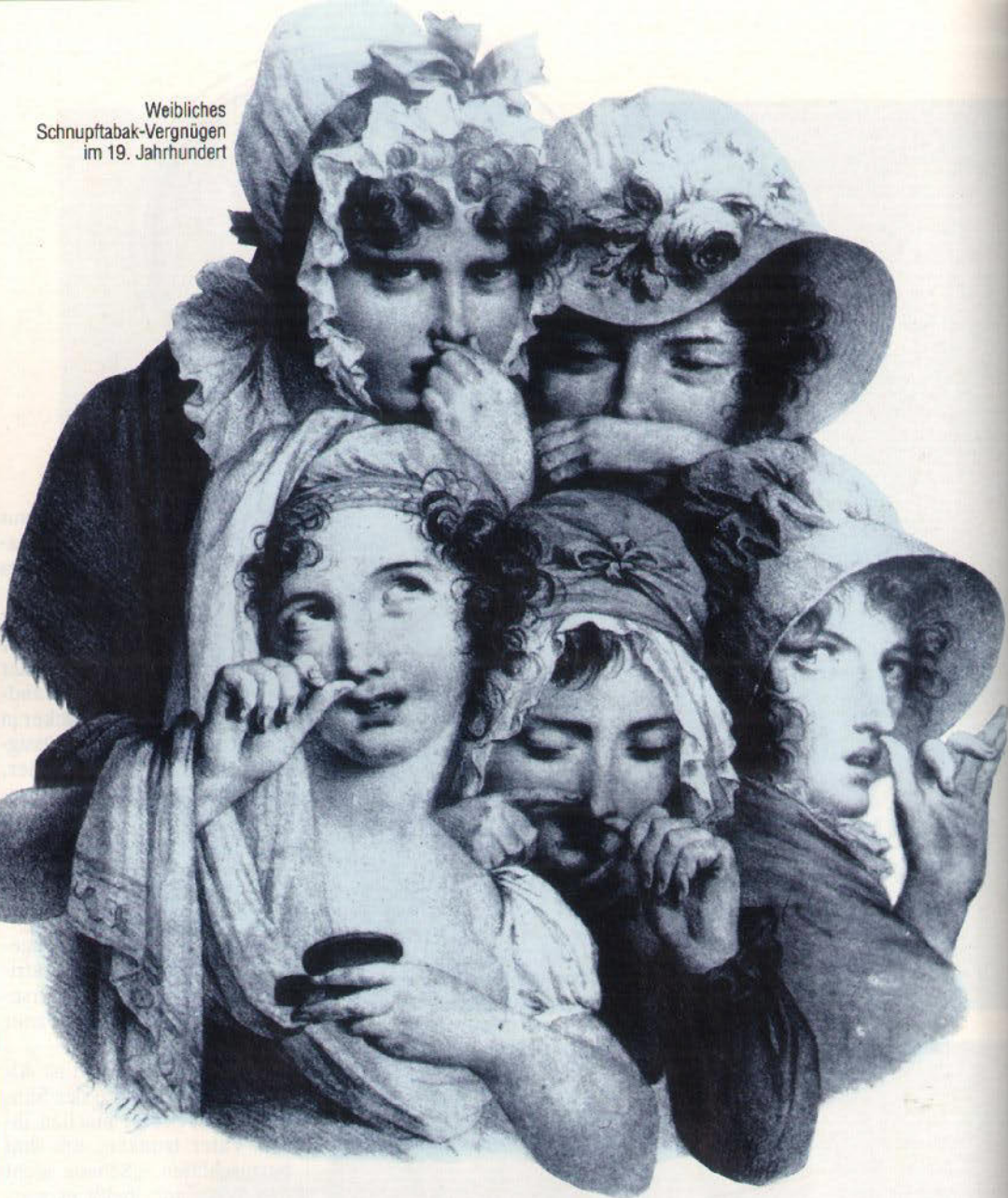
Im Land des Lächels wird, so erzählt es die Legende, vor gut 4000 Jahren der Wein erfunden, um den ewig unglücklichen Kaiser Yü aufzumuntern – mit Erfolg. Besser belegt freilich ist die Tatsache, daß im elften vorchristlichen Jahrhundert die Shan-Dynastie am Alkohol zugrunde geht. Der letzte König, Chou-Hsien, und sein Hofstaat werden allesamt

Opfer der Trunksucht – *in vino exitus*.

Bei den Griechen kommt es zu diversen Alkoholdelikten. Der Redner Antiphon plädiert im fünften vorchristlichen Jahrhundert vor Gericht dafür, daß Trunkenheit als strafmildernd berücksichtigt werden sollte. Und der Geschichtsschreiber Lysias zitiert einen Angeklagten, der argumentiert, die Beschuldigten würden ja, wieder nüchtern, ihre Straftaten bereuen. Hundert Jahre später tritt Aristoteles allerdings dafür ein, einen Betrunkenen doppelt zu bestrafen, „denn die Ursache lag bei ihm; es stand ihm frei, sich zu betrinken“.

Julius Caesar wirft seinem Kontrahenten Marcus Porcius Cato „ebrietas“, Trunksucht, vor. Und Cicero klagt, daß sich Caesars Testamentsvollstrecker Marcus Antonius nach einem Besäufnis „in der Versammlung des römischen Volkes . . . erbrochen und mit nach Wein riechenden Speisebrocken seinen Schoß und den ganzen Amtssitz besudelt“ habe. Trunkenheit sei „nichts anderes als freiwillige Geistesstörung“, meint der alkoholfeindliche Philosoph Seneca und fordert in seinen Lebensmaximen Sanktionen: „Zeige, daß, was man Vergnügen nennt, sobald es das Maß überschreitet, zur Strafe wird.“

Bei den Chinesen macht bald darauf ein andersartiges Rauschmittel Karriere: Han-Shi, „Kalte Mineralien“, eine Art Designer-Droge des Mittelalters. Das Pulver, das aus gemahlener Austernschale und anderen kalziumreichen Ingredienzen, aus zahlreichen Kräutern und dem giftigen Aconitin – einem Alkaloid des Blauen Eisenhuts – gemischt wird, bringt der Politiker und Philosoph He Yan um das Jahr 245 westlicher Zeitrechnung in Umlauf.



Weibliches
Schnupftabak-Vergnügen
im 19. Jahrhundert

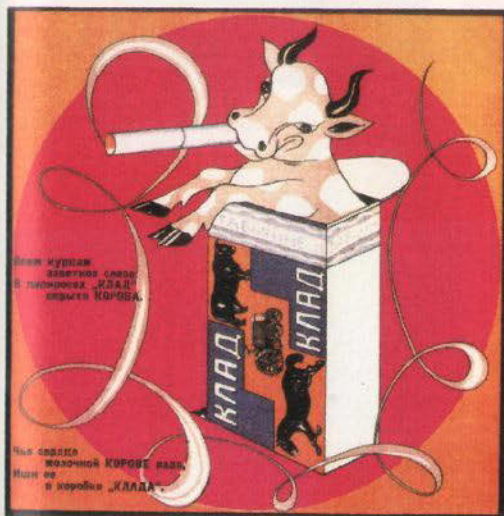
Blitzartig breitet sich das die Sinneswahrnehmungen und Körperkräfte steigernde Wundermittel aus, vor allem in den besseren Kreisen, denn es ist nicht billig.

Das legale, rundum akzeptierte Han-Shi ist in den Augen der Wissenschaft das erste „moderne“ Rauschgift. Denn von Beginn an ist seine Einnahme nicht mit magischen oder religiösen Motivationen verbunden, es dient vielmehr ausschließlich dem schönen Genuß, der Verschönerung des Augenblicks. Damit fehlen die traditionellen Mechanismen sozialer Kontrolle. Es gibt im Gegenteil sogar einen sozialen Druck. Wer „in“ sein will, muß Han-Shi schlucken.

Das Seelen-Pulver ruft in der „High“-Society jedoch gräßliche Nebenwirkungen hervor: Depressionen, Lethargie, Krampfstörungen, Schmerzen an den Extremitäten, gefährliche Geschwüre. Viele „User“ sterben schon nach etwa fünfjährigem Drogenkonsum. Das kann aber die Wertschätzung und gesellschaftliche Sanktionierung des Mineralien-Cocktails jahrhundertlang nicht erschüttern. Denn die Folgen des Mißbrauchs werden nicht der Droge angelastet, son-

dern den Menschen: „Die Dummen können sie nicht meistern und verlieren so ihr Leben.“ Erst nach dem 11. Jahrhundert verschwindet Han-Shi – unter noch ungeklärten Umständen – genauso schnell aus dem chinesischen Alltag, wie es aufgetaucht ist.

Ein grundlegend neues Kapitel in der Drogengeschichte beginnt im ausgehenden Mittelalter. Der technische Fortschritt macht erstmals eine Droge in konzentrierter Form verfügbar. Die Destillation von Wein gelingt in Europa vermutlich schon im 12. Jahrhundert. Das Ergebnis: Die Arznei „aqua vitae“ avanciert im 16. Jahrhundert



Russische Zigarettenwerbung



Café-Genuß in Wien



Londoner Kaffeehaus um 1700

zur Massendroge. Das Volk säuft Branntwein. Er kostet weniger als Bier und steigt schneller zu Kopf. Enthalten Bier und Wein – in der Antike obendrein meist verdünnt getrunken – nur vier bis 14 Prozent Alkohol, schnell dessen Anteil im Destillat auf 50 Prozent hoch.

Der Branntwein nimmt eine Entwicklung vorweg, der später auch das Opium und das Kokain folgen werden.



Abhandlung wider den Tabak aus dem Jahr 1658

Mochten Päpste mit der Hölle drohen, das Teufelskraut, der Tabak, ließ sich nicht exorzieren. Und Kaffeehäuser waren häufig Zentren der Opposition. Das »radikalste Getränk der Welt« stand im Ruf, es schärfe den Verstand

**Tabak und Kaffee:
heiß geliebt und hart
bekämpft**

Von nun an werden Drogen zu einer wachsenden Bedrohung. Mit immer kleineren Volumina lassen sich immer größere Wirkungen erzielen. Die Rauschmittel haben ihre Unschuld verloren.

Ironie der Historie: Diese Entwicklung setzt just zu einer Zeit ein, als im Zivilisationsprozeß des Abendlands die Selbstkontrolle immer größeren Stellenwert erlangt und die vernunftbetonte Epoche der Aufklärung vor der Tür steht. Vor allem hierin liegt die Ursache für die spätere Ächtung und Ausgrenzung all derer, die den Verlockungen der neuen Konzentrate erliegen.

„Es ist leider ganz Deutschland mit dem Saufen geplagt“, klagt 1541 Martin Luther. Eine wahre Gin-Welle schwappt kurz nach 1700 von Holland nach England hinüber und macht in London den Schnaps mit Wacholderaroma zum beliebtesten Promille-Getränk. Auf dem Kontinent erweitert Hochprozentiges aus Kartoffeln ab 1780 fast schlagartig das Angebot.

Bald darauf, die Industrialisierung hat soeben begonnen, entstehen die ersten Schnapsfabriken. Sie sorgen nicht nur für schier unbegrenzten Nachschub, sondern betreiben auch eine besondere Art der Marktpflege: Arbeiter erhalten einen Teil ihres Lohns in Form von Branntwein, der die Strapazen nach ihrem 16-Stunden-Tag dämpfen hilft. Das Beispiel der flüssigen Zahlungsmittel – als Teil des „truck system“ – weitet sich schnell auf andere Industriezweige und die Landwirtschaft aus und trägt erheblich zur Verbreitung der Trunksucht in Europa bei. Der Alkohol ist in den Fängen des Kommerz gelandet. Und der läßt ihn nicht mehr los.

Der Wandel vom Medikament zur Massendroge vollzieht sich beim Opium und Kokain wesentlich rascher.

Das Schlaf- und Schmerzmittel Opium – vom griechi-

schen Wort für „Saft“ abgeleitet – darf in keiner gutsortierten mittelalterlichen Apotheke fehlen. Mit Alkohol stark verdünnt, wird es im 18. Jahrhundert als „Laudanum“ angeboten: gegen Fieber und Hysterie, Kopf- und Bauchschmerzen, Darmleiden oder Potenzschwäche. Obwohl die Anzeichen von Abhängigkeit bei einigen Patienten offensichtlich sind, ist die Wissenschaft noch weit davon entfernt, im Opium ein Suchtmittel zu vermuten. Daran ändert auch die Entdeckung Friedrich Wilhelm Adam Sertürners nichts. Dem Paderborner Apotheker gelingt 1804 die Isolierung des „schlafmachenden Prinzips“ im Mohnsaft, das er Morphin nennt. Damit setzt Sertürner den Keim für einen neuen, rasch erblühenden Wissenschaftszweig, die Alkaloid-Chemie.

Als Arznei, seit 1828 von der Darmstädter Pharma-Fabrik E. Merck & Co in größerem Umfang hergestellt, läßt sich Morphin – auch Morphin genannt – leichter dosieren als Opium, vor allem, als 1853 auch noch die Injektionsspritze erfunden wird. In den folgenden Kriegen befreit das Mohn-Isolat zahllose Soldaten von ihren Schmerzen. Viele kommen von dem Stoff mit den segensreichen Wirkungen freilich nie mehr los.

Nun erst erkennen die Pharmakologen die tückische Nebenwirkung des Morphins. Auf der Suche nach schmerzstillenden Alkaloiden, die nicht abhängig machen, synthetisiert ein englischer Chemiker 1874 das Diacetyl-Morphin. Die Firma Bayer bringt es 1898 als rezeptfreies Hausmittel unter dem Namen Heroin auf den Markt. Es wird unter anderem gegen Erkältungskrankheiten bei Kindern empfohlen. In den folgenden Jahrzehnten stellen Chemiker ei-

ne Vielzahl synthetischer Abwandlungen der Mohnalkaloide her, ohne jedoch die Suchtwirkung eliminieren zu können.

Die Opiate sind fest in der Hand der Pharma-Industrie. Auch der Welthandel erlebt einen „Kick“, als Ende des 18. Jahrhunderts englische Kaufleute in den Opiumhandel mit China einsteigen. Da sie den Tee, den sie aus dem Reich der Mitte importieren, teuer mit Silber bezahlen müssen, versuchen sie statt dessen Opium in China abzusetzen. Die Droge beschaffen sie sich in der britisch verwalteten indischen Provinz Bengalen. Es stört sie wenig, daß die Einfuhr des in China verbotenen Suchtmittels illegal ist: Die Beamten von Kanton sind leicht zu bestechen, die Kontrollen problemlos zu umgehen.

Da die Seemacht Großbritannien mehr und mehr Häfen in Fernost kontrolliert, wird der Export des Mohnextraktes immer lukrativer. Vergebens versuchen die Chinesen, den Schmuggel zu unterbinden. Nach zwei „Opium-Kriegen“ setzen die Engländer mit Hilfe der Franzosen und Amerikaner 1860 durch, daß alles mit „rechten“ Dingen zugeht. Das seit 80 Jahren florierende Geschäft wird legalisiert und damit die höchst profitable Droge einer Nation gewaltsam aufgezwungen.

Nach Aufhebung des Verbots bauen die Chinesen ihren Mohn selber an, die Exporte der Engländer gehen allmählich zurück. 1906 produziert China mit 35 000 Tonnen schon fünfmal soviel Opium wie Indien. Unversehens entsteht eine neue Drogen-Weltmacht, die Absatzmärkte sucht und sie auch findet. „Es wäre seltsam und lehrreich zugleich“, orakelt Anfang des 19. Jahrhunderts ein französischer Geistlicher, „wenn die Engländer einst genötigt wären, Opium in den chinesischen Häfen zu kaufen. Wenn man dann ihre Schiffe aus dem himmlischen Reiche mit diesem verderblichen Artikel heimkehren sähe, um England zu vergiften, könnte man wohl mit Recht ausrufen: Lasst Gott Gerechtigkeit aus-

Jede Kultur bringt »ihre« Droge hervor. Die Jafun, westafrikanische Nomaden, schlucken ein Pflanzengebräu namens »jagami«, das sie die Martern der Männerweihe leichter ertragen läßt

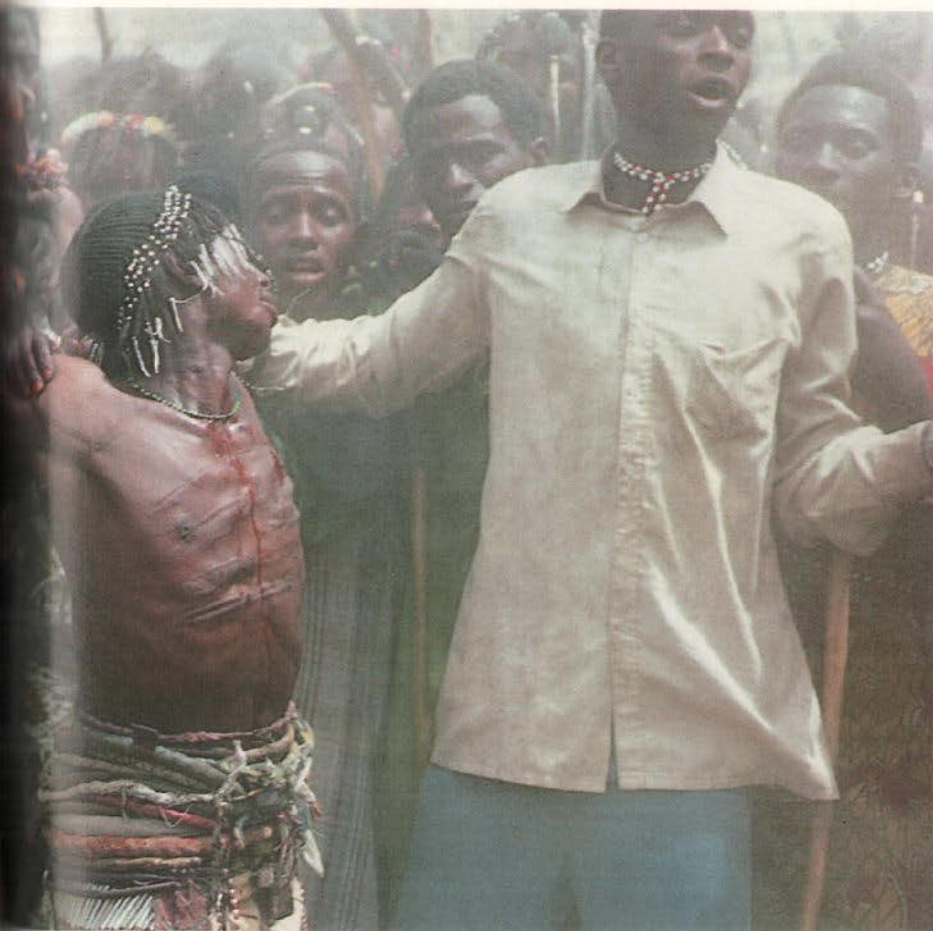


Hochzeitgesellschaft im Jemen mit der Traditionsdroge Qat

üben!“ Hundert Jahre später bewahrheiten sich seine Worte, die Avantgarde der westlichen Welt befindet sich im Opium-Taumel.

Als „dritte Geißel der Menschheit“ – nach Alkohol und Opiaten – etabliert sich im vergangenen Jahrhundert Kokain. In Lateinamerika kaueten Indios seit Jahrtaus-

den vergleichsweise harmlose Coca-Blätter, deren niedrig konzentrierte Inhaltsstoffe geringfügig aufputschen. Mit der chemischen Isolierung des Wirkstoffs Kokain – sie gelingt 1860 dem Göttinger Chemiker Albert Niemann – verliert die Droge jegliche rituelle Einbindung und wird in der Hand europäischer Benutzer zum gefährlichen Gift. Fehldosierungen können tödlich wirken. Dennoch gilt Kokain



Der Absud aus Blättern des Neem-Baumes und Samen des Stechapfels setzt die Schmerzempfindung herab



Mit Virolarinden-Pulver in Trance: Amazonas-Indianer



Mexikanischer Schamane trocknet Peyote-Kakteen



Amsterdam 1970: Junge Leute rauchen Joints

**Ob in der Wüste,
im Urwald oder im
Dschungel der
Städte, enthaltssame
Völker sind rar.
Vor allem Mittel- und
Südamerika gelten
mit 130 berau-
schenden Pflanzen
als wahres Dro-
genparadies. Das
Kauen von Coca-
Blättern hat Tradition,
wie die präkolum-
bische Goldplastik
eines Adligen -
mit dicker Backe -
belegt**

**Der Wunsch,
den Göttern nahe
zu sein**

zunächst als Wundermittel, unter anderem gegen chronische Katarrhe, und wird bis zum Jahr 1905 arglos einem neuartigen amerikanischen Erfrischungsgetränk beige-mischt: Coca-Cola.

In Wien liest Ende des 19. Jahrhunderts ein junger Mediziner von der belebenden und beflügelnden Wirkung des weißen Pulvers. Begeistert probiert er es, vorsichtig dosiert, eine Zeitlang an sich und seiner Verlobten aus. Ohne diese Selbstversuche hätte Sigmund Freud womöglich niemals die Psychoanalyse entwickelt. Denn das Kokain müsse, so folgert der Münchner Psychologe Jürgen vom Scheidt nach einer Untersuchung der „Traumdeutung“, bei Freud „bestimmte Verdrängungsschranken gelockert haben“. Das habe „nachhaltig zur Entdeckung der unbewußten Vorgänge und damit zu mächtigen Veränderungen unserer gesamten Kultur“ beigetragen.

Die stimulierenden Kräfte der „jungen“ Drogen Opium, Morphin und Kokain haben entscheidenden Einfluß auf moderne Kunst und Literatur. Als erste fahren die Romantiker auf die künstlichen Schreibhilfen ab. Nicht die Vernunft, sondern Traum und Vision führen ihrer Ansicht nach zu letzter Welterkenntnis. „Wir träumen von Reisen durch das Weltall; ist denn das Weltall nicht in uns?“ fragt der Opiumesser Novalis und meint, daß es ein „Vorurteil ist, daß dem Menschen das Vermögen, außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein überirdisches Wesen zu sein.“

Perlen der Weltliteratur wie E. T. A. Hoffmanns Roman „Die Elixiere des Teufels“, die Gedichtsammlung „Die Blumen des Bösen“, mit der Charles Baudelaire zum Ahnherrn der modernen Lyrik avanciert, Robert Louis Stevensons Schauerro-



Edgar Allan Poe ersann unter Drogen mysteriöse Mordgeschichten: Szene aus dem US-Film »House of Usher« von 1960

Kokain, Haschisch und Opium, aber auch Halluzinogene wie LSD und Meskalin dienten Künstlern und Forschern als Hilfsmittel. Sie sollten zwischen Traumwelt und Realität, zwischen dem Unbewußten und dem Rationalen vermitteln

»Ist denn das Weltall nicht in uns?«



Selbstportrait Baudelaires im Haschischrausch; Kokain-User Freud und Verlobte

Selbst Kokain galt einst als harmloses und anregendes Wundermittel. Sogar Kindern wurde es arglos gegen allerlei Krankheiten verabreicht



Illustration zu E. T. A. Hoffmanns »Elixier des Teufels«



Werbung für ein Kokain-Zahnwehmittel von 1885

man „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ oder Edgar Allan Poes mysteriöse Mordgeschichten – so „Der Fall des Hauses Usher“ – sind ohne den Einfluß von Drogen, zum Teil in Kombination mit Alkohol, ebenso undenkbar wie die Traum-Bilder, mit denen die Surrealisten in den zwanziger Jahren die Grenzen der Kunst sprengen. Geisteswissenschaftler spielen diese Einflüsse der Drogen bis heute herunter.

Im 20. Jahrhundert geraten die höllischen Wirkungen der Rauschmittel immer stärker ins Blickfeld. Die Wende vollzieht sich in den zwanziger Jahren. Das internationale Opiumabkommen von 1925 ächtet weltweit Opium, Heroin, Kokain und, im Übereifer aufflammender moralischer Entrüstung, den

weitaus harmloseren Hanf gleich mit. Finnen und Amerikaner ziehen obendrein gegen den Alkohol zu Felde.

Doch das Geschäft ist viel zu profitabel, als daß es sich durch eine Ächtung verderben ließe. Es verlagert sich lediglich in die Illegalität. An die Stelle der Pharmakonzerne treten multinationale „connections“ wie die Mafia. Die Verbote steigern noch die Profite: Die Dealer können verlangen, was sie wollen.

Goldene Zeiten für Gangster vom Kaliber eines Al Capone oder Lucky Luciano. Sie haben Herstellung, Schmuggel und Vertrieb von Alkohol fest in der Hand. Nach Aufhebung der Prohibition 1933 nutzen sie die einmal aufgebaute Infrastruktur und verschieben Heroin. Amerikanische, europäische und asiatische Syndikate teilen den Weltmarkt untereinander auf. Da sie mit Erfolg im Verborgenen operieren, ist der Drogenhandel fortan jeglicher staatlicher Kontrolle entzogen.

Die Konsumgesellschaften der Ära nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichen jedem, der genug Geld hat, sich seine Wünsche sofort zu erfüllen. Damit verschaffen sie auch jenen Stoffen Konjunktur, die Entspannung, grenzenlose Leistungsfähigkeit und Glück auf Zeit versprechen. Der Drogenmißbrauch wird zum globalen Problem.

Den verschärften Gesetzen und verfeinerten Methoden der Fahnder sind die Produzenten mit grenzenloser Phantasie stets um eine Jointlänge voraus. Ihren vorerst letzten Coup landen sie mit den Designer-Drogen. Ursprünglich nur in den USA, heute aber auch schon in deutschen „Waschküchenlabors“, bereiten moderne Giftköche heimlich aus legalen Substanzen leicht abgewandelte synthetische Rauschmittel. Mit klangvollen Namen wie Crack, Ecstasy oder Glass pushen Dealer diese Stoffe zu Niedrigpreisen auf den Schwarzmarkt. Bis Behörden sie entdecken, analysieren und verbieten, richten Designer-Drogen viel Unheil an. Kaum sind die alten auf der

Verbotsliste, lösen neue „Dope“-Kreationen sie ab.

Gegenüber traditionellen Rauschgiften bergen diese mit relativ primitiven Mitteln gemixten Substanzen ein unkalkulierbares Risiko: Geringste Verunreinigungen bei der Herstellung können den Verbraucher das Leben kosten. Doch wie einst bei den Han-Shi-süchtigen Chinesen, ja, wie stets in der Geschichte der Drogen lassen sich User vom Schicksal ihrer Vorgänger offenbar nicht im mindesten abschrecken.

So hat denn der Drogenhandel heute ein erschreckendes Ausmaß erreicht: Experten schätzen den Umsatz mit illegalen Drogen auf 300 bis 500 Milliarden Dollar. 20 Millionen Menschen in mindestens 47 Staaten verdienen daran, niemals zuvor wurde soviel Rauschgift konsumiert. Demgegenüber setzt die Tabakindustrie weltweit 100 Milliarden Dollar um, die Alkoholproduzenten bringen es auf 170 Milliarden Dollar. Niemals gab es so viele Drogenopfer.

Und nie zuvor hatten Drogen-Syndikate soviel Macht – Sturz und Festnahme von Panamas Präsident Noriega und die blutigen Kämpfe der kolumbianischen Regierung gegen die Kokainbarone des Landes sind vermutlich Marginalien im Kampf gegen die Sucht. US-Präsident Richard Nixon erklärt die Drogen 1971 zum „Feind Nummer eins“, und Ronald Reagan bläst ein Jahrzehnt später zum „nationalen Feldzug gegen die Drogensucht der Amerikaner“.

Vergebens.

Ein „Krieg, der schiefliet“, bilanziert das Nachrichtenmagazin „Newsweek“, und auch George Bushs Außenminister Baker muß eingestehen, daß „weder in den USA noch im Ausland“ ein durchschlagender Erfolg abzusehen sei. Die Droge bleibt Sieger. □

Der Germanist Wolfgang Nagel, 41, arbeitet als freier Journalist und lebt in Hamburg.

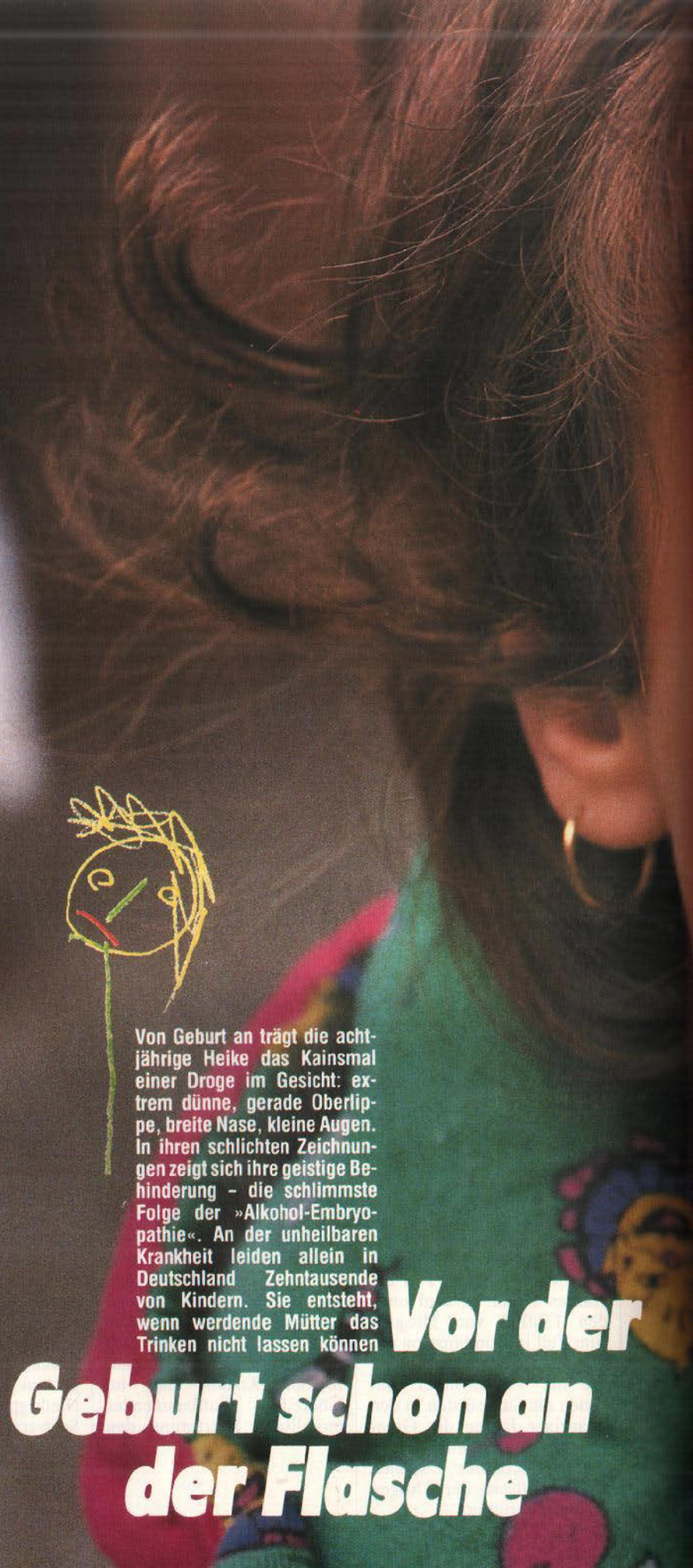
Heike quengelt leise. Langsam schiebt sich der Kolben der großen Spritze vorwärts. Millimeter für Millimeter drückt die Pflegemutter die gelbliche Flüssigkeit in den dünnen Plastikschauch, der dem Kind aus der Nase hängt: Heike wird gefüttert. Es ist still im Raum, während der mit Milch verdünnte Gemüsebrei in den Magen des Kindes rinnt. „Jetzt bloß keine ruckartige Bewegung.“ Doch da stürmt Christian herein, Heikes siebenjähriger Bruder. Ein Zucken fährt durch den schwächlichen Körper des Mädchens. In hohem Bogen wirft sie hinaus, was ihr mühsam eingeflößt worden ist. Mit einer Windel wischt die Pflegemutter das Erbrochene auf, wiegt das feuchte, warme Tuch auf einer Küchenwaage und vergleicht das Gewicht mit dem einer trockenen Windel. Dann füllt sie die fehlende Portion Brei in die Spritze und drückt ihrem Sorgenkind den Rest der Mahlzeit in den Magen. Ingeborg Hoffmann*, eine ausgebildete Erzieherin, ist am Ende ihrer Kräfte.

Das war vor gut sechs Jahren. In einem Alter, in dem andere Kinder längst allein essen und trinken, weigerte sich Heike, auch nur einen einzigen Löffel Brei hinunterzuschlucken. Sie preßte die Lippen aufeinander, biss sie blau wurden. Denn sie fürchtete sich vor allen Berührungen – wie viele Babys, deren Mütter während der Schwangerschaft reichlich Alkohol getrunken haben.

Schätzungsweise jedes 350. Neugeborene kommt in der Bundesrepublik mit einer unheilbaren Krankheit zur Welt – der Alkohol-Embryopathie (AE): zu klein und zu leicht, mit Fehlbildungen im Gesicht und Störungen im Gehirn. Bei etwa 30 000 jungen Menschen hierzulande ist die Chance auf ein normales Leben schon im Mutterleib ertränkt worden.

Heike war ein Jahr alt, als sie vernachlässigt und übererregbar nach einem langen Krankenhausaufenthalt zu den Hoffmanns kam. Aus ihrer Nase hing schon damals der Plastikschauch, mit einem Pflaster auf ihre blasse Wange geklebt. Sie wog fünf Kilogramm und war damit nur etwa halb so schwer wie gesunde Gleichaltrige. Niemand hatte das Kind spazierengefahren. Die leibliche Mutter versteckte es sogar auf

* Die Namen aller Familienangehörigen wurden geändert. Red.



Von Geburt an trägt die achtjährige Heike das Kainsmal einer Droge im Gesicht: extrem dünne, gerade Oberlippe, breite Nase, kleine Augen. In ihren schlichten Zeichnungen zeigt sich ihre geistige Behinderung – die schlimmste Folge der »Alkohol-Embryopathie«. An der unheilbaren Krankheit leiden allein in Deutschland Zehntausende von Kindern. Sie entsteht, wenn werdende Mütter das Trinken nicht lassen können

Vor der Geburt schon an der Flasche

dem Weg zum Arzt im Kofferraum – aus Scham. Dem Baby war im Gesicht anzusehen, daß seine Mutter getrunken hatte.

Weil die leiblichen Eltern alkoholgeschädigter Babys ihren Nachwuchs oft nicht zu versorgen imstande sind, leben viele AE-Kinder in Heimen oder bei Adoptiv- und Pflegefamilien. Anders als die Hoffmanns, die das Schicksal ihres Schützlings von Anfang an kannten, sind viele Ersatzeltern alkoholgeschädigter Kinder ahnungslos: Mediziner diagnostizieren nicht einmal ein Viertel aller Fälle. In der Hoffnung, die rätselhaften Symptome erklären zu können, muten Ärzte ihren kleinen Patienten nicht selten schmerzhaft, aber sinnlose Prozeduren zu – sogar in Fällen, in denen erfahrene Kliniker mit bloßem Auge die Krankheit erkennen könnten.

**»Eins, zwei, weiß nicht«,
sagt Heike, wenn sie Nachbars
junge Kätzchen zählt**

Heute ist Heike acht Jahre alt und noch immer von der Alkohol-Embryopathie gezeichnet: Sie hat eine extrem dünne, gerade Oberlippe, eine breite Nase und winzige Augen, am inneren Lidrand eingengt durch „Mongolenfalten“. Mit spindeldürren Armen und Beinen wiegt sie gerade 19 Kilogramm. Der Kopf ist so klein wie der eines 18 Monate alten Babys. Das Gehirn hat von allen Organen am meisten gelitten: Heike kann Gefahren schlecht einschätzen, vertraut Fremden arglos und setzt niemals ihren Willen bei den Spielkameraden durch. Unterhaltungen mit AE-Kindern bleiben oft bruchstückhaft. Zählen und Rechnen beherrschen die wenigsten: Nachbars junge Kätzchen sind für Heike hundert Jahre alt, und wie viele sich im Körbchen tummeln, kann sie auch nicht beantworten – „Eins, zwei, weiß nicht.“

Daß Alkohol in der Schwangerschaft gefährlich ist, wird schon im Alten Testament dokumentiert: Im Buch Richter warnt ein Engel die Mutter des Samson davor, Wein zu trinken, während sie ihr Ungeborenes trägt. Und als „verhungert, eingeschrumpft und defekt“ beschrieb vor anderthalb Jahrhunderten eine britische Kommission die Säuglinge von Trinkerinnen. Aber erst vor rund zwanzig Jahren erregte die systematische Beschreibung der Symptome alkoholgeschädigter Babys durch französische und amerikanische Mediziner die Aufmerksamkeit der Ärzteschaft.

Ungefähr zur gleichen Zeit machten die Kinderärzte Hermann Löser und Frank Majewski aufschlußreiche Beobachtungen: Als sie Säuglinge mit Herzschäden und anderen Fehlbildungen untersuchten, bemerkten sie bei einigen Müttern eine „Fahne“. Als die Frauen zugaben, Alkoholprobleme zu haben, wurden die Fachärzte aufmerksam. Von nun an achteten sie bei jedem ihrer kleinen Patienten genau auf Zeichen einer Alkoholschädigung. Sie fanden heraus: 30 von 100 AE-Kindern litten an Herzfehlern. An Augen, Geschlechtsorganen, Nieren und Hüften stellten sie ebenfalls typische Fehlbildungen fest.

Bis heute hat Hermann Löser aus Münster die Entwicklung von fast 200 AE-Kindern zum Teil bis ins Erwachsenenalter verfolgt. Seit sechs Jahren engagiert er sich auch in der „Elterninitiative alkoholgeschädigter Kinder“ als medizinischer Berater und Mitstreiter für mehr Aufklärung und Forschung. „Doch wir treten auf der Stelle“, sagt er. „Seit wir die Krankheit kennen, ist es nicht gelungen, die Zahl der betroffenen Neugeborenen zu senken.“

Die Gründe sind bekannt: Nur wenige Frauenärzte fragen ihre schwangeren Patientinnen nach deren Trinkgewohnheiten. Viele Frauen wissen nicht einmal oder ignorieren, daß alkoholgeschädigte Kinder ihr Leben lang behindert sind. Warnende Hinweise, wie sie in den USA seit November 1989 auf allen Flaschen und Dosen alkoholhaltiger Getränke vorgeschrieben sind, fehlen in der Bundesrepublik völlig. Schlimme Engpässe in der Entzugsbehandlung schwangerer Alkoholikerinnen verschärfen das Problem. Therapieplätze stehen meistens erst nach wochenlangen Wartezeiten, mitunter sogar erst nach der Entbindung zur Verfügung.

Einige alkoholabhängige Frauen bemerken – da ihre Regelblutung ohnehin häufig ausbleibt – ihre Schwangerschaft erst, wenn sich ihr Kind im Bauch bewegt. Dann sind jedoch organische Fehlbildungen und Hirnstörungen bereits angelegt. Neugeborene haben oft



Wenn Geist und Körper nicht mehr nachkommen

Heikes Kopf ist so klein wie der eines 18 Monate alten Babys. Sie kann gerade bis drei zählen. Trotz einfallsreicher Therapien – etwa Bewegungsübungen auf dem Pferd – und liebevoller Förderung sind die Aussichten alkoholgeschädigter Kinder auf ein normales Leben schlecht



	Zigarettenrauch	Beruhigungsmittel (Beispiel »Valium«)	Heroin*
Fruchtbarkeit	Frauen: geringere Empfängnis-Wahrscheinlichkeit durch verminderten Östrogenspiegel. Männer: gehäuft abnorme Spermien bei starken Rauchern	Nicht bekannt	Unterproduktion von Sexualhormonen führt zu häufigen Zyklusstörungen; möglicherweise wird das Erbmateriale in den Spermien geschädigt
Schwangerschaft	Durchblutungsstörungen der Plazenta führen häufig zu Fehlgeburten	Das Ungeborene bewegt sich wenig; sein Herz schlägt langsamer	Gefahr von Fehlgeburten, Entzugserscheinungen bei der Schwangeren können Kreislaufschwankungen und Sauerstoffmangel bei Feten verursachen
Fehlbildungen	Verdacht auf Gaumenspalten und Herzfehler	Hinweise auf Fehlbildungsmuster, die denen der Alkoholembyopathie ähneln	Es ist umstritten, ob Heroin Fehlbildungen verursacht
Frühgeburten	Risiko von Frühgeburten	Nicht bekannt	Bis zu einem Viertel aller Babys kommt mindestens zwei Wochen zu früh zur Welt
Geburt	Das Geburtsgewicht liegt bis zu 10 Prozent unter der Norm. Auch passivrauchende Mütter bringen zu leichte Kinder zur Welt	Schwache Bewegungen und Herzleistung, geringer Atemantrieb und niedrige Körpertemperatur des Neugeborenen	Untergewicht bei etwa der Hälfte aller Neugeborenen. Kaiserschnitte sind häufig notwendig. Bei einem Drittel der Geburten weist grünliches Fruchtwasser auf Streß und Sauerstoffnot des Feten hin
Stillen	Nicht bekannt	Wirkstoff in der Muttermilch schadet dem Kind. Folgen: Atemstörungen, Dämpfung des Nervensystems, unnatürlich starke Gewichtsabnahme	Säuglinge, die süchtig zur Welt kommen, zeigen verlängerte Entzugssymptome, wenn sie mit heroinhaltiger Muttermilch gestillt werden
Erste Lebenswochen (mit Entzugssymptomen)	Anfälligkeit für Lungenentzündung und Bronchitis, erhöhtes Risiko des plötzlichen Kindstods	Schlaffheit, verminderte Muskelspannung, Atemprobleme, schwacher Saugreflex und niedrige Körpertemperatur. In besonders schweren Fällen: Bluthochdruck, Zittern, erhöhte Reizbarkeit, Durchfall und Erbrechen. Entzugserscheinungen können schlimmer sein als bei Heroin-Babys	Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit und schrilles Schreien, Herzrasen, Fieber, Zittern, Schwitzen und Gewichtsabnahme; erhöhte Sterblichkeit
Körperliche Entwicklung	Geringeres Körperwachstum bis zum 11. Lebensjahr nachweisbar. Störung der motorischen Entwicklung möglich; Krankheitsanfälligkeit erhöht	Wachstumsstörungen können auftreten	Zu geringe Körpergröße, zu kleiner Kopfumfang und Untergewicht bleiben oft längerfristig bestehen; Störung der motorischen Entwicklung und des Gleichgewichts; Hinweis auf verspäteten Beginn der Pubertät
Verhalten	Anzeichen von Hyperaktivität können auftreten	Nicht bekannt	Hyperaktivität, emotionale Unsicherheit
Geistige Fähigkeiten	Konzentrationsschwäche, gelegentlich Lese-, Sprach- und Rechenschwäche	Hinweise auf abnorme Entwicklung der Sinneswahrnehmung und möglicherweise auf eine gestörte Sprachentwicklung	Konzentrationsschwäche und gestörte Wahrnehmungsfähigkeit können Lernprobleme verursachen

* Untersuchungsergebnisse können durch Verunreinigung der Droge und Mehrfachmißbrauch von Rauschgiften verfälscht sein



Wenn das Leben mit Entzug beginnt

Zu früh und kaum lebensfähig kam das Kind einer kokainsüchtigen Amerikanerin zur Welt. Schwere Entzugserscheinungen plagten das Neugeborene. Drogenmißbrauch, ob mit legalem Alkohol oder illegalem Heroin, schädigt die Frucht im Mutterleib. Welches Unheil er zum stiftet, zeigt beispielhaft die Tabelle

Kokain* Crack* (hochwirksames Kokainderivat)

vgl. Heroin

Mangelhafte Gewichtszunahme der Schwangeren, Blutungen, vorzeitige Wehen, Fehlgeburten bei jeder vierten bis dritten Schwangerschaft; Sauerstoffnot des Feten

Fehlbildungen des Herzens, des Gehirns sowie der Harn- und Geschlechtsorgane

Crack-Babys werden durchschnittlich zwei Wochen zu früh geboren

Untergewicht, Herzrasen, Bluthochdruck, erhöhte Gefahr von akutem Lungenversagen und Gehirnblutungen, grünlisches Fruchtwasser zeigt die Sauerstoffnot des Feten an

Hohe Konzentrationen von Kokain in der Muttermilch verlängern die Entzugserscheinungen beim süchtig geborenen Kind

Nahrungsverweigerung, Schreckhaftigkeit, schrilles Schreien, Schlafstörungen, Zittern, Bluthochdruck. In schweren Fällen: Gefäßverschlüsse in Gehirn und Dünndarm, akutes Lungenversagen. Sehr hohes Risiko des plötzlichen Kindstods (bis zu 15 Prozent der Neugeborenen sterben)

Kopfumfang und Körperlänge zu gering; feinmotorische Entwicklung kann beeinträchtigt sein

Crack-Kinder sind schwer zu motivieren, zeigen wenig Interesse an anderen Kindern und sind weniger anhänglich als gesunde

Deutlich eingeschränkte optische Sinneswahrnehmung, Konzentrationsschwäche

Schwierigkeiten, spontan zu atmen, überdurchschnittlich viele sterben in den Tagen nach der Geburt. Manche kommen gar mit einer Alkoholfahne auf die Welt: In einer Essener Klinik starb ein Säugling kurz nach der Geburt mit 1,3 Promille.

Wie stark der Alkoholkonsum der Mutter das werdende Kind schädigt, hängt vornehmlich davon ab, wie gut deren Körper den Alkohol verarbeiten kann. Dafür sprechen zwei Erfahrungen:

- Eine „Schwellendosis“ von 60 Gramm Alkohol am Tag – so viel steckt etwa in eineinhalb Litern Bier – galt bei gesunden Schwangeren bislang als unbedenklich. Vor knapp zwei Jahren berichteten indes amerikanische Forscher, daß bei einigen Frauen bereits weniger als die Hälfte sich negativ auf die Entwicklung des Embryos auswirken kann: Auch Kinder von mäßig trinkenden Müttern leiden an Konzentrationsschwäche und zeigen Reaktionsstörungen. Trinkenden Vätern konnte bislang allerdings bei der Entstehung der AE keine Mitschuld nachgewiesen werden.

- Je länger und mehr eine Frau trinkt, desto angegriffener ist ihre Leber. Da diese schließlich Alkohol nur noch langsam verarbeitet, muß die Schwangere schon bei kleinen Mengen mit verheerenden Folgen für ihr Baby rechnen.

Bereits zehn Minuten nach einem „Drink“ hat das Ungeborene dieselben Promille-Werte wie die Mutter. Die Folge: Seine unreife Leber – nur mit einem Bruchteil der Enzyme zum Alkoholabbau ausgestattet – ist überfordert. Deshalb hält die Wirkung des Giftes sogar dann noch an, wenn die Mutter schon wieder nüchtern ist.

Am stärksten schädigt Alkohol das Gehirn der Feten. Das empfindliche Organ bleibt klein, die Windungen seiner Rinde weniger ausgeprägt. Viele Fortsätze der Nervenzellen verkümmern und bilden weniger Synapsen – Schaltstellen einander benachbarter Zellen.

Auf diesen unvollständigen Verbindungswegen entgleisen zahlreiche Informationen. So können Nervenimpulse aus den Sinnesorganen zu sonderbaren Reaktionen führen.

Heike beispielsweise reagiert übermäßig auf Geräusche, die gesunde Menschen kaum beachten. Das leise Surren eines Sportflugzeuges registrieren die Eltern erst, wenn ihre Pflegetochter nervös um sich guckt. Dann

schließen sie die Fenster und reden beruhigend auf das Mädchen ein. Auch viele, alltägliche Gerüche, findet Heike widerwärtig. Die Ausdünstungen des Komposthaufens ekeln sie derart, daß sie einen Bogen um ihn macht.

Doch das sind für die Hoffmanns Kleinigkeiten, verglichen mit Heikes früheren Mißempfindungen im Mund. Zehn Monate lang hatten die Pflegeeltern das Kind per Sonde ernährt, als sie endlich von einer EBtherapie erfuhren.

„An eine schnelle Heilung wollten wir schon gar nicht mehr glauben.“ Nur ungern erzählt Ingeborg Hoffmann von den vier Wochen EBtraining im Kinderzentrum in München. Besonders schmerzlich hatte die Frau die Spielregeln der Therapie empfunden: Immer wenn ihre nörgelige Tochter den Mund zusammenkniff, mußte sie Heike, die auf einem Drehstuhl saß, wortlos zur Wand drehen. Öffnete das Mädchen den Mund und schluckte sein Essen, dann durfte die Mutter es mit Streicheln und dem Klang einer Spieluhr belohnen.

Kleine Mengen Brei gegen die Angst vor dem Füttern

„Systematische Desensibilisierung“ nennt Heinz Süss-Burghart dieses Behandlungsprinzip. Seit 1978 arbeitet der Diplompsychologe mit eßgestörten Kindern. Diese häufige Verabreichung kleiner Mengen Brei mit anschließender Belohnung soll den kleinen Patienten schrittweise die Angst vor dem Füttern nehmen. In etwa neun von zehn Fällen führt die Therapie zu Verbesserungen.

„Heute ist Essen kein Problem mehr für unseren Hering“, sagt Frau Hoffmann. Trotzdem nimmt Heike kaum zu – ein Phänomen, dem die Ärzte hilflos gegenüberstehen: Den Kindern fehlt ein großer Teil des Fettgewebes, und ihr Hungergefühl ist schwach entwickelt.

Auch anderen verzweifelten Eltern von AE-Kindern hat Ingeborg Hoffmann die Münchner EBtherapie für „frühkindliche Nahrungsverweigerung“ empfohlen. Zweimal im Jahr treffen sie und ihr Mann sich mit einigen von ihnen in einem angemieteten Landhaus bei Münster. Dort hören sie sich Vorträge von AE-Fachleuten an und beraten einander. Inzwischen hat die Selbsthilfeorganisation 60 Mitglieder; die Hoffmanns waren von Anfang an dabei. „Manchmal hilft es dir schon“, erzählt die Pflegemutter, „wenn einfach jemand sagt: Das ist halt so!“

Mancher, der das Kinderzimmer des Landhauses betreten will, zögert auf der



**Beim Spiel mit
Freunden erwacht die
Lebensfreude**

Viele Kinder trunksüchtiger Mütter werden von ihren Familien versteckt oder verleugnet. Heike hat Glück gehabt. Ihr helfen fürsorgliche Pflegeeltern und Freunde, das Auf und Ab des Leidens zu meistern

Schwelle: Die 15 Mädchen und Jungen mit den gelben Namensschildern aus Kreppband auf dem Rücken haben verblüffend gleiche Gesichtszüge. Wie unter Zeitdruck sind alle ununterbrochen in Bewegung, toben herum, schleppen Spielzeug vom Tisch auf den Boden und wieder zurück. Hektisch spielen sie mal da, mal dort. Dennoch weinen oder streiten sie fast nie. Im Gegenteil: Die Kinder wirken fröhlich und unbeschwert.

Ein Stockwerk höher, im Tagungsraum, kann ein Elternpaar sein Entsetzen kaum verbergen. Die jungen Leute sitzen mit ihrem jüngst adoptierten zweijährigen Pflegekind zum erstenmal in der Runde. So viele entmutigende Informationen über die Zukunftsaussichten ihres Schützlings hatten sie nicht erwartet: Nach Studien von Hans-Ludwig Spohr am Berliner Rittberg-Krankenhaus schaffen nur 17 Prozent der Betroffenen eine normale Schule. Die Hälfte geht zur Lernbehindertenschule und ein Fünftel zur Sonderschule für geistig Behinderte. Jedes achte AE-Kind ist, wie es im Fachjargon heißt, „schulisch nicht bildbar“.

Zwar werden alkoholgeschädigte Jugendliche mit zunehmendem Alter unauffälliger: Häufig wachsen sich die Fehlbildungen im Gesicht aus, und auch die übertriebene Aktivität geht allmählich zurück. Aber das ist nur ein schwacher Trost, denn die geistige Behinderung bleibt bestehen, und die beste Förderung kann daran nur wenig ändern.

Noch findet Ingeborg Hoffmann ihre Heike harmonisch: „Ein kleiner Körper, ein kleiner Geist“, sagt sie. „Aber was wird sein, wenn sich unser Küken zur Frau entwickelt?“ Dieser Gedanke macht die sonst so gelassene und zuversichtliche Frau unruhig: „Wie können wir die Mädchen davor schützen, sexuell mißbraucht zu werden?“ Sie seien doch so naiv und vertrauensselig.

Angst macht den Hoffmanns auch, daß Heike Alkoholikerin werden könnte. Die frühe Gewöhnung an das Gift, das genetische Erbe der leiblichen Eltern und die Unfähigkeit, auf Warnungen zu reagieren, machen AE-Kinder anfällig für die Trunksucht. Jedes fünfte wird Schätzungen zufolge abhängig; in der Normalbevölkerung ist es nur jeder Dreißigste. „Alkohol hat die Kinder geschädigt und bedroht wie ein Damoklesschwert deren weitere Entwicklung“, sagt Hermann Löser. Er rät

ängstlichen Eltern, die glauben, das Thema Alkohol vermeiden zu müssen, durchaus mit den Heranwachsenden darüber zu sprechen. Sie sollten jedoch vorbildhaft auf Alkohol verzichten. Auch vor einer „Brutkastenfürsorge“ warnt der Mediziner. Die Kinder sollen nicht zu sehr geschont werden. Selbst wenn es Heike buchstäblich stinkt, muß auch sie den Küchenabfall zum Komposthaufen tragen. Maulend deckt sie jeden Tag den Tisch für die vierköpfige Familie. Dazu braucht sie mehr als zehn Minuten, denn sie kann Messer und Gabeln nicht abzählen. Sogar die Tasche für den Ausflug zur Freundin packt sie allein. Wenn Heike auch nichts als zwei Unterhosen und eine Zahnbürste einsteckt – Frau Hoffmann mischt sich nicht ein: „Sie soll ruhig das Gefühl bekommen, alles im Griff zu haben, und selber erfahren, daß sie ohne Socken kalte Füße kriegt.“

Im Herbst kommt die Achtjährige in die erste Klasse einer Schule für geistig Behinderte. Damit ist ihr Weg für die nächsten zehn Jahre vorgezeichnet. Und danach? Wird sie als Erwachsene auf eigenen Beinen stehen, den richtigen Partner finden, einen Beruf erlernen können? „Heike soll sich von uns trennen, wenn sie in dem Alter ist, in dem auch andere Jugendliche das Elternhaus verlassen“, planen die Hoffmanns. Auf einem Bauernhof würde sich Heike bestimmt wohl fühlen, meinen sie. Dort könnte sie gemeinsam mit anderen Behinderten arbeiten – nicht die schlechteste Lebensperspektive für ein Kind wie Heike. □

Kontaktadressen der Elterninitiativen:

Beate vom Knappen
von-Graefe-Straße 44 a
4330 Mülheim/Ruhr
Telefon: 0208/43 07 47

Helga Thater
Prinzeß-Luise-Straße 50
4330 Mülheim/Ruhr
Telefon: 0208/42 94 26



Regina Lehr (rechts) studiert Medizin und ist Robert-Bosch-Stipendiatin bei GEO-Wissen. Bei ihrer Recherche bewunderte sie vor allem den Mut und das Engagement von Heikes Pflegeeltern. Auch **Renate von Forster** (links), die der Fotografen-Vereinigung Bilderberg angehört, war von dem konsequenten und liebevollen Umgang innerhalb der Familie beeindruckt.

In jeder Familie...



Der GVS
bietet ein um-
fassendes
Behandlungs-
konzept für
Suchtkranke

Als Krankheit anerkannt

Das Kasseler Bundessozialgericht erkannte Alkoholismus im Juni 1968 als Krankheit an, die eine spezielle Behandlung braucht. Seitdem hat sich ein Netzwerk von psychosozialen und therapeutischen Hilfen in der Bundesrepublik entwickelt. Der Gesamtverband für

Suchtkrankenhilfe im Diakonischen Werk der Evang. Kirche in Deutschland e.V. (GVS), Kassel, organisiert die Suchtkrankenhilfe in Evangelischer Trägerschaft. Jährlich werden von der Diakonie 100.000 Suchtkranke und deren Familien betreut.

Hilfeverbund

Die „Psychosozialen Beratungsstellen für Suchtkranke“, informieren Betroffene und Angehörige über die verschiedenen Hilfsmöglichkeiten. In vielen Beratungsstellen wird heute eine ambulante Therapie angeboten. Nicht jeder muß also in eine Fachklinik gehen, um dort eine mehrmonatige Behandlung aufzunehmen.

Die Beratungsstelle vermittelt auch in Selbsthilfegruppen. Hier treffen die Betroffenen und ihre Familien Gleichgesinnte.





am Arbeitsplatz“ als eine Führungsaufgabe. Der GVS, als ein erfahrener Anbieter berät Betriebe und Verwaltungen bei der Planung und Durchführung eines Gesamtkonzeptes betrieblicher Suchtprävention. Hierzu gehören: mehrtägige Führungskräfte-schulungen, Informationsveranstaltungen und die Aus- und Fortbildung von freiwilligen Mitarbeitern in der betrieblichen Suchtkrankenhilfe. Darüber hinaus berät der GVS die Betriebe beim Aufbau von Arbeitskreisen „Sucht“ oder „Gesundheit“, in denen Personalabteilung, Betriebsrat, Betriebsarzt, Betriebskrankenkasse, Sozialbera-



tung und Suchtbeauftragte ein innerbetriebliches Hilfesystem für Suchtgefährdete entwickeln. Der GVS vermittelt auch die Zusammenarbeit mit den Einrichtungen der Suchtkrankenhilfe und unterstützt die Betriebe und Verwaltungen beim Abschluß einer Betriebsvereinbarung.

Bildungsangebote

Die Therapie von Suchtkranken ist sehr schwierig, weil sie auf eine

Veränderung der Gesamtpersönlichkeit des Betroffenen zielt. Die dafür nötigen speziellen Therapieverfahren werden den Psychologen, Sozialarbeitern und Ärzten in ihrem Studium nicht vermittelt. Deshalb bietet der GVS eine Weiterbildung zum „Sozialtherapeuten“ an.



Sucht: Qualifizierte Hilfe ist nötig

Zwischen drei Richtungen kann gewählt werden: psychoanalytisch orientiert, verhaltenstherapeutisch, systemisch-familien-therapeutisch. Für ehrenamtliche Mitarbeiter in der Suchtkrankenhilfe hat der GVS ein

120-Stunden-Programm entwickelt, mit dem Laienhelfer für ihre Aufgaben in der Selbsthilfe vorbereitet werden.

Suchtkrankenhilfe im Behandlungsverbund der Diakonie:

- über 1600 Abstinenz- und Selbsthilfegruppen mit 28 000 Mitgliedern
- 300 ambulante Beratungs- und Behandlungsstellen
- 31 Fachkrankenhäuser für Suchtkranke
- 72 Therapie- und Nachsorgeeinrichtungen
- 2000 hauptamtliche MitarbeiterInnen
- 3000 ausgebildete freiwillige MitarbeiterInnen

Literatur und Arbeitshilfen

Die Zahl der Menschen, die durch Alkoholmißbrauch in Not geraten, ist erschreckend hoch. Sie könnte geringer sein, wenn über die Gefährdung mehr Klarheit herrschte, wenn die Wege zur Heilung in weitesten Kreisen bekannt wären. Je früher Alkoholranke Hilfe suchen, desto besser kann ihnen geholfen werden. Diesem Ziel dienen unsere Publikationen und Arbeitshilfen, Info-Broschüren und die Fachzeitschrift PARTNER.



Fachzeitschrift PARTNER, 2-monatlich, 52 Seiten aktuelle Info's zum Thema Sucht. Fordern Sie ein Probeexemplar an.

Sucht am Arbeitsplatz

Fünf bis sieben Prozent der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik sind alkoholabhängig. Sie bleiben in den Betrieben und Verwaltungen lange unerkannt, weil sie von Kollegen und Vorgesetzten nicht angesprochen werden. In den letzten Jahren begreifen Betriebe „Sucht

Wenn Sie Info's zum Suchtproblem wünschen, wenden Sie sich bitte an:



Gesamtverband für Suchtkrankenhilfe im Diakonischen Werk der EKD

Brüder-Grimm-Platz 4
3500 Kassel
Tel.: (05 61) 10 26 38

Wir machen Sucht zum Thema

WEISSER DÄMON AUS GRÜNER HÖLLE

Der »Champagner der Drogen« beherrscht Millionen Süchtige, von seiner Produktion und vom Handel hängen Millionen wirtschaftlich ab: Kokain, Amerikas Staatsfeind Nr. 1, ist eine explosive Mixtur aus Massensucht und Massenarmut

VON GÜNTER HAAF

Der Fluß des weißen Giftes entspringt harmlosem Grün. Gespeist von reichlich Regen sprießen Milliarden lanzettförmiger Blätter aus unscheinbaren Sträuchern der Tropensonne entgegen. Hier, wo der Amazonas-Urwald an der Gebirgsmauer der Anden hochwogt, haben indianische Ureinwohner vor etwa sieben Jahrtausenden begonnen, die Sträucher der Art *Erythroxylum coca* zu kultivieren. Denn in ihr und einer weiteren Coca-Spezies steckt eine Kraft, die Hunger und Höhenluft vergessen macht: Getrocknet, in eine Backe gestopft und mit Speichel sowie einer Prise Kalk oder Asche aktiviert, geben die Blätter eine stimulierende Substanz ab, aber auch Vitamine und Nährstoffe.

Doch die Kraft, die Anden-Bewohnern beim traditionellen, »coquear« genannten Kauen gesunden Genuß beschert, zieht inzwischen Millionen von Menschen in

einen Strudel aus Sucht und Siechtum, Geldgier und Gewalt. Den Sündenfall leitete der deutsche Chemiker Albert Niemann ein, als er 1860 den anregenden Wirkstoff im Coca-Blatt isolierte: eine Stickstoff-Verbindung mit der Formel $C_{17}H_{21}NO_4$, kurz Kokain. Das in reiner Form schneeweiße Pulver, so will es eine Laune der Natur, stimuliert wie kaum ein zweites Rauschmittel das „Belohnungssystem“ des menschlichen Gehirns, weshalb es als „Champagner der Drogen“ gilt. Und es macht psychisch abhängig, vor allem in seiner rauchbaren Form „Crack“.

„Im Füllhorn der Drogen“, heißt es in einem Report an den US-Präsidenten vom August 1989, ist Kokain „der Staatsfeind Nr. 1“. Es brach zwar später als Heroin, aber noch zerstörerischer vor allem über die Bevölkerung der USA und der Andenstaaten Kolumbien, Peru und Bolivien herein. Dort hat die Abhängigkeit vom Kokain – psychisch wie finanziell – in den achtziger Jahren epidemische Ausmaße erreicht. Entstanden ist eine explosive Mixtur



A photograph showing three people from behind, walking away on a reddish-brown dirt path that leads into a dense, lush green forest. Each person is carrying a large, full, white sack on their back. The person on the left is wearing blue jeans and dark shoes. The person in the middle is wearing dark pants and dark shoes. The person on the right is wearing a blue shirt and dark pants. The forest is thick with various types of trees and foliage, creating a deep green canopy. The lighting is natural, suggesting daylight. The overall mood is one of labor and transport in a remote, natural setting.

Bolivianische Indios schleppen Säcke mit Coca-Blättern. Nur ein Bruchteil der Ernte dient dem traditionellen Coca-Kauen. Das Gros der Ernte kommt in Bottiche, gefüllt mit leicht säurehaltigem Wasser, und wird mehrere Tage lang durchmischt. Den Extrakt konzentrieren Urwald-Küchen und Labors - hier in Kolumbien - mit Hilfe weiterer Chemikalien zu Coca-Paste mit rund 25, Kokain-Base mit etwa 75 Prozent Kokain-Anteil. Daraus wird schließlich handelstfähiges Kokain

aus Massensucht und Massenarmut, mit Millionen „Usern“ und „Producern“:

● Über 22 Millionen US-Amerikaner, vom Wall-Street-Banker bis zum schwarzen Getto-Kid, sollen die Droge schon einmal geschnupft oder – als Crack – geraucht haben. Dem Präsidenten-Bericht zufolge gelten rund zwei bis drei Millionen als süchtig. 20 bis 25 Milliarden Dollar ließen sich die Kokain-Konsumenten ihr Laster im Jahr kosten; das ist etwa die Hälfte aller Aufwendungen für illegale Drogen in den USA. Mehr als 42 000 Fälle von Kokain-Überdosierung registrierten US-Ärzte 1988; im Jahr zuvor waren über 1600 Menschen daran gestorben. Mindestens 1000 Morde seit 1985 werden allein den „Jamaican Posses“, Banden äußerst gewalttätiger Crack-Dealer, zur Last gelegt.

● Gut 1,5 Millionen Menschen in Kolumbien, Peru und Bolivien hängen wirtschaftlich vom Coca-Anbau, von der Kokain-Produktion und vom -Handel ab – die drei Länder erzeugen 98 Prozent der Coca-Blätter für die Herstellung illegalen Kokains (Peru produziert kleine legale Mengen für medizinische Zwecke).

● Einen Wert von 7,1 Milliarden Dollar sollen die rund 310 Tonnen Kokain gehabt haben, die Kolumbien – Drehscheibe der Produktion und des Handels – 1988 „exportierte“ (vermutete illegale Weltproduktion im selben Jahr: weit über 400 Tonnen). Davon sind schätzungsweise vier Milliarden Dollar als Profit angefallen und etwa anderthalb Milliarden in die Wirtschaft des Landes geflossen, mithin fast soviel wie vom wichtigsten Exportgut Kaffee.

So schnell kam Kokain über die westliche Welt, daß traditionelle Methoden der Drogenbekämpfung überrollt wurden. In wenigen Jahren zerschloß die Droge das soziale Gewebe in weiten Teilen Kolumbiens, Perus und Boli-

Bolivians Anti-Drogen-Polizei verbrennt konfiszierte Coca-Paste an Ort und Stelle, sobald sie eine der vielen illegalen Kokain-Küchen in den Regenwäldern am Osthang der Anden ausheben kann. Seltener sind Erfolge wie jener vom November 1989: Damals beschlagnahmten mexikanische Behörden fünfeinhalb Tonnen kolumbianisches Kokain im Süden ihres Landes. Drogenbosse wie Jorge Luis Ochoa vom berühmten Medellín-Kartell scheffeln mit dem Rauschgifthandel Milliarden Dollar





nach der Ermordung des Präsidentschaftskandidaten Luis Carlos Galán am 18. August 1989 zu einem schmutzigen Bürgerkrieg aus. Zwar verkündete der General Miguel Maza Marquez nach der Militäraktion „Apocalypse“ Mitte Juli 1990, „das Reich zerbröckelt“, das berüchtigte Medellín-Kartell sei „politisch, militärisch, logistisch und sozial“ geschwächt. Aber der „Magico“ Pablo Escobar Gaviria, 40, war abermals entkommen.

Zu den Opfern zählen auch die Ärmsten unter den Tätern

Wie bei Kriegen üblich, so bleiben auch bei diesem Kampf nicht nur Kombattanten auf der Strecke. Opfer sind unbeteiligte Bürger, die von süchtigen Tätern betrogen, bestohlen und beraubt werden. Opfer sind Passanten, die in Los Angeles in Schießereien zwischen rivalisierende Crack-Gangs geraten oder in Bogotá von Autobomben der Drogenkartelle zerfetzt werden. Opfer sind auch mühsam erkämpfte Grundwerte des zivilen Zusammenlebens in amerikanischen und europäischen Staaten – Sicherheit von Leib und Leben, weitgehend unbestechliche Beamtschaft, Rechtsstaatlichkeit, Datenschutz und Bankgeheimnis.

Zu den Opfern zählen schließlich die Ärmsten der Täter: Jene Hunderttausende von Südamerikanern, die – getrieben von Armut und mangels wirtschaftlicher Alternativen – aus dem Andenhochland hinabziehen ins feuchtwarme Hügelland, den Regenwald roden, Coca-Büsche pflanzen und hoffen, daß etwas vom illegalen Geldsegen in ihren Taschen hängen bleibt. So rupfen sie im Schweiß ihres Angesichts die fingerlangen Blätter von den bis zu drei Meter hohen Sträuchern, auf daß der Fluß des weißen Giftes nicht versiege. Und dabei geraten sie zunehmend zwischen die Fronten

viens, aber auch in vielen US-Städten – etwa in der Hauptstadt Washington, wo Drogenfahnder den farbigen Bürgermeister Marion Barry am 18. Januar 1990 beim Crack-Rauchen heimlich gefilmt und dann verhaftet hatten.

Die Antwort der betroffenen Staaten: Krieg den Kokain-Händlern – den Crack-Dealern in den USA, den Schmugglern in der Karibik

und in Mexiko, den kolumbianischen Kartellen in Medellín, Cali und Bogotá sowie deren Helfershelfern und Geldwäschern.

Zum Beispiel in Panama. Dort schnappten die USA 1989 nach einer blutigen militärischen Invasion den mit kolumbianischen Kokain-Baronen kollaborierenden Diktator Manuel Noriega und stellten ihn in Miami vor Gericht.

Zum Beispiel in Kolumbien. Dort wurden 1988 rund 20 000 Menschen ermordet – etwa zehnmal mehr als in der doppelt so bevölkerungsstarken Bundesrepublik. Dort stellten die Kokain-Barone Polizisten und Politiker, Staatsanwälte und Richter vor die Wahl: „plata o plomo“ – Silber oder Blei. Und dort wuchs der Kampf zwischen Regierung und Kartellen

des hauptsächlich von den USA finanzierten Feldzuges gegen die Kokain-Dealer.

„Wir haben es mit Mais, Kakao, Tabak probiert“, erzählt der kolumbianische Coca-Bauer Simeón Pérez aus der Provinz Caquetá. „Manchmal fiel die Ernte aus, manchmal konnten wir sie nicht verkaufen. Wissen Sie, das Land hier ist nicht gut, und die Regierung hilft nicht. In Kolumbien weiß kein Mensch, daß es dich gibt, und ohnehin schert sich niemand darum. Aber dann kam Coca...“ – in Gestalt eines Mannes, der Samen kostenlos verteilte: „Pflanzt dies, und ihr werdet so reich sein wie die Farmer im Norden.“

Coca kam aus vielen Gründen. Weil in den reichen Industrieländern ein so riesiger Drogenbedarf entstand. Weil clevere und brutale Großhändler wie Escobar vor-machten, wie jemand in wenigen Jahren Milliarden-gewinne aus dem Kokain-Geschäft ziehen kann. Weil das Coca-Geschäft die einzige Wachstumsbranche in der Krisenregion war. Weil Coca traditionell zum Leben gerade der armen Indios und Mestizen gehörte. Und weil die Coca-Sträucher in den Vorbergen der Anden zu Hause sind: anspruchslose und zähe Gewächse, die auf kargen Böden gedeihen, gegen Schädlinge unempfindlich sind und sich durchschnittlich drei- bis fünfmal im Jahr entblättern lassen.

Vor allem aber kann mit Coca-Blättern mehr verdient werden als mit anderen Agrarprodukten. Mais oder Kakao brachte Bauern wie Pérez im Jahr 1988 vielleicht 600 Dollar pro Hektar ein. Mit Coca kassierten sie hingegen bis zu 4500 Dollar. Kein Wunder, daß etwa in der bolivianischen Provinz Cochabamba der Anteil des Coca an den gesamten Anbauflächen von 22 Prozent im Jahr 1971 auf über 67 im Jahr 1985 anstieg.

Für den traditionellen Bedarf der Coca-Kauer würden

in Bolivien 12 000 und in Peru 10 000 Hektar Anbaufläche genügen. Die Auswertung von Satellitenbildern legt eine Gesamtfläche von rund 160 000 Hektar nahe; es können auch doppelt soviel sein. Allein in Peru ist der Coca-Anbau vermutlich Ursache für den Kahlschlag von über 700 000 Hektar Regenwald.

Die meisten Coca-Pflanzer verarbeiten inzwischen ihre Ernte an Ort und Stelle weiter. Sie liefern den Händlern, die kolumbianischen Kartellen zuarbeiten, nicht mehr voluminöse Säcke mit Blättern, sondern gleich Coca-Paste, die bereits zu einem Viertel Kokain enthält. Deren Herstellung ist einfach: Die Coca-Blätter kommen in Plastikbecken, die mit Wasser und etwas Schwefelsäure gefüllt sind, werden drei- bis viermal

täglich kräftig durchgemischt und nach drei oder vier Tagen in Plastikeimer umgefüllt, wo hinzugemixtes Mineralöl, Säure und andere Zutaten die Kokain-Konzentration erhöhen. Rund fünf Zentner Coca-Blätter liefern ein Kilo Paste. Etwas aufwendiger ist die Herstellung der Kokain-Base mit einem Kokain-Anteil von etwa 75 Prozent.

Abwässer der Kokain-Produktion verseuchen die Flüsse

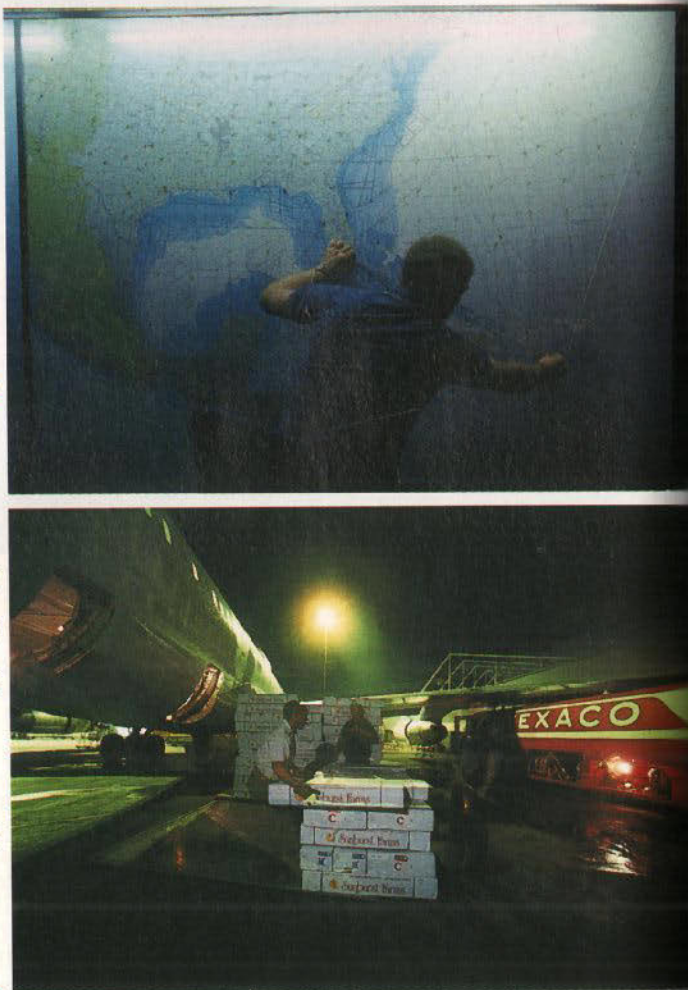
Der Chemie-Boom im Regenwald hat Folgen – auch für die Natur. Die Abfälle aus der Kokain-Produktion verschmutzen die Gewässer: Im peruanischen Huallaga-Tal etwa, einem Zentrum des Coca-Anbaus, sollen jährlich mehr als 60 Millionen Liter

Mineralöle, gut 30 Millionen Liter Schwefelsäure, jeweils über sechs Millionen Liter Aceton und Toluol sowie 16 000 Tonnen Kalk ungefiltert in Bäche und Flüsse fließen.

Mittelsmänner, die etwa ein Viertel auf den Preis aufschlagen, schmuggeln die Coca-Produkte nach Kolumbien. Dort erzeugen Geheimlabors die handelsfähige Droge: weißpulvriges Kokain-Hydrochlorid.

Mit jedem Bearbeitungsschritt steigen die Gewinne: 1989 kostete ein Kilo Coca-Blätter beim Pflanzler rund zwei Dollar, ein Kilo Coca-Paste aus der Urwald-Küche etwa 800 Dollar, ein Kilo handelsfähiges Kokain-Hydrochlorid bei kolumbianischen Kartellen 2000 bis 3000 Dollar. Danach ging das Geschäft

Die USA haben den Kokain-Dealern den offenen Krieg erklärt. Und sie führen ihn mit militärischen Mitteln – dirigiert zum Beispiel vom Luftkontrollzentrum des amerikanischen Zolls auf der Homestead Air Force Base im Süden Floridas. Dort gehört die Arbeit an der Karte ebenso zum Alltag wie der Trainingsflug des »Black Hawk«-Hubschraubers: Mit dem wendigen und schnellen Helikopter machen die Drogenwächter Jagd auf Schmuggelflugzeuge aus Mittel- und Südamerika. Penibel kontrolliert werden auch Blumen aus Kolumbien, die per Luftfracht in Miami angekommen sind





erst richtig los: Großhandelspreis an der US-Grenze bis zu 20 000 Dollar, in New York 35 000 Dollar. Dort erzielte ein Kilo schließlich – mit Hilfe von Wasser und Natron zu Crack verkocht – auf der Straße rund 150 000 Dollar.

Der Kokain-Boom brach freilich Anfang 1990 ein. Offenbar hatte die internationale Offensive der Drogenfahnder mit Verzögerung doch die Geschäfte der Kartelle erschwert. In den US-Metropolen zogen erstmals seit Jahren die Preise für Kokain scharf an, während die Qualität des Stoffs sank – ein sicheres Zeichen für Nachschubprobleme. In Bolivien klagten Coca-Bauern, daß sie nicht mehr, wie in guten Jahren zuvor, 2500 Dollar pro Hektar, sondern nur noch 10 Dollar erwirtschafteten: eine Chance für das hauptsächlich von den USA finanzierte Programm zur Förderung des Anbaus legaler Agrarprodukte, das Pflanze mit 2000 Dollar pro Hektar vernichteter Coca-Kulturen belohnt?

„Die tägliche Schlacht auf den Straßen Amerikas“, heißt es im Report an den Präsidenten vom August 1989, erinnere daran, „daß eine Reduzierung des Drogenangebots allein das Drogenproblem nicht lösen kann. Das Problem wird auf dem Schlachtfeld der Werte gelöst“ – durch einen Wertewandel, weg von den Drogen, in den Industrieländern. Und durch effiziente Unterstützung der armen Bauern und Landarbeiter, in den Coca-produzierenden Andenstaaten.

Wirksamer als Waffenhilfe, das spricht sich sogar in Kolumbien herum, ist auf Dauer Wirtschaftshilfe: „Wenn Sie die Wahl hätten“, wurde der Chef der Drogenfahndung Omar Humberto Dfiaz aus San José del Guaviare gefragt, „einen neuen Hubschrauber zu bekommen oder mehr Kredite für die (Coca-)Pflanzer, was würden Sie wählen?“ Unverzügliche Antwort des Polizeihauptmanns: „Die Kredite.“ □

Das Geschäft mit illegalen Drogen ist die »Wachstums-Branche« der Weltwirtschaft. An ihm verdienen viele mit. Bis zu Dreiviertel des Umsatzes der Rauschgift-Mafia fallen als Reingewinn an – gigantische Geldmengen, die über dunkle Kanäle »gewaschen« werden

DIE ERNTE DER GIER



Als ihm die neun Kokain-Briefchen aus der Unterhose purzelten, zerriß der Traum des Nuha Manneh vom schnellen Geld: Rund 1200 Mark hätte der „Schnee“ gebracht, den die Hamburger Kripo bei der Verhaftung des 27jährigen Gambiers sicherstellte. Der Afrikaner soll auf Zimmer 18 eines Asylantenheims einen regen Drogenhandel aufgezogen haben. Er dealte vermutlich für Hintermänner: 20 Prozent Kommission, ein Tagesverdienst von 100 bis 200 Mark. Nach drei Jahren hätte er mit einem Kleinlaster als gemachter Mann zurück in die Heimat fahren können.

Statt dessen steht Manneh vor Gericht, in Baseball-Jacke, Jeans und Turnschuhen. Verlegen fummelt er an seinem goldenen Armreif. Der Richter schaut streng. Ein bis zwei Jahre Hamburger Knast – das Risiko eines kleinen Fisches im Ozean des Geschäftes mit der Sucht.

Fünf Milliarden Mark schwer soll Pablo Escobar Gaviria sein. Der kleine, korpulente Kolumbianer mit der schwarzen Schmalzlocke zählt zu den reichsten Männern der Welt. Unter konzilianteren Regierungen saß der 40jährige, Boss eines Clans des berüchtigten Medellín Drogen-Kartells, sogar im Parlament.

Heute wird Don Pablo in seiner Heimat steckbrieflich gesucht. Zwar könnte er allein von den Zinsen auch im Untergrund trefflich leben. Aber er möchte wieder ganz legal auf dem Flugplatz seiner Hazienda im Magdalena-Tal landen, die Elefanten im Privat zoo füttern und sich am Pool der für 100 Gäste ausgestatteten Villa reckeln. Dafür kämpft der zeitweilige „Robin Hood der Armen“ mit allen Mitteln, mit gezielten Attentaten und wahllosem Terror seiner Privatarmee. Und selbstverständlich mit Besteuerung.

„Geld“, sagt US-Justizminister Richard Thornburgh, „ist das Lebensblut der Drogenhändler. Wenn wir es beschlagnahmen oder seinen Fluß unterbrechen können, dann können wir ihre Operationen abwürgen.“ Als wär's das Rauschmittel selbst, gierigen die kleinen Dealer und großen Bosse samt ihren Helfershelfern in Anwaltspraxen und Bankkontoren nach Geld: Am Drogenhandel und am „Reinwaschen“ des schmutzigen Geldes* verdienen die unterschiedlichsten Leute.

Die Kleinen wollen sich eine legale bürgerliche Existenz finanzieren. Die Großen versuchen, mit ihren „Narco-Dollars“** Macht und Einfluß zu erschleichen, und investieren in New Yorker Immobilien, europäischen Aktienpaketen oder lateinamerikanischen Ländereien. Die Militanten finanzieren mit Drogengeldern Bürgerkriege wie in Kolumbien, Afghanistan und im Libanon.

Der Bedarf von rund 50 Millionen Menschen wird befriedigt

Längst ist der Narco-Markt mit seinen Kartellen und Großhändlern, Transport-Agenturen und Finanzierungsgesellschaften so eingespielt wie der Weltmarkt für Weizen oder Erdöl. Wie in der legalen Wirtschaft gibt es produzierende und verarbeitende Unternehmen, Vertriebssysteme und Marktforschung, Preiskriege und Strategien zur soliden Anlage der Gewinne. Befriedigt wird der Bedarf von rund einem Prozent der Weltbevölkerung: 50 Millionen Menschen sollen süchtig sein nach illegalen Drogen, sechs Millionen allein in den USA, rund 100 000 in der Bundesrepublik. Und diesen Markt will die Drogen-Branche selbstverständlich erweitern.

Myanmar zum Beispiel, das ehemalige Birma, hat als größtes Opium-Exportland der Welt die Produktion im Jahr 1989 verdoppelt. Die Mohnernnte des berüchtigten „Goldenen Dreiecks“ wird unter dem Schutz verschiedener Guerilla-Gruppen in kleinen Labors zu Opium und Heroin verarbeitet. Am mächtigsten ist die 16 000 Mann starke Mong-Tai-Revolutionarmee. Deren Chef, der 57jährige General Khun Sa, hat 1988 nach eigenen Angaben gut 200 Millionen Dollar eingenommen.

Wie die Narco-Handelswege verlaufen, erfahren die Fahnder, wenn ihnen ein großer Fisch ins Netz geht. Zum Beispiel Johnny Kon, 46 Jahre alt, Mitglied der kriminellen Hongkonger Wo-Shing-Wo-Triade: Seine Firma hatte von 1984 bis 1988 Bilderrahmen und Vasen in die Vereinigten Staaten exportiert – unscheinbare Produkte, in denen Heroin im Straßenverkaufswert von knapp einer Milliarde Dollar versteckt war. Kon kaufte das Kilo

* Der Ausdruck „Geldwäsche“ geht auf die Gangster Al Capone und Bugsy Moran zurück, die im Chicago der zwanziger Jahre Wäschereien benutzten, um ihre Einnahmen vor allem aus dem Alkohol-Geschäft und verbotenem Glücksspiel zu legalisieren.

** Von englisch „narcotic“ = Rauschgift.

Ähnliche Gewinnspannen kassieren die Kokain-Dealer: 2000 bis 3000 Dollar kostet das Kilo in Kolumbien, 11 000 bis 20 000 Dollar an der US-Grenze, 35 000 Dollar in New York. Immerhin scheint das rigorose Vorgehen Washingtons zumindest auf dem amerikanischen Kokain-Markt Wirkung zu zeigen. Im Frühsommer 1990 hatte sich der Großhandelspreis gegenüber dem Vorjahr fast verdoppelt – bei stark verminderter Qualität: beides Zeichen für Nachschubprobleme.

Europäisches Heroin stammt meist aus den Partisanengebieten Afghanistans und Pakistans sowie aus dem Iran. Die Aufständischen protegierten die Drogenproduktion im mittelöstlichen „Goldenen Halbmond“ ähnlich wie die Guerillas im „Goldenen Dreieck“ Hinterindiens. Kilopreis in Karatschi: 40 000 bis 60 000 Mark; Kilopreis in Europa: 50 000 bis 100 000 Mark. Auch Indien, legaler Opiumproduzent für die Pharmazie, vermarktet Überschüsse via Afrika illegal in Europa.

In Istanbul übernehmen Fernfahrer – für eine Heuer von 1000 bis 3000 Mark pro Kilo – den Weitertransport nach Westeuropa. Dort wird zunächst der örtliche Verbindungsmann kontaktiert. Er treibt von seinen Kunden das Geld ein und schickt es per Kurier nach Zürich, Dubai oder in andere Finanzzentren. Erst nach dieser Anzahlung leert der Fahrer die Ki-

Die Weltkarte des Drogenhandels könnte den Eindruck vermitteln, als tausche der reiche Norden sein gutes Geld gegen schlechten Stoff aus dem armen Süden ein. Aber die Rauschgift-Mafia hat nicht das geringste Interesse am finanziellen Ausgleich zwischen Nord und Süd: Der Löwenanteil der schmutzigen Milliarden – gewaschen vor allem in Steuerparadiesen (kleine Weltkarte) – fließt zurück in die Industrieländer. Nach den USA gilt das reich gewordene Europa nun als weiteres Hauptziel der Drogenhändler (unten)



International organisierte Drogenkartelle

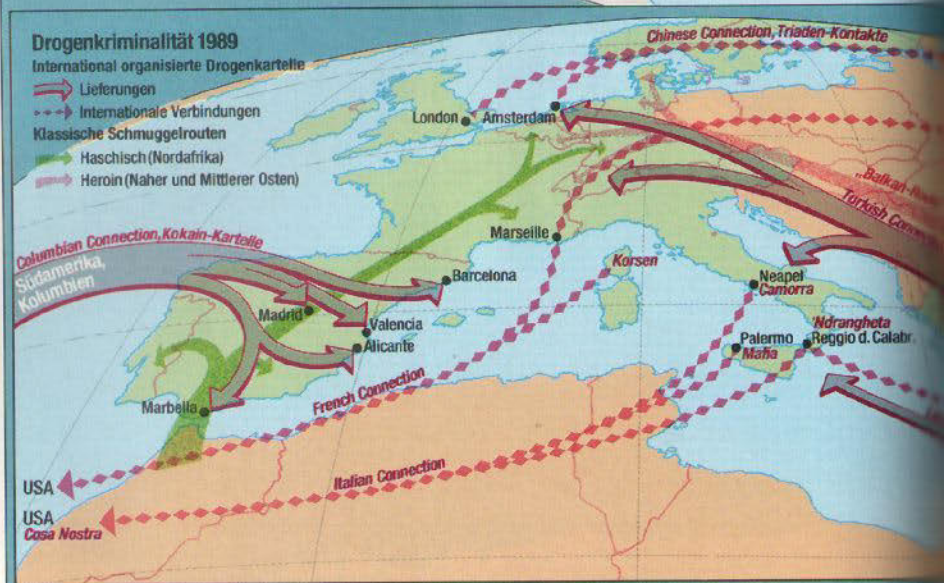
→ Lieferungen

→ Internationale Verbindungen

Klassische Schmuggelrouten

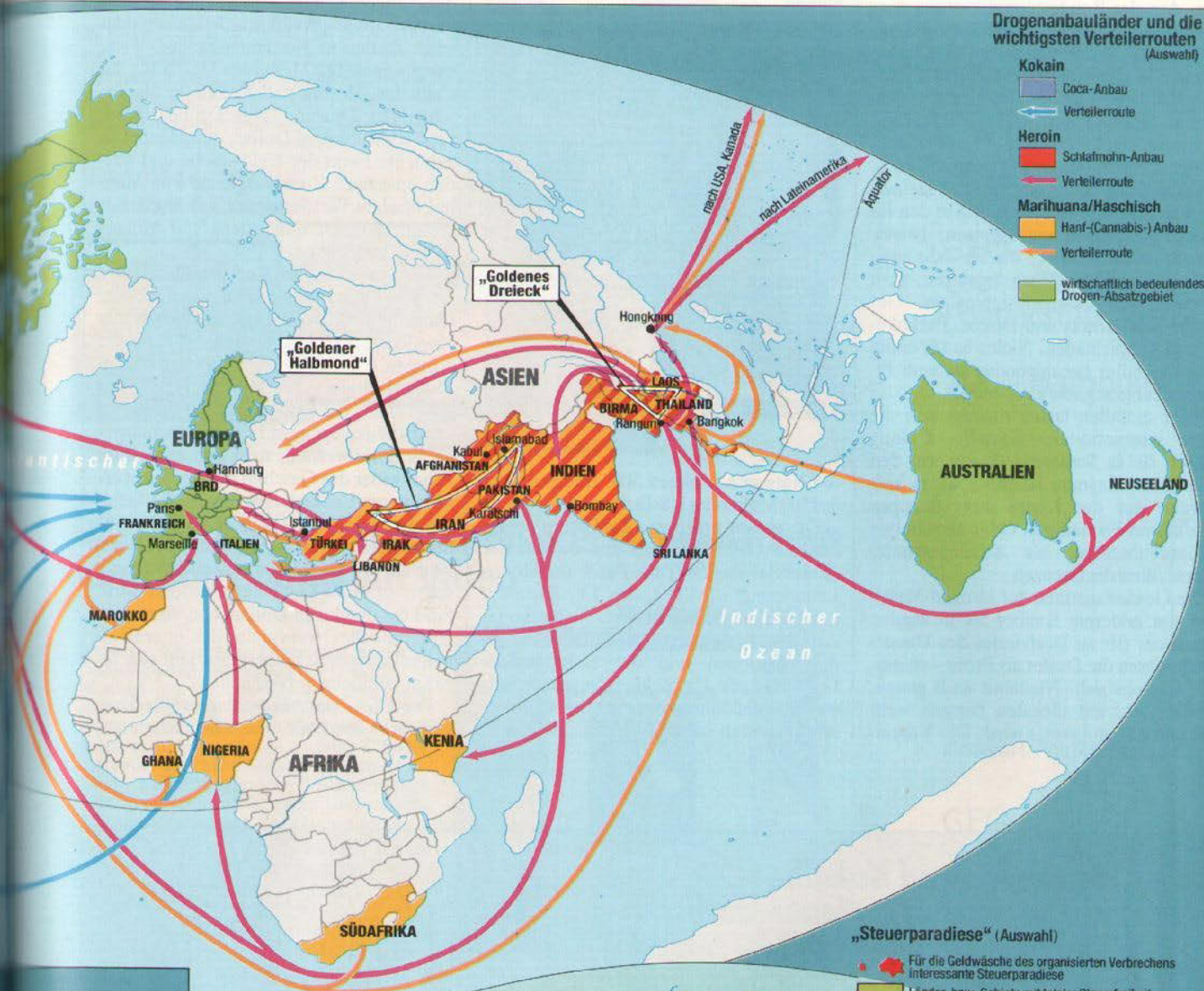
→ Haschisch (Nordafrika)

→ Heroin (Nahe und Mittlerer Osten)



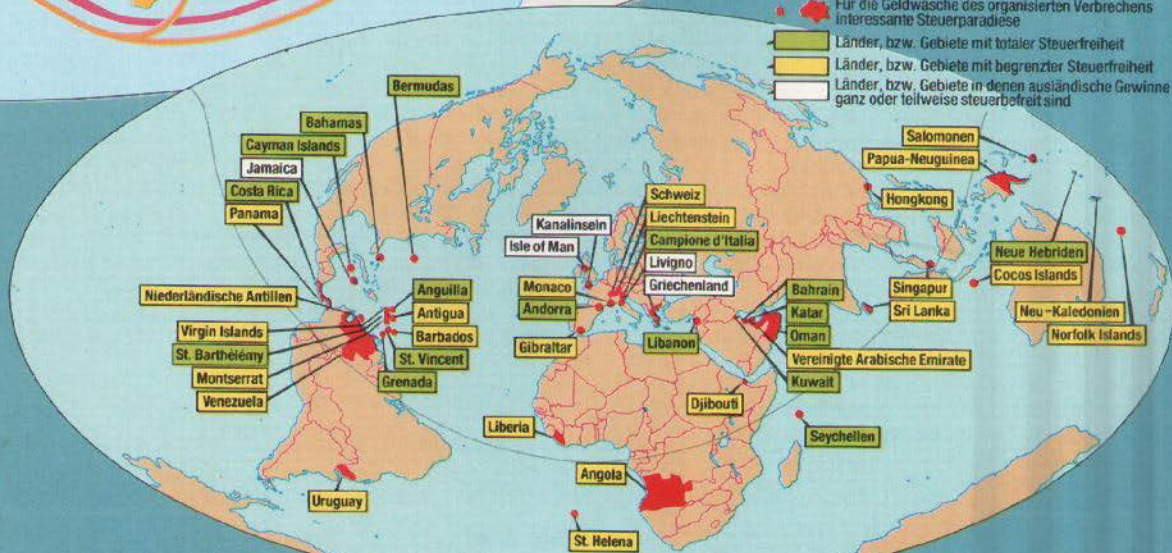
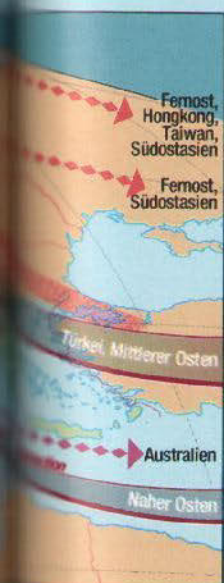
Drogenanbauländer und die wichtigsten Verteiler Routen (Auswahl)

- Kokain**
 - Coca-Anbau
 - Verteileroute
- Heroin**
 - Schlafmohn-Anbau
 - Verteileroute
- Marihuana/Haschisch**
 - Hanf-(Cannabis-)Anbau
 - Verteileroute
- wirtschaftlich bedeutendes Drogen-Absatzgebiet



„Steuerparadiese“ (Auswahl)

- Für die Geldwäsche des organisierten Verbrechens interessante Steuerparadiese
- Länder, bzw. Gebiete mit totaler Steuerfreiheit
- Länder, bzw. Gebiete mit begrenzter Steuerfreiheit
- Länder, bzw. Gebiete in denen ausländische Gewinne ganz oder teilweise steuerbefreit sind



GEO-Grafik

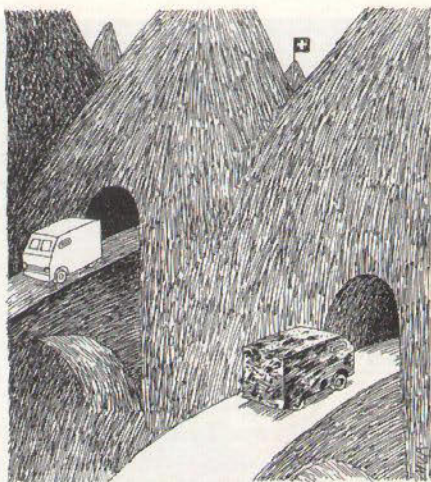
Quellen: Bundeskriminalamt, Berndt Georg Thamm

sten. Aus der Bundesrepublik reisen normalerweise türkische, iranische oder jugoslawische Mittelsmänner an. Sie beliefern in den Großstädten eingespielte Zwischenhändler-Netze. Endpreis pro Gramm für den Fixer: 120 bis 150 Mark in Hamburg, rund 500 Mark in Bayern, weil Dealer dort schärfer verfolgt werden.

Narco-Geld fällt immer in kleinen Scheinen an. Um es unauffällig in den legalen Finanzstrom einzuspeisen, betreiben Großstadt-Dealer, die im Jahr vielleicht eine Million Mark kassieren, gern nebenher ein Bargeld-intensives Geschäft: Restaurants und Discos, Parkhäuser und Teppichläden. Nichts ist für einen Drogenhändler beruhigender als vom Finanzamt abgesegnete Einkünfte.

Mehr einfallen lassen müssen sich die Bosse internationaler Kartelle. Bislang zahlten sie in Steuerparadiesen wie den karibischen Cayman Islands Dollars kofferweise auf das Konto ihrer dortigen Briefkasten-Firmen ein. Oder verschoben Milliardenbeträge, als Scheingeschäfte getarnt, über die Grenzen.

Die Gewinnspannen der Drogen-Multis sind von anderem Kaliber als in legalen Branchen: Bis zu Dreiviertel des Umsatzes kassieren die Dealer als Profit – steuerfrei, versteht sich. Niemand weiß genau, wieviel Geld mit illegalen Drogen weltweit jährlich umgesetzt wird. Die Verein-



ten Nationen schätzen 300, Interpol tippt auf 500 Milliarden US-Dollar.

Die bislang präziseste Zahl nennt der im Februar 1990 veröffentlichte Bericht der „Financial Action Task Force on Money Laundering“ (FATF), der 130 Experten aus 15 Ländern angehörten. Sie hatten im Auftrag der sieben größten westlichen Industrienationen und der Europäischen Gemeinschaft Empfehlungen erarbeitet, welche Maßnahmen gegen die Geldwäsche ergriffen werden sollten. Wenn, so

die Annahme, durchschnittlich ein Zehntel der Drogenproduktion beschlagnahmt wird, fließen in Nordamerika und Westeuropa rund 122 Milliarden US-Dollar für Cannabis, Heroin und Kokain in die Taschen der Dealer. Zwei Drittel davon, rund 85 Milliarden Dollar, durchlaufen irgendeine Form der Geldwäsche und werden investiert. Zum Vergleich: Für Alkohol machen Westeuropäer und Nordamerikaner jährlich mindestens 150 Milliarden Dollar locker.

Nicht so sehr das Umsatzvolumen der Drogen-Branche, sondern die Höhe der Gewinne und deren Konzentration in den Händen weniger skrupelloser Gangster zwingen die Regierungen der westlichen Industrieländer zum Handeln. Neben den Versuchen, die heimischen Drogensümpfe trockenzulegen und die Nachschubwege zu unterbrechen, wird nun eine dritte Front wider das Geschäft mit der Sucht eröffnet: am Bankschalter. Denn die Geldwäsche, so heißt es im FATF-Bericht, könne am wirksamsten dort bekämpft werden, wo Bargeld aus dem Straßengeschäft in Buch-Geld umgewandelt wird. Sind die dreckigen Dollars erst einmal ins elektronische Nervenetz der internationalen Finanzwelt eingespeist, läßt sich ihre Spur müheelos verwischen.

Die USA, der bei weitem größte Drogenmarkt der Erde, versuchen schon lan-

Wo Heroin und Kokain produziert werden, verdienen auch Chemiekonzerne mit

Ohne chemische Hilfsmittel kein Kokain-Extrakt: Anden-Indianer kauen die Blätter der Coca-Pflanze mit etwas Kalk oder Pflanzenasche. Die geheimen Labors, in denen Kokain zur Reinheit von 90 Prozent veredelt wird, benötigen jährlich einige tausend Tonnen Industriechemikalien – Lösungsmittel wie Aceton, Äther und Mineralöle, Säuren wie Schwefel- und Salzsäure, Basen wie Ammoniak und Kalk. Bis Herbst 1989 deckte die Kokain-Mafia ihren Bedarf beispielsweise über Scheinfirmen, die vor allem aus den USA Äther und andere Lösungsmittel bezogen. Der US-Geheimdienst CIA schätzt, daß bis zu 70 Prozent der in Lateinamerika illegal verwendeten Chemikalien aus den Vereinigten Staaten stammten. Seither dürfen amerikanische Unternehmen bestimmte Substanzen nur noch an sol-

che Kunden verkaufen, die sich von der Drogenbehörde DEA überprüfen lassen. Wer Zweifel an einer legalen Verwendung bestehen läßt, wird trockengelegt.

Die Kokain-Industrie geht an dem Chemie-Embargo freilich nicht zu Grunde. „Die Ausweichmöglichkeiten auf andere Chemikalien sind sehr groß“, klagt ein Chemiker vom Bundeskriminalamt. Eine alternative Kokain-Veredelungsrezeptur könnte aus einer beliebigen Säure, einer Base wie Backpulver und aus gänzlich unkontrollierbaren Lösungsmitteln wie Benzin, Terpentin oder sogar Olivenöl bestehen. Aber solange nur die USA ihre Exporte gesetzlich kontrollieren, müssen die Drogenbarone lediglich ihre Zulieferer wechseln: Weltweit wird ein Mehrtausendfaches ihres Bedarfs zu legalen Zwecken hergestellt

und frei gehandelt. Bei solchen Mengen seien illegale Abzweigungen kaum zu verhindern, meint Helmut Butke vom Bundesgesundheitsministerium.

Der Polizeichef Kolumbiens, General Gomez Padilla, behauptete im Herbst 1989, deutsche und holländische Chemikalien spielten eine wichtige Rolle in den Kokain-Fabriken seines Landes. Auch die DEA ließ Anfang dieses Jahres verlauten, deutsche und niederländische Firmen seien nunmehr zu den Hauptlieferanten der Kartelle aufgestiegen. Handfeste Beweise für diese Vorwürfe stehen jedoch aus.

Die Bundesregierung steht auf dem Standpunkt, daß der Anteil deutscher Chemie in den südamerikanischen Drogenlabors allenfalls marginal ist. Gleichwohl arbeitet sie – ebenso wie die zuständigen Gremien der EG – an einem Gesetz, das Aceton, Äther und zehn weitere Chemikalien unter Exportüberwachung stellen soll.

Das geplante Gesetz schränkt auch die Ausfuhr von Essigsäureanhydrid ein. Mit dieser Substanz wird die aus Opium gewonnene Morphinbase zur

halbsynthetischen Droge Heroin umgewandelt. Über 600 Tonnen Essigsäureanhydrid verschwinden jährlich in den Heroinküchen der Welt – das entspricht weniger als 0,1 Promille der globalen Produktion. Auch hier waren deutsche Unternehmen ins Gerede gekommen: 1981 erklärte das Internationale Suchtstoffamt der Vereinten Nationen, neun Zehntel des weltweit beschlagnahmten Essigsäureanhydrids stammten von „einer Firma in einem westeuropäischen Land“. Gemeint war das Pharma-Unternehmen Merck. Heute kooperieren bundesdeutsche Hersteller freiwillig mit dem Bundeskriminalamt und geben verdächtige Bestellungen weiter. „Aber wasserdicht ist das gegenwärtige Kontrollsystem nicht“, sagt Günther Krause vom Bundesinnenministerium.

Übrigens tragen nicht nur Chemieunternehmen zur Drogenproduktion bei. Kürzlich wurden in Peru 16 000 Tonnen Toilettenpapier aus westlichen Industriestaaten gefunden: Dank seiner überlegenen Saugkraft trocknet es das von Lösungsmitteln durchnäßte Coca-Produkt besser als südamerikanische Ware.

Marco Evers

Angebot mit 3 Vorteilen

zur Anzeige auf Seite 164/165

- Gratis zur Begrüßung eine aktuelle GEO-Ausgabe
- Gratis 4 außergewöhnliche GEO-Farbdrucke
- Ca. 15% Preis-Vorteil = DM 1,50 pro Heft gespart gegenüber Einzelpreis

**Detail-Garantie
auf der Rückseite**



Bitte
mit 60 Pf
freimachen,
falls Marke
zur Hand

Antwort-Postkarte

GEO
Leser-Service
Postfach 10 25 25

2000 Hamburg 1

GEO-VISION: Faszination aus Wissenschaft und Forschung auf Video

Exklusiv für unsere Leser gibt es GEO-Videos zu den Themen von GEO-WISSEN. Erleben Sie Höhepunkte aus den Bereichen Forschung, Wissenschaft und Technik »live« – Experimente, Recherchen und neueste Erkenntnisse. GEO-VISION berichtet über »Die Geburt der Materie« – eine beeindruckende Dokumentation über das Schicksal unseres Universums. Mit den großartigen Leistungen unseres Immunsystems beschäftigt sich der »Angriff aus dem Mikrokosmos« und die »Rückkehr der Seuchen« – Themen, wie sie aktueller nicht sein könnten! GEO-VISION – eine faszinierende Kombination aus wissenschaftlichen Berichten und Unterhaltung.

Weitere Informationen auf Seite 198



Bitte
mit 60 Pfennig
freimachen,
falls Marke
zur Hand

Antwort-Postkarte

GEO
Versand-Service
Postfach 600

7107 Neckarsulm

SAISON: Das Reisemagazin von GEO – für alle, die mehr über ihr Reiseziel erfahren möchten

Ein unerlässlicher Urlaubsplaner – kompakt und leicht zu reisen – bekommen Sie auf ca. 180 Seiten klare und nutzbare Informationen zum Thema Reisen. Wobei Unterhaltung und Erlebnis nie zu kurz kommen. Jede Ausgabe von SAISON stellt Ihnen die Vielfalt lohnender Urlaubsziele vor: Städteporträts mit herausnehmbarem Reiseführer, kulturelle Schauplätze und verborgene Kleinodien, persönliche Eindrücke und getestete Fakten; Erlebnis-zonen, Attraktionen, Dokumentationen. Und damit Sie keine Ausgabe versäumen und das neue SAISON sofort frei Haus beziehen können, gibt es SAISON jetzt im Abonnement zum Preis von derzeit DM 6,50 pro Heft (statt DM 7,50 bei Einzelheftkauf).



Bitte
mit 60 Pfennig
freimachen,
falls Marke
zur Hand

Antwort-Postkarte

SAISON
Leser-Service
Postfach 10 25 25

2000 Hamburg 1

Nutzen Sie den Preis-Vorteil!

Abruf-Karte für ein GEO-Abonnement

JA, ich nehme Ihre Einladung an.

Schicken Sie mir bitte kostenlos die GEO-Begrüßungs-Edition, dazu 4 GEO-Farbdrucke und die GEO-Dokumentation. Ich darf diese Geschenke auch dann behalten, wenn ich mich nicht für GEO entscheide. Nach Erhalt habe ich 14 Tage Zeit, GEO kennenzulernen. Nur wenn mich GEO überzeugt und ich nicht widerrufe, möchte ich GEO jeden Monat per Post frei Haus beziehen: Für nur DM 9,- statt DM 10,50, also z. Zt. mit ca. 15% Preis-Vorteil. Ich kann keine Kündigungsfrist versäumen, denn ich darf jederzeit kündigen.

Name/Vorname

Straße/Nr.

Postleitzahl Wohnort

Telefon-Nummer für evtl. Rückfragen

Datum Unterschrift

Ich erlaube Ihnen, mir interessante Zeitschriftenangebote auch telefonisch zu unterbreiten (ggf. streichen).

Widerrufsgarantie: Diese Vereinbarung kann ich binnen einer Frist von 14 Tagen nach Erhalt des Probeheftes schriftlich widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs an GEO-Leserservice, Postfach 10 25 25, 2000 Hamburg 1.

Datum Unterschrift

Wenn ich bei GEO bleibe, bezahle ich bequem und bargeldlos durch ¼jährliche Bankabbuchung DM 27,-

Bankleitzahl (bitte vom Scheck abschreiben):

Meine Kontonummer:

Geldinstitut:

Ich möchte statt ¼jährlicher Bankabbuchung lieber eine Jahresrechnung (12 Hefte DM 108,-).

Bitte ankreuzen, falls gewünscht: ☐

Auslandspreise: Schweiz: Fr. 8,50 statt Fr. 10,50 Einzelpreis.
Österreich: S 65,- statt S 80,- Einzelpreis.
Sonstiges Ausland: DM 9,- zuzüglich Porto. 86610 A/O

Detail-Garantie

- Gratis zur Begrüßung eine aktuelle GEO-Ausgabe und dazu 4 außergewöhnliche GEO-Farbdrucke, 21x15 cm groß: die 900jährige Bavaria-Buche. (Abbildung auf der Vorderseite.) Beide Geschenke gehören in jedem Fall Ihnen.
- Dazu: eine umfangreiche Dokumentation über GEO, die Ihnen zeigt, welche Themenbreite GEO bietet.
- Ca. 15% Preis-Vorteil, wenn Sie sich für GEO entscheiden. Sie sparen DM 1,50 pro Ausgabe gegenüber Einzelpreis.
- Sie können keine Kündigungsfrist versäumen, denn Sie dürfen jederzeit absagen.

Abruf-Karte für GEO-VISION

JA, bitte liefern Sie mir gegen Rechnung folgende Videos von GEO (Anzahl bitte eintragen):

☐ »Die Geburt der Materie«
(G 0609) DM 49,80

☐ »Angriff aus dem Mikrokosmos«
(G 0615) DM 49,80

☐ »Rückkehr der Seuchen«
(G 0616) DM 49,80

Alle Preise zuzüglich DM 2,- Versandkosten-Anteil pro Lieferung.

Ausland: Lieferung nur gegen Vorkasse per Scheck zuzüglich DM 3,-.

Bitte beachten Sie, daß GEO-Videos nur für das System VHS lieferbar sind.

86611

Name

Vorname

Straße/Nr.

Postleitzahl Wohnort

Datum/Unterschrift

»Die Geburt der Materie«

In unterirdischen Großexperimenten suchen Physiker den Urknall und das Schicksal des Universums zu ergründen. Ein Dokumentarfilm über eines der großen Abenteuer der Physik. Ca. 40 Min.

»Angriff aus dem Mikrokosmos«

Volker Arzt stellt das raffinierte Verteidigungssystem des Körpers vor: unersättliche Freßzellen, die Eindringlinge einfach auffressen. Oder das phantastische Gedächtnis des Immunsystems, das ein Leben lang Erreger wiedererkennen und bekämpfen kann. Ca. 45 Min.

»Rückkehr der Seuchen«

Hier setzt Volker Arzt das zentrale Thema »Immunsystem« fort. Durch die zunehmende Resistenz der Erreger wird die Suche nach neuen, wirksamen Medikamenten immer dringlicher. Diese und andere (lebens-)wichtige Themen behandelt dieses GEO-Video. Ca. 45 Min.

Abruf-Karte für ein SAISON-Abonnement

JA, ich möchte den Preis-Vorteil nutzen.

Ich bestelle SAISON – das Reisemagazin von GEO – im Abonnement. Senden Sie mir bitte alle Ausgaben sofort nach Erscheinen zum Preis von derzeit nur DM 6,50 je Heft (statt DM 7,50 Einzelpreis), inkl. Porto und Verpackung.

Falls ich auf SAISON nach einem Jahr verzichten möchte, teile ich Ihnen dies 6 Wochen vor Ablauf der Bezugsfrist mit. Nach einem Jahr kann ich jederzeit die Zustellung beenden lassen.

Name/Vorname

Straße/Nr.

Postleitzahl Wohnort

Datum/Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben!

Ich erlaube Ihnen, mir interessante Zeitschriftenangebote auch telefonisch zu unterbreiten (ggf. streichen).

Meine Zahlungsweise (bitte ankreuzen):

☐ **Bequem und bargeldlos durch jährliche Bankabbuchung (DM 39,- für 6 Hefte).**

Bankleitzahl (bitte vom Scheck abschreiben):

Kontonummer:

Geldinstitut:

☐ **Gegen Jahresrechnung (DM 39,- für 6 Hefte). Bitte keine Vorauszahlung leisten. Rechnung abwarten.**

Widerrufs-Garantie: Diese Bestellung kann ich durch Absenden einer kurzen Mitteilung an den SAISON Leser-Service, Postfach 10 25 25, 2000 Hamburg 1, innerhalb von 10 Tagen widerrufen. Rechtzeitiges Absenden genügt. Ich bestätige dies mit meiner zweiten Unterschrift.

2. Unterschrift (bitte nicht vergessen)

86612 F1/O

Auslandspreise z. Zt.: Schweiz: Fr. 6,50 statt Fr. 7,50 Einzelpreis.
Österreich: S 45,- statt S 55,- Einzelpreis; sonstiges Ausland: DM 6,50 zuzüglich Porto.

Ihre Vorteile, wenn Sie SAISON jetzt im Abonnement bestellen:

- Sie zahlen derzeit nur DM 6,50 je Heft (statt DM 7,50 Einzelpreis).
- Sie können kein Heft versäumen – Lieferung sofort nach Erscheinen.
- Frei-Haus-Lieferung, Zustellung und Verpackung sind bereits im günstigen Preis enthalten.
- Sie können die Bestellung durch Absenden einer kurzen Mitteilung an den SAISON Leser-Service, Postfach 10 25 25, 2000 Hamburg 1, innerhalb von 10 Tagen widerrufen. Rechtzeitiges Absenden genügt.

ge, die Geldwäscherei zu stoppen. Seit 1970 müssen Geldinstitute alle Bareinzahlungen über 10 000 Dollar den Finanzbehörden melden. Und seit dem 25. April 1990 kann die US-Regierung jede Bank schließen, der eine Beteiligung an Geldwäschereien nachgewiesen wird. Kurz zuvor hatte das Washingtoner Justizministerium Bankkonten mit Guthaben in Höhe von 400 Millionen Dollar einfrieren lassen; 173 Kreditinstitute wurden aufgefordert, mehr als 750 Konten offenzulegen. Und etwa zur gleichen Zeit hatten USA-Fahnder nach zweijähriger Observation die „Operation Polar Cap“ abgeschlossen: 130 der Geldwäsche im Auftrag kolumbianischer Kokain-Barone verdächtige Personen wurden verhaftet, mehr als 100 Millionen Dollar in bar oder anderen Werten beschlagnahmt. Außerdem wurde das Bankgeheimnis im einstigen Geldwäscher-Paradies Panama aufgehoben – ein Nebeneffekt auch der US-Invasion vom Dezember 1989: General Manuel Noriega, der einstige starke Mann des Kanal-Staats, steht wegen seiner Rauschgift-Geschäfte in den USA vor Gericht.

Europäische Staaten zögern, dem politisch wie rechtlich rabiaten Beispiel der USA zu folgen; die 1990 knapp sechs Milliarden Dollar für den „Drogen-Krieg“ ausgeben wollen. Im Sog der Sucht drohen nicht nur gesundheitliche und wirtschaftliche, sondern auch verfassungsrechtliche Grundsätze unterzugehen – vom Datenschutz (Bankgeheimnis) über das Strafrecht (Umkehrung der Beweislast) bis zum Recht auf Eigentum („Vermögensstrafe“; siehe Seite 152).

In der Flut der illegalen Gelder und unter dem politischen Druck der USA gehen freilich die Bedenken unter. Bei einer Drogen-Konferenz im Jahr 1988, zu der die Vereinten Nationen nach Wien geladen hatten, unterzeichneten 89 Länder ein Abkommen, wonach der Geldwäsche verdächtige Personen wie bei Kapitalverbrechen ausgeliefert werden können.

Unter Druck geraten ist vor allem ein Land, das bis vor kurzem wegen seines Bankgeheimnisses begehrter Fluchtort für schmutziges Geld war: „Die Schweiz wäscht weißer“ lautet der Titel eines Buchs des sozialdemokratischen Nationalrats Jean Ziegler aus Genf. Seine Heimat sei „zur Hauptdrehscheibe der Geldwäscherei geworden, der Rückschleusung von Todesdollars in den allgemeinen Wirtschaftskreislauf“.

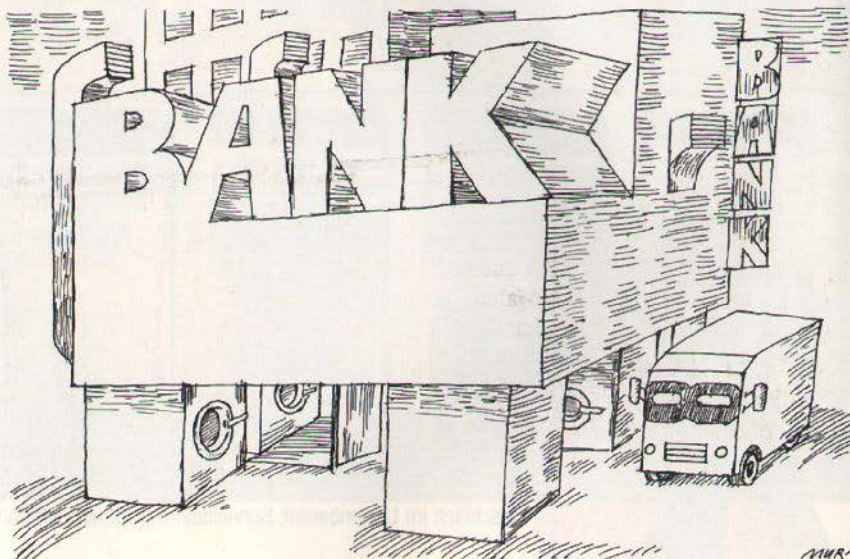
Immerhin hat die eidgenössische Polizei im Juli 1988 die libanesischen Brüder Barkev und Jean Magharian verhaftet, die seitdem in Untersuchungshaft sitzen: Sie haben Gelder in Höhe von gut einer Milliarde Dollar auf Schweizer Konten eingezahlt,

von denen nach einem offiziellen Bericht 36 Millionen Dollar „bewiesenermaßen ... aus dem Kokainhandel einer kolumbianischen Bande stammten“. Und Bern hat, immerhin, Gesetze erlassen und internationale Abkommen geschlossen, die das Bankgeheimnis bei Verdacht auf Geldwäsche außer Kraft setzen. „Bestraft werden“, kritisiert Ziegler, „nur Bankiers oder Bankangestellte, die vorsätzlich dangehen, die Milliarden des Todes zu waschen.“ Aber „auf der ganzen Welt wird es wohl keinen Bankier geben, der so dumm ist, eine solche Absicht öffentlich zu bekunden“.

Gesetzliche Maßnahmen gegen Drogengelder sind in der Bundesrepublik erst geplant: Hier ist die Geldwäsche – anders als etwa in Luxemburg, Italien und Großbritannien – nach geltendem Recht nicht

Wolfgang Schäuble ausdrückte, „einer Pflicht zur Identifizierung von Barzahlern“ nachkommen. Umstritten ist noch, ob die Finanzinstitute auch bei anderweitigem Verdacht auf Geldwäschereien nur „berechtiget“ oder aber „verpflichtet“ sein sollen, dies den zuständigen Behörden unverzüglich zu melden. Doch schon erheben Lobbyisten des Kreditwesens und der Rechtsanwälte Einspruch: Sie wollen keine „Hilfssheriffs“ im Kampf gegen die internationale Drogen-Mafia werden.

Ohne Tips und Hilfen aus der jeweiligen Szene – Straße wie Bank – wird es wohl kaum gehen, wird die Offensive gegen die Sucht im Morast aus Egoismus, Bürokratie und Korruption steckenbleiben. Denn Geld ist Macht, und mit den gigantischen Gewinnen wuchs auch die Macht der alt-

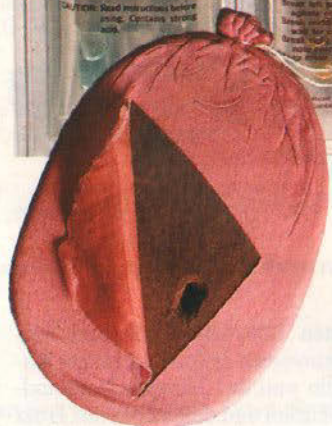
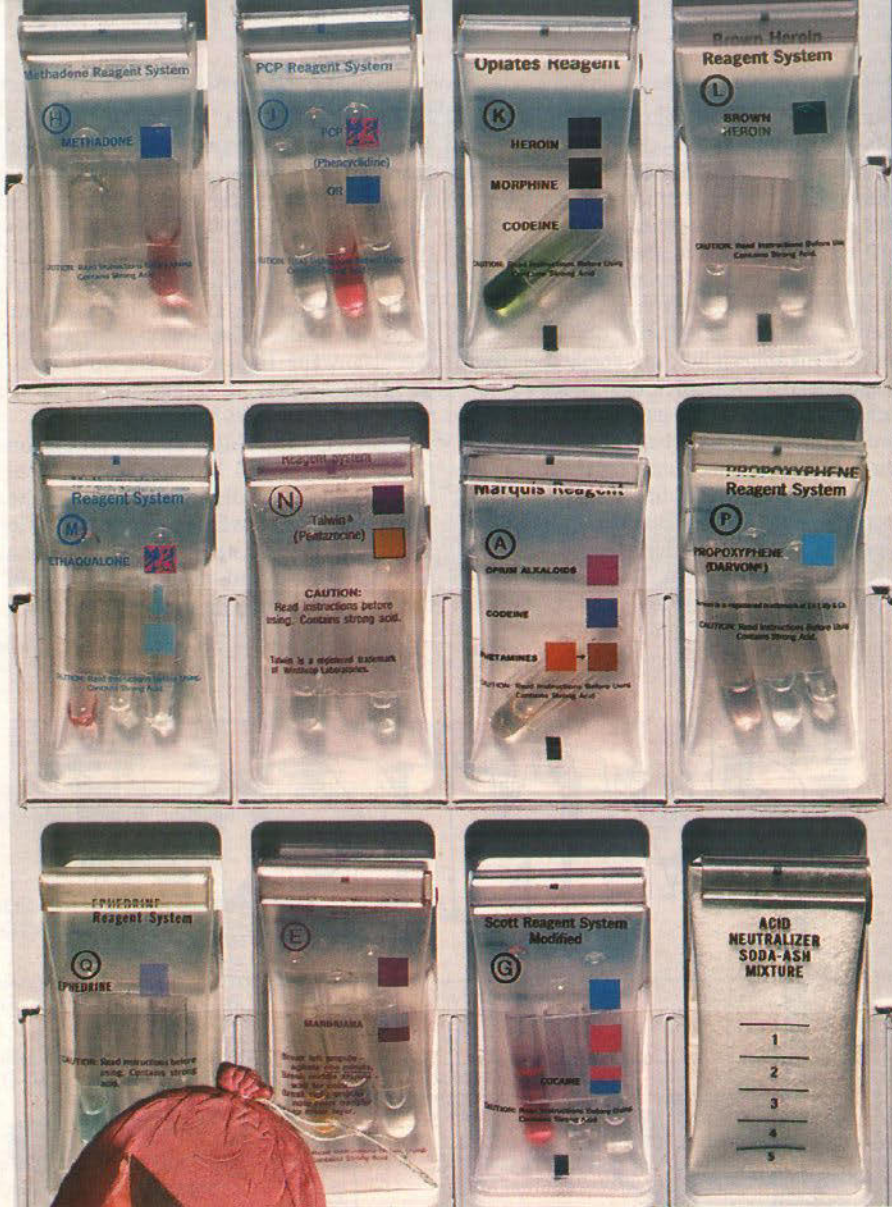


strafbar. Dabei gibt es seit langem Hinweise, daß die starke D-Mark für Geldwäscher eine beliebte Anlagewährung ist. „Wir wissen“, sagt Hermann Lutz, Vorsitzender der Gewerkschaft der Polizei, „daß ein Großteil der Geldwäsche auch in der Bundesrepublik erfolgt.“

Dennoch kündigte die Bundesregierung erst im April 1990 Pläne zur Einführung des Straftatbestands „Geldwäsche“ an. Und während amerikanische Fachleute das meldepflichtige Limit für Bareinzahlungen an US-Bankschaltern von 10 000 Dollar heute schon für zu hoch halten, will Bonn künftig erst bei rund sechsmal höheren Beträgen zu kontrollieren beginnen: Von 100 000 Mark an sollen Banken und Sparkassen, wie sich Bundesinnenminister

eingessenen italo-amerikanischen Mafiosi, der neureichen kolumbianischen Kokain-Kartelle und der Heroin-Großhändler aus der Türkei und dem Libanon: Trotz Kriegserklärung der US-Regierung macht die Drogen-Branche gute Geschäfte.

Ob die neue Fahndungsfront am Bankschalter den Fluß der Drogengelder unterbrechen kann, ist fraglich. Wo viel Geld schnell verdient werden kann, wird es immer willige Strohmänner – Rechtsanwälte, Bankiers, Goldhändler – geben, die den Waschgängen mit Deckung und eigenen Konten assistieren. Ex-Staatsanwalt Paolo Bernasconi, der in der Schweiz die entsprechenden Gesetze formuliert hat, gibt sich keinen Illusionen hin. Die Geldwäsche, meint er, „wird nur schwieriger“. □



Haschisch im Leinenbeutel; Schnelltest-Set für Drogenfahnder

VON HANNE TÜGEL; FOTOS: WOLFGANG VOLZ

Seinen Gästen gestattet Dr. X schon mal einen Blick in seinen Musterkoffer. Er zeigt ihnen Pülverchen in allen Braunschattierungen, von Zimt bis Kakao, und in Körnungen von feinsandig bis bröckelig. Die groben nennt er beispielsweise „Hongkong Rocks“. Er hat auch „Blockware“, die sich zu beliebigen Formen pressen läßt, zum Buchdeckel oder zum Brillengestell. Der Name der Substanz: Heroin.

Den Schwarzmarktwert des kiloschweren Koffers verrät der Chemiker vom Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden nicht – „da sind wir hier ganz realitätsfern“. Doch der Inhalt des Gepäckstücks

hat noch mehr Konkretes zu bieten: Libanon-Haschisch, originalverpackt im Leinenbeutel mit dem Stempel „very good“; „Schwarzer Afghan“, genarbt wie schweres Leder; braunes Haschischöl und trockene Cannabisblätter; Roh-Opium, in Form einer Riesenbulette; Kokain so weiß wie Schnee; gelbliches Crack und südamerikanische Teebeutel mit der Aufschrift „Mate de Coca“. Und Halluzinogene: getrocknete Psilocybe-Pilze, Meskalin, LSD-Trips im Dutzend, als kleine bunte Tabletten oder auf Mickymaus-Papier geträufelt – zum Aufessen.

Dicht gedrängt daneben stehen schlichte Fläschchen mit Kürzeln wie MDA, MDMA, MDE.

„Synthetische Suchtstoffe der zweiten Generation“, sagen die Experten, wenn sie den schicken Beiklang von „Design“ vermeiden wollen. Doch gerade der populäre Begriff „Designer-Drogen“ macht

Die Teufel im Detail

Millionenschwere Säcken stapeln sich in den Labors des Bundeskriminalamtes. Dort zerlegen Chemiker berauschende Substanzen und versuchen, aus bestimmten molekularen Details Ursprungsorte herauszulesen. Doch die Akribie der Beamten zahlt sich nicht immer aus: etwa wenn illegale Kollagen mit einfachen chemischen Tricks neuartige »Designer-Drogen« synthetisieren



30 Kilo Kokain vom letzten Coup der Fahnder warten auf die Spezialisten

deutlich, was den Wiesbadener Chemikern starkes Kopfzerbrechen bereitet: Viele ihrer – illegalen – Kollegen verstehen sich darauf, das Design verbotener Wirkstoffe zu verändern und immer wieder neue Substanzen zusammenzubrauen, die noch keiner der Beamten in der Analyseschale liegen hatte. Seit einiger Zeit müssen sich die Fachleute mit Molekül-Bastlern herumplagen, die ihnen immer einen Schritt voraus sind. Als hätte die „KT 2“, die Fachgruppe Chemie der Abteilung Kriminaltechnik, mit den klassischen Drogen nicht genug zu tun.

In KT 2 häufen sich Rauschgifte vom letzten Coup in Übersee und vom gestrigen Deal um die Ecke. Hier analysieren Maschinen winzige Moleküle. Hier wird millionenschwere Schmuggelware den Ursprungsländern zugeordnet. Hier holen sich Fahnder heiße Tips und Richter harte Fakten.

Ein ganz gewöhnlicher Arbeitsplatz für Chemiker, die KT 2: Endlosflure, Zwischentüren, rechnergesteuerte Gerätschaften, weiße Kachelwände, Abzugshauben, Chloroform und Methanol im Regal. Das Ungewöhnliche offenbart sich erst auf den zweiten Blick. Etwa dann, wenn die Laborantin am Feierabend – pünktlich um vier – das Kokain in den Schrank sperrt. Wenn neben Kantinenspeisekarte und Kegelplan Diagramme verschiedener Heroinqualitäten an der Wand hängen. Oder wenn die Wissenschaftler wie Dr. X lieber anonym bleiben wollen, weil sie Racheaktionen von Überführten nicht ausschließen können.

Ein relativ schlecht bezahlter Arbeitsplatz, die KT 2. In der Industrie würde ein promovierter Chemiker wohl einiges mehr verdienen. Als illegaler Drogen-Designer könnte er es gar mit seinen Synthesekenntnissen ganz schnell zum Mil-

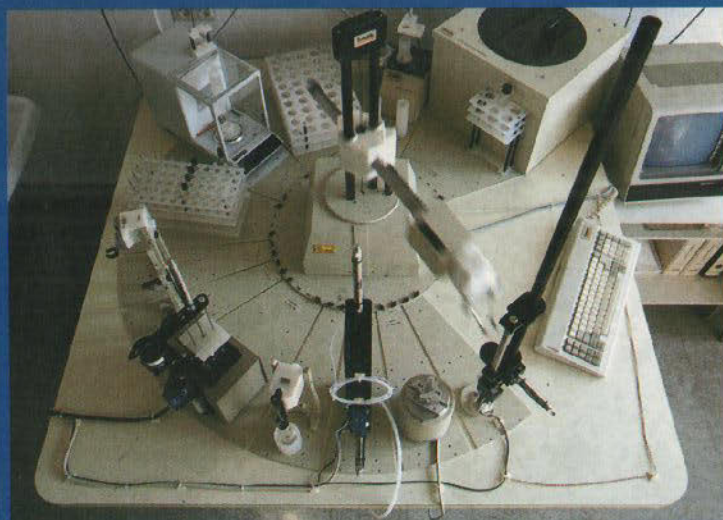
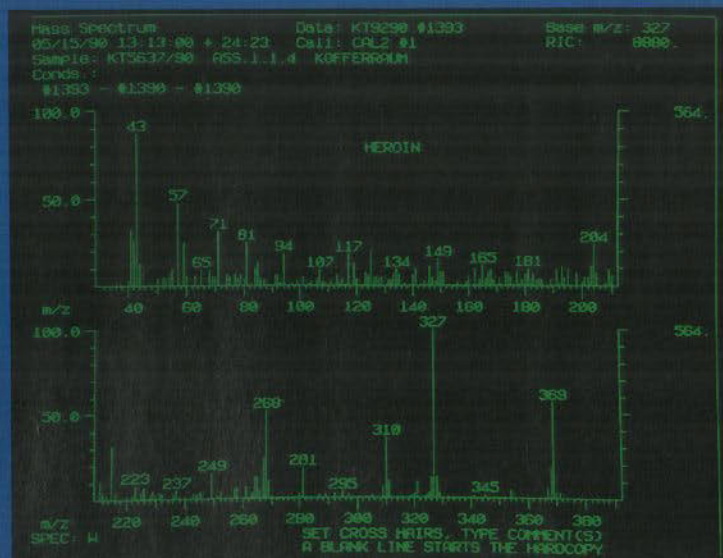
lionär bringen – falls ihm nicht durch die schlecht bezahlten Wissenschaftler vorzeitig das Handwerk gelegt wird. Die BKA-Experten schreiben Gutachten, unterrichten Ermittlungsbeamte und brauen „Stoff“ zusammen – für Schulungszwecke und als Vergleichssubstanzen im Labor.

Reizt es da nicht, selber mal zu probieren? Dr. X schüttelt den Kopf. Zum Inhalt des Koffers, versichert er, habe er ein ähnlich leidenschaftsloses Verhältnis „wie der Bankkassierer zu den Geldscheinen“.

Dem „Milieu“ begegnen die Kriminaltechniker nur bei ihren kurzen Auftritten vor Gericht, wo sie minuziös Sachverhalte vortragen wie: Das analysierte Asservat wog netto 9,21 Gramm, enthielt 26 Gewichtsprozent des Wirkstoffs Diacetylmorphin als Base und als weitere Bestandteile etwa 0,6 Prozent 0-6-Monoacetylmorphin, 0,1 Prozent Morphin, 1,9

Präzise Automaten entlarven schmutzige Proben

War Heroin im Kofferraum? Die genaueste Antwort liefert das Massenspektrometer, gefüttert mit dem Extrakt einiger Krümel Dreck aus dem verdächtigen Fahrzeug. Die Präparation der Proben, eine gleichförmige Vorarbeit, erledigt ein Roboter. Das Ergebnis ist eindeutig: Auf dem Monitor erscheint das typische Muster für Heroin. Jeder »peak« symbolisiert einen Bestandteil des Moleküls



Prozent Acetylcodein sowie nicht näher bestimmte Anteile Papaverin, Narcotin und Acetylthebaol. Bevor der Richter sein Urteil verkündet, brütet der Gutachter von KT 2 schon über dem nächsten Fall: Handelt es sich bei dem verdächtigen Pulver vielleicht nur um Trockenmilch oder Kartoffelmehl? Alles schon dagewesen. Vermeintliches Haschisch entpuppte sich als Henna, Heroin als Kindertee.

Gängige Betäubungsmittel kann zwar jeder Streifenbeamte schnell identifizieren. Ein paar Tröpfchen aus den modernen Test-Kits mit der Probe versetzt, ent-

larvt Heroin durch violette Farbe, Amphetamine erscheinen orange-braun, Kokain leuchtet zweifarbig pink/türkis. Aber vor Gericht gilt der Schnelltest nichts. Dort zählen nur gründliche Laboruntersuchungen.

Ein Kollege von der Spurensicherung bringt einen Hauch rauher Wirklichkeit ins Labor. Zwei Tage lang hat er auf der Suche nach Schmuggelverstecken ein Auto zerlegt, in dem möglicherweise Heroin transportiert wurde. Sein Interesse gilt „zwei sackähnlichen Tüchern“ aus dem Wagen und einem „bauartbedingten Hohlraum“. Die Stofflappen und sogar Dreck aus dem Hohlraum könnten einmal eine Anklage stützen – wenn sich an ihnen Heroin nachweisen läßt.

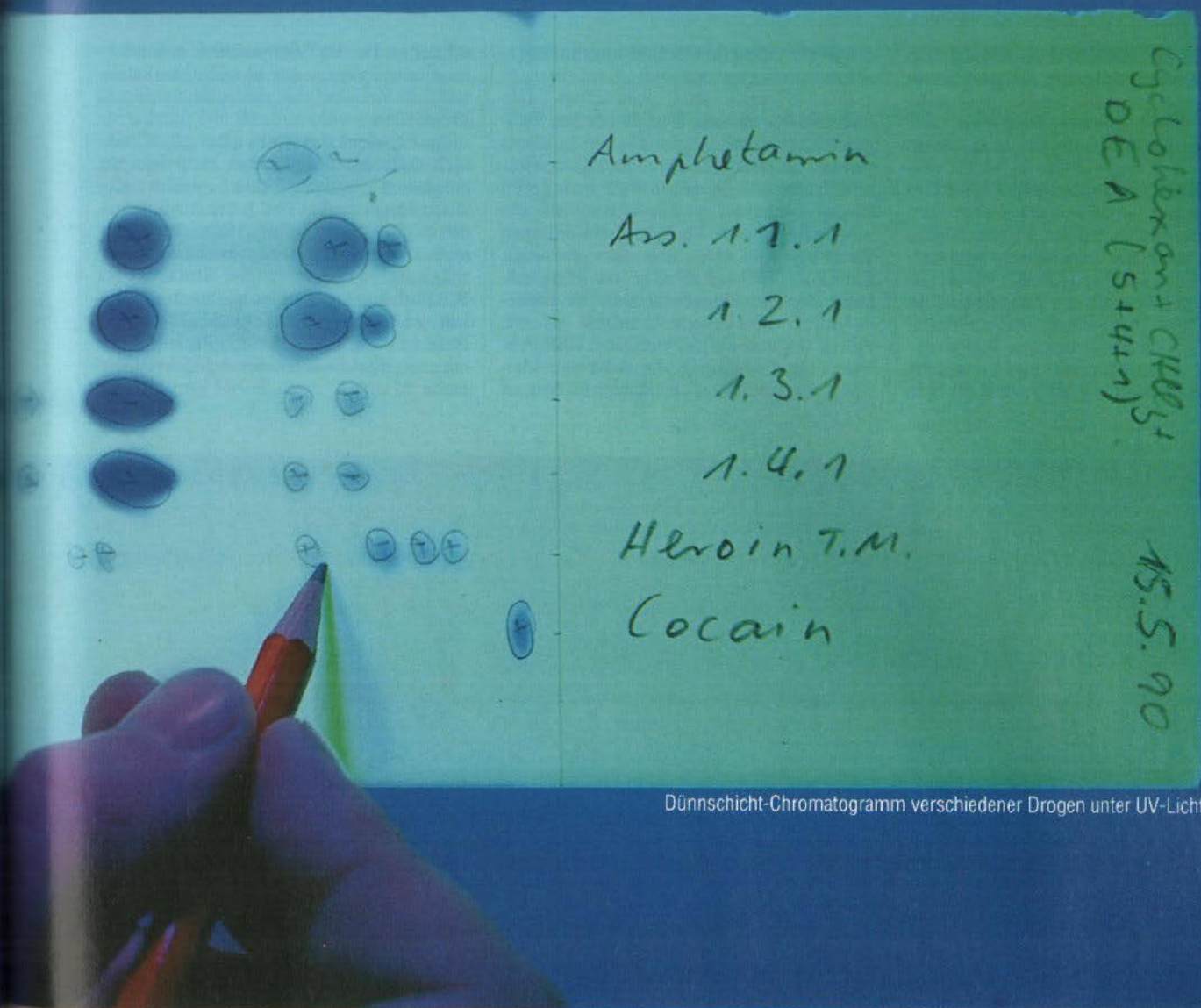
Zunächst versetzen die Chemiker ihre Analyseproben mit Lösungsmitteln, um dann mit verschiedenen Verfahren deren Inhaltsstoffe optisch sichtbar zu machen.

● Bei der Infrarot-Spektroskopie dauert es nur Minuten, die Probe in Plättchen zu pressen und Licht hindurchzuschicken. Jeder Stoff absorbiert das Infrarot-Licht unterschiedlich. Das Gerät übersetzt diese Signale in eine typische Kurve, der die Experten im Idealfall auf einen Blick einen bestimmten Wirkstoff zuordnen können.

● Während der Dünnschicht-Chromatographie verteilt sich die Probe auf einer speziell beschichteten Glasplatte. Farb-reagenzien lassen anschließend, Aquarellbildern ähnlich, surrealistisch-bunte Punktemuster entstehen. Jeder der verschwommenen Punkte verrät den Fachleuten eine bestimmte Substanz.

● Wenn es kompliziert wird und genaue Mengenbestimmungen nötig sind, verlassen sich die Chemiker auf ihre Gaschromatographen. Diese Analysegeräte verdampfen das Material bei hoher Temperatur. Spezielle Detektoren registrieren





Dünnschicht-Chromatogramm verschiedener Drogen unter UV-Licht

dann die einzelnen Komponenten des gasförmigen Gemisches, und Aufzeichnungsgeräte übertragen die chemische Information als Kurven auf lange Papierstreifen. Die Gipfel des Datengebirges – die „peaks“ – repräsentieren die Inhaltsstoffe und deren Konzentration.

● Unbekannten „peaks“ spüren die Chemiker mit dem Massenspektrometer nach. Das Gerät erstellt ein charakteristisches „Strichdiagramm“, mit dem sich per Katalog die Substanz ausfindig machen läßt.

Doch kriminalistische Glanzleistungen, wie sie mitunter der Spurensicherung des Morddezernats gelingen, sind mit Spektroskop und Chromatograph nicht zu erzielen. BKA-Chemiker Dr. Y, der Heroin aus aller Welt vergleicht und nach feinsten Unterschieden sucht, bedauert: „Aus der Probe ablesen zu können, daß sie aus Pakistan stammt, aus

Peshawar im Norden des Landes – das hätte jeder gern. Aber davon sind wir noch sehr weit entfernt!“

Zwar lassen sich Proben aus Nahost mit dem Gaschromatographen inzwischen von denen aus dem „Goldenen Dreieck“ in Südostasien unterscheiden – sie enthalten jeweils typische Fremdstoffe. Aber die Wissenschaftler wollen mehr: die sechs großen Heroinregionen auseinanderhalten und den Ursprungsort einkreisen. Deshalb schlüsseln BKA-Forscher akribisch auf, welchen Proben Apfelsäure, Coffein, Magnesiumchlorid, Nicotinamid oder Citronensäure beigemischt ist. Mitunter gelingt es den Großhändlern, die Fahnder noch zu verblüffen – etwa mit Heroin-Zement-Mischungen im Verhältnis 50 zu 50. „Man hätte“, sagt der Analytiker nicht ohne Respekt, „den Stoff sogar vermauern und später wieder herauslösen können.“

Klassische Rauschgifte und deren Verbreitung sind eine alte BKA-Spezialität. Doch was taugen Grenzkontrollen, Zollfahndung und die Analysen von Dr. Y, wenn skrupellose Produzenten ihre Labors im Hobbykeller nebenan einrichten: Der Kampf gegen Designer-Drogen erfordert neuartige Konzepte.

Professor Karl-Artur Kovar, Spezialist für Wirkungen und Mißbrauch von Designer-Drogen an der Universität Tübingen, hält einen Crash-Kurs für Polizisten. Die Beamten vom Spezialdezernat „Sydro“ – Synthetische Drogen – beim Landeskriminalamt (LKA) in Stuttgart lernen das chemische Einmaleins. Der Wissenschaftler bastelt für sie Moleküle. In den Gebilden symbolisieren bunte Kugeln, von Holzstäbchen zusammengehalten, chemische Elemente: Kohlenstoff (C) ist schwarz, Wasserstoff (H) weiß, Sauerstoff (O) rot. Die dreidimensiona-

len Konstrukte, die Kovar entstehen läßt, sind Strukturmodelle für Drogen. Eine CH_3 -Gruppe – drei weiße und eine schwarze Kugel – herausgenommen, CH_2 eingebaut, die CH_3 -Gruppe wieder drangesetzt, schon ist MDMA in MDE verwandelt oder, im Jargon der Drogen-Designer, „Adam“ zu „Eve“ geworden.

Beide Substanzen sind Abkömmlinge des legendären Muntermachers Amphetamin (siehe Kasten). „Adam“ ist bereits verboten, ihn kennen die Ermittler schon länger. „Eve“ haben kriminelle Chemiker erst kürzlich aus Adams Rippe geschnitten. Die Beamten hatten bislang noch nicht einmal die Zeit, den Stoff in

die Verbotsliste des Betäubungsmittelgesetzes aufzunehmen.

Die Dämme sind gebrochen. Die Fahnder können die Flut der neuen Drogen nicht aufhalten, sie können nur reagieren. Durch raffiniertes Design entstehen Präparate, die oft in weit geringeren Konzentrationen wirksam sind als die klassischen, aus Pflanzen extrahierten Rauschgifte. Carfantanyl zum Beispiel: Es wirkt 7500mal stärker als Morphin. Den Variationsmöglichkeiten im Molekül-Lotto sind kaum Grenzen gesetzt. Allein bei den Fentanylen sind 1000 Abwandlungen denkbar. So wird der Versuch, immer neue Stoffnamen immer

schneller in die Verbotsliste aufzunehmen, zur Farce – der illegale Markt unterläuft Verbote mit minimal variierten Molekülen.

Im Prinzip könnte etwa bei „Eve“ einfach statt der Ethyl- eine Propylgruppe eingesetzt werden. „Aber“, erklärt Kovar, „im speziellen Fall hätte die entstandene Substanz keine Rauschwirkung mehr.“ Denn die Rezeptoren im Gehirn reagieren nur, wenn die Struktur der Wirksubstanz genau in sie hineinpaßt – wie ein Schlüssel ins Schloß. „Wenn der Bart, in diesem Fall die Propylgruppe, zu lang ist, funktioniert der Schlüssel nicht mehr.“



Für Haschisch-Säckchen genügt meist die Nase; »Designer-

Drogen« sind trotz High-tech oft schwer zu erkennen

**Wo auch
Experten vor einem
Rätsel stehen**

Kovars Schüler, die Polizisten, pauken nicht nur Theorie. In der Hexenküchen-Praxis eines Labors synthetisieren sie Modellstoffe. Die Beamten lernen dort auch, am Tatort „die Kühlung nicht vor dem Rührgerät abzustellen“ – es könnte explosive Folgen haben.

Die Mahnung scheint zu fruchten. In den letzten fünf Jahren sind über 190 illegale Labors auf-, aber nicht in die Luft geflogen. Dennoch floriert das geheime Geschäft. „Intelligenztäter“, wie sie im BKA-Jargon heißen, sind schwer aufzuspüren, weil sie sich im Chemikaliengroßhandel legal mit billigen Grundstoffen für den Eigenbau ihrer Moleküle eindecken können.

„Rezepte gibt es für ein paar Gulden in Amsterdam“, sagt Klaus Mellenthin, der Chef der Drogenfahnder im LKA Stuttgart. Säuberlich gedruckte Broschüren finden seine Beamten in improvisierten Drogenküchen, wo zwischen Gewürzbord und Bratpfannen Chemikalien in der Retorte köcheln. „How to make the very powerful DMT in your kitchen“ heißt etwa die Anleitung, in der das niederländische „Underground Chemists Syndicate“ die Synthese des euphorisierenden Halluzinogens DMT verrät – so detailliert wie ein Tortenrezept. 27 Verfahrensschritte mit Grafiken auf vier Seiten. Man nehme 1 Liter Flüssigkeit A, 1,5

Liter Äther, 195 Gramm vier verschiedener Feststoffe, dazu allerhand Gerät: Erlenmeyerkolben, Standzylinder, Trichter, Vakuumpumpe, Gläser, Gummipfropfen, Gummischläuche und Röhren...

Im Prinzip arbeiten die Forscher in der Pharmaindustrie und Untergrund-Chemiker mit denselben Vorstellungen an den gleichen Rohstoffen: Auch sie wollen bestimmte Wirkungen bekannter Stammsubstanzen verstärken, andere unterdrücken. Den einen geht es beispielsweise darum, schmerzstillende Faktoren zu intensivieren, die anderen interessieren sich für die euphorisierenden Komponenten.

Amphetamine

Die Leitsubstanz der größten Gruppe synthetischer Drogen wurde 1887 erstmals im Reagenzglas hergestellt: Amphetamin. „Legale“ Molekülabwandlungen finden sich in Appetitzüglern und Psycho-Stimulanzien. Amphetamin wie auch sein erster Abkömmling Methamphetamin, als „Crystal“ oder „Speed“ auf dem Schwarzmarkt gehandelt, wirken leistungssteigernd und euphorisierend. Da sie Hungergefühl und Schlafbedürfnis dämpfen, führen sie schnell zu körperlichem Verfall. Weitere Nebenwirkungen: erhöhter Blutdruck (Herzversagen ist eine häufige Todesursache nach Überdosierung), Unruhe, Bewußtseinsstörungen bis zu schizophrenieähnlichen paranoiden Zuständen bei Dauerkonsum. Die Gefahr der psychischen Abhängigkeit ist groß, da nach dem Rausch Erschöpfungsgefühle und depressive Verstimmungen auftreten.

Durch Veränderungen im Molekül haben illegale Labors eine Reihe sogenannter Designer-Drogen synthetisiert, die die halluzinogene Wirkung verstärken. Methoxy-Amphetamine, wie DOB und DOM, entstanden vor etwa 20 Jahren.

Dauerkonsumenten finden nur schwer aus der Persönlichkeitsspaltung heraus. Die Verbindungen sind – wie LSD – auch als „Papiertrips“ in Umlauf.

Eine weitere Gruppe dieser Designer-Drogen sind die Methylenedioxy-Amphetamine: Zum Beispiel Rauschmittel wie MDA oder MDMA. Das schon 1912 entstandene MDMA tauchte als „Ecstasy“, „XTC“, „Adam“ auf dem Markt auf. Das strukturell eng verwandte „Eve“ oder MDE wurde erst 1980 synthetisiert und ist bisher noch „legal“.

MDA weist sowohl halluzinogene wie auch stimulierende Wirkung auf. Dagegen äußert sich der Molekülbau von MDMA in einem fast völligen Verlust der halluzinogenen Wirkung, bei gleichzeitiger Intensivierung der Gefühlswelt. Da MDMA das „In-sich-Hineinversenken“ fördert, setzen Psychotherapeuten es in den USA mit Erfolg ein. Es besteht jedoch die Gefahr von Panikreaktionen und Herzstillstand.

Der neue Amphetamin-Abkömmling „ICE“ beginnt, Nordamerika zu überfluten. „Vorteil“: Er soll bis zu 24 Stunden euphorisieren. Dann folgen Depressionen, Krämpfe und Verfolgungswahn.

Synthetische Drogen: neuartige Gefahren aus illegalen Labors

Phencyclidine

Insider warnen besonders vor Drogen, die viele Namen haben. Denn dabei handelt es sich häufig um altbekannte Substanzen mit hoher Giftigkeit. Paradebeispiel ist das Phencyclidin (PCP). „Angel dust“, „Affentranquillizer“, „Unkrautvertilger“ oder „Raketenbrennstoff“ sind nur einige der Bezeichnungen für das schon 1926 synthetisierte Narkosemittel, das 1967 als billige „slum drug“ in den USA auftauchte. Zehn Jahre später wurde sie dort generell verboten, worauf Untergrundchemiker die Stammsubstanz in Designer-Drogen wie PCM, TCP und PCE umwandelten.

Heute existieren mehr als 30 Phencyclidine: „Gesellschaftsdrogen“, die meist geraucht werden. Sie lassen akustische Halluzinationen erleben, verzerren Raum und Tiefe und steigern das Selbstwertgefühl. Aber sie können auch Aggression, Depression und Wahnvorstellungen auslösen. Echoeffekte („flash backs“) und Horrortrips können „Ex-User“ noch ein Jahr nach der Einnahme quälen.

Tryptamine

Die körpereigene Substanz Tryptamin gleicht dem Nervenbotenstoff Serotonin. Ähnliche Verbindungen produzieren auch Pflanzen. So enthält der Teonanacatl-Pilz die klassischen Rauschgifte Psilocybin und Psilocin. LSD zählt ebenfalls zur Tryptamin-Gruppe.

Als erste vollsynthetische „Designer-Drogen“ dieser Stoffklasse gelten DMT und DET, die bereits unter das BtMG fallen. Tryptamine bewirken einen Wechsel zwischen Euphorie und bedrückter, gereizter Stimmung, intensive farbige Halluzinationen, visuelle Verzerrungen, Selbstüberschätzung und Desorientiertheit. Der Rausch kann sehr schnell in Panikreaktionen umschlagen.

Fentanyl

Fentanyl, ein starkes Schmerzmittel, ist wegen seiner kurzen Wirkzeit in der Drogenszene nicht sehr beliebt. Doch die aus der Stammsubstanz konstruierten Produkte sind hochwirksame Drogen: Bis heute unbekannte „Hobbychemiker“ hatten herausgefunden, daß durch leichte Veränderungen im Fentanyl-Molekül neue Drogen entstehen, die ähnlich wie Heroin wirken. Bislang gelangten 32 Derivate auf den illegalen Markt; an die 1000 Variationen sind theoretisch möglich. Unter das Betäubungsmittelgesetz (BtMG) fällt bisher nur die Stammsubstanz und zwei Abkömmlinge.

Fentanyl werden geschnupft oder gespritzt. Sie besitzen neben der – das Morphin meist weit übertreffenden – schmerzstillenden auch eine euphorisierende Komponente. Die Wirkung und Giftigkeit der neuen Derivate testen die Konsumenten quasi als zahlende Versuchskaninchen. Die ersten Substanzen dieser Gruppe, die Methyl-Fentanyl, werden als „China White“ oder „Persian White“ angeboten – Namen, die dem „User“ suggerieren sollen, er habe es mit Heroin zu tun. Das macht die „Designer-Opiate“ besonders gefährlich: Sie können schon bei viel niedrigerer Dosis zu Atemlähmung führen. Wie viele „Herointote“ auf das Konto der Fentanyls gehen, ist unbekannt.

Prodine

Die Prodine stammen vom stark wirksamen Schmerzmittel Pethidin ab. In Designer-Labors entstanden daraus die Substanzen MPPP und PEPAOP. Beide Verbindungen sind nicht im BtMG aufgeführt; sie werden in den USA als synthetisches Heroin gehandelt.

Wesentlich gefährlicher als diese Stoffe sind die Synthese-Nebenprodukte MPTP und PEPTP: Sie greifen im Mittelhirn bestimmte Zentren an – sogenannte dopaminerge Neurone in der Substantia nigra – und lösen damit das Krankheitsbild des Parkinsonismus (Schüttellähmung) aus.



In unschuldigen Bildchen lauern gefährliche Verführer

Beispiele für kriminelle Phantasie: Die briefmarkengroßen Blättchen mit den hübschen Motiven haben es in sich. Sie sind getränkt mit Halluzinogenen. Attrappen wie der sprichwörtliche doppelte Boden sollen Fahnder austricksen



ten und für das, was im Körper den „Kick“ oder „Flash“ erzeugt.

Designer-Drogen, in Gelatinekapseln verpackt wie Grippemittel, lassen Maßstäbe zwischen Rauschgift und gesellschaftlich toleriertem Medikament verschwimmen. MDMA beispielsweise, als Arzneimittel verboten, erzeugt Hochstimmung und steigert das Problembewußtsein. Teenager schlucken es als „Partydroge“. Unkontrollierter Dauergebrauch kann allerdings zu Störungen im Nervensystem führen. Manche Psychologen plädieren dennoch dafür, es zumindest für wissenschaftliche und therapeutische Zwecke freizugeben. Andere synthetische Drogen, gefährlicher als Heroin, Meskalin oder Kokain, können paranoide Symptome, hemmungslose Aggression oder schwere Gehirnschäden hervorrufen.

Wie knifflig die Konfrontation mit einem „general unknown“, einer völlig unbekannten Substanz, ist, zeigt α -Methylfentanyl, das unter dem „klassischen“ Heroin-Markennamen „China White“ in den Handel kam. „Das erste Mal“, schildert ein Chemiker aus der amerikanischen Rauschgiftbehörde, „als man mir ‚China White‘ gab, damit ich es untersuche, dachte ich wirklich, ich sei ein Vollidiot in Sachen Chemie: Alles was ich jahrelang an der Universität gepaukt hatte, wurde mit einem Schlag über den Haufen geworfen. . . . Ich konnte vierzehn verschiedene Komponenten zählen, von denen ich aber mit Mühe und Not gerade drei identifizieren konnte. Der Rest: elf Bücher mit sieben Siegeln.“

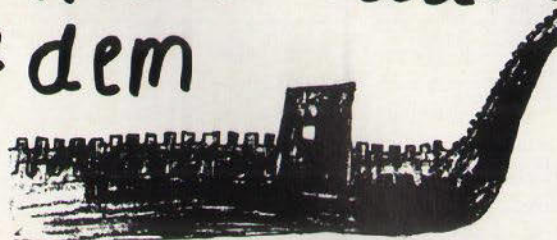
Die analytische Sisyphus-Arbeit scheint Dr. X im BKA nicht zu scheuen. Er findet seine Tätigkeit „anspruchsvoll und vielseitig“, auch dann, wenn der fatale Kreislauf wohl nie zu durchbrechen sein wird: Neue Rauschdrogen zwingen die Toxikologen in den Labors der Kriminalämter zu Überstunden. Neue Verbote fordern die Untergrundchemiker zu noch mehr Nachtschichten heraus. Wieder neue Drogen liefern Nachschub für den Musterkoffer von Dr. X.

Die Illegalen rüsten weiter auf. Schüler und Studenten mit guten Chemiekenntnissen in „Waschküchenlabors“, Chemotechniker, Apotheker und Ärzte haben den schnellen Nebenverdienst entdeckt. Sogar Chemie-Unternehmen mischen mit: Als die Staatsanwälte die Firma Imhausen im badischen Lahr wegen des Verdachts unter die Lupe nahmen, Libyen beim Bau einer Giftgas-Fabrik geholfen zu haben, entdeckten Fahnder eine MDMA-Produktion: 170 Kilogramm, ausreichend für 1,3 Millionen Tabletten mit einem Schwarzmarktwert von etwa 40 Millionen Mark. □

Die Hamburger Journalistin **Hanne Tügel** ist Preisträgerin des internationalen Publizistik-Wettbewerbs 1989 in Klagenfurt. **Wolfgang Volz** gehört der Hamburger Fotografen-Vereinigung Bilderberg an.



Wenn die Menschen
die Pyramiden und
die Chinesische Mauer bauen
können und auf dem
Mond landen



warum können wir dann
nichts dagegen tun daß



Kinder unnötig
sterben müssen

Wir können! Auch Sie können es. Wenn Sie UNICEF unterstützen. UNICEF hat sich einer einzigen Aufgabe verschrieben: den Kindern dieser Welt zu helfen.

Zum Beispiel durch flächendeckende Impfkampagnen gegen sechs tödliche Kinderkrankheiten. Oder durch die Verbreitung einer einfachen, aber wirksamen

Behandlungsmethode gegen Diarrhoe.

So kann UNICEF Jahr für Jahr Millionen von Kindern das Grundrecht garantieren, auf das alle Anspruch haben: das Recht auf Leben. Wenn Sie mithelfen:

Spendenkonto 300 000 bei allen Banken, Sparkassen und beim Postgiroamt Köln.

Kinder haben Rechte.



Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen

DIESER ANZEIGENRAUM
WURDE KOSTENLOS ZUR
VERFÜGUNG GESTELLT.

Ein kleiner Flecken Grün, umstellt von Glaspalästen, ist das neue Zentrum der Frankfurter Drogenszene. In der Gallusanlage geht der Stoff von Hand zu Hand, liegen Süchtige betäubt im Unrat und sehen Polizisten zur Seite, wenn Fixer mit der Spritze hantieren

Die Uhren in Frankfurt gehen anders. Das Tempo ist schneller. Amerikanisch, sagen manche. Vielleicht ist auch die Ehrlichkeit amerikanisch, mit der einem diese Stadt begegnet. Nichts wird versteckt, weder der Glanz noch das Elend. Frankfurt hat das höchste Haus Europas, und nirgends sonst kann man so tief fallen wie gerade hier.


Aus den Büschen der Gallusanlage holen sie alle paar Wochen einen Drogentoten. Diese 3000 Quadratmeter schmutzigen Grüns sind für die Fixer der Stadt Vorhof zur Hölle – und doch ist das Paradies nirgendwo näher. Denn hier gibt es immer Stoff und genügend Hände, die einem helfen, wenn die zitternde Nadel die Vene nicht mehr trifft. Oder wenn sich keine brauchbare Ader mehr findet, weil Arme und

Beine voller Abszesse sind.

In der Gallusanlage läuft nonstop ein Horrorfilm. Wer einmal mitspielt, hat kaum Chancen, jemals wieder auszuweichen. Hier leben alle im Krieg – mit Dealern, mit der Polizei, mit sich selbst. Der Kriegszustand schafft eine surreale Mischung aus Hektik und Apathie. Er scheint ein Gefühl der Verbundenheit zu erzeugen, das keine Worte braucht. Während die Kleindealer, darunter viele Türken und Afrikaner, mit unruhigen Augen und flinkem Gang hakenschlagend den Menschenschungel in der Anlage durchkreuzen, bewegen sich die Süchtigen in Zeitlupe, sobald sie ihren Schuß haben. Sie sehen dich an und sehen dich nicht.

Einen „Kick“, ein Hochgefühl, haben sie schon lange nicht mehr. Sie wollen sich nur noch „zumachen“ im steten Kampf gegen die Entzugserscheinungen. Reines Heroin ist kaum mehr auf dem Markt. Milchkpulver, Citronensäure oder andere Streckmittel sind heute fast immer in dem Zeug, das die Dealer mitbringen. Sie drücken den Heroingehalt auf unter zehn Prozent. Viele Fixer nehmen zusätzlich Schlaftabletten. Daher die Zeitlupe. Daher die Beine, die bei jedem Schritt nachzugeben drohen. Daher die schweren Mischvergiftungen, an denen die meisten der 80 Drogentoten im vergangenen Jahr gestorben sind.

Die Gallusanlage hat den Kaisersack gegen-



**Ein Pflaster für den
Spritzenabsatz, eine kurze Pause
im Café der Drogenberatung,
dann geht es für die Süchtigen wieder
um Geld und Stoff**

SO KURZ IM



HEROIN-SZENE

LEBEN, SO NAH AM TOD

über vom Hauptbahnhof als Zentrum des Elends abgelöst. Die Polizei hat die Fixer aus dem Blickfeld ankommender Reisender vertrieben, aber damit das Problem nur transplantiert. Jetzt breitet es sich wie ein Krebsgeschwür inmitten der glitzernden Bankenwelt aus, deren Türme die Gallusanlage säumen. Nur selten berühren sich die Welten, wenn bei Einbruch der Dunkelheit ein Herr in Grau auf dem Nachhauseweg ein Päckchen Kokain in seinen Aktenkoffer gleiten läßt. Aber das sind allenfalls Gelegenheitskunden. Die da oben lassen sich wohl ihre Stimulanzen direkt ins Haus liefern. Weit mehr verbindet der Stress die so unterschiedlichen Welten. Während die einen rastlos ihren Termingeschäften nachjagen, wird das Leben der anderen 365 Tage im Jahr von nichts, aber auch gar nichts anderem bestimmt als von der Jagd nach dem Stoff. 350 Mark am Tag muß ein Fixer im Durchschnitt aufbringen, nur um die Entzugsschmerzen niederzuhalten.

Auf der Gallusanlage arbeiten die „Checker“. Sie treiben ihren Dealern Kundschaft zu und be-

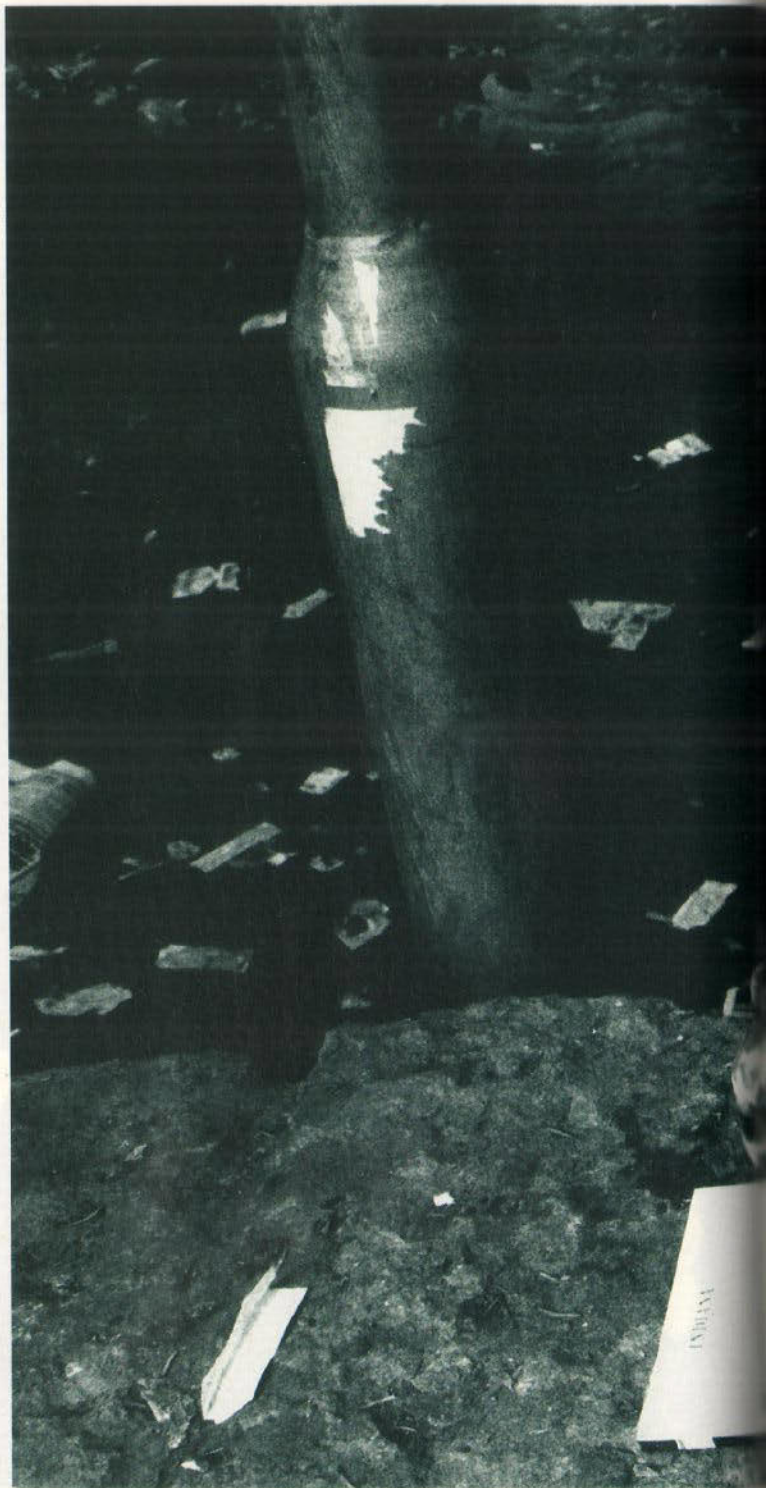
kommen als Vermittlungsgebühr selber einige Päckchen des begehrten Pulvers. Thorsten*, der seine rötlichen Haare zum Pferdeschwanz zusammengebunden hat, kann davon anscheinend ganz gut existieren. Sein Gesicht offenbart eine klassische Drogenkarriere. Mit 14 bekam er die erste Dosis Heroin von seiner Schwester. Jetzt ist er 25, und die Zähne fallen ihm aus. 17mal war er im Knast. Vor ein paar Wochen hat er dort erfahren, daß er HIV-positiv ist wie viele hier.

Abends kommen Drogenberater. Sie sammeln die gebrauchten Spritzen ein und geben neue aus. Aber nicht alle Junkies kümmern sich um den Zustand ihrer „Pumpen“. Sucht schlägt Aids-Angst.

Auf den Steinfliesen um das Kriegerdenkmal mit der Aufschrift „Den Opfern“ klebt altes Blut. Und überall liegen blutverschmierte Utensilien herum – Spritzen und Schutzhülsen und zerknüllte Papiertaschentücher. Hinter dem Denkmal, an der halbrunden Mauer, hat sich ein bizarrer Markt etabliert. Dort haben sich jene Fixer aufgestellt, die von „Dienstleistungen“ leben: Sie stellen Löffel, Feuerzeug und Spritzen sowie die Filter zur Verfügung, durch die das gelöste Rauschgift in die Spritze gezogen wird. Dafür bekommen sie die restlichen Krümel vom Löffel und die paar Tropfen, die in den Filtern hängenblei-

Hinter dem Kriegerdenkmal hat sich ein bizarrer Markt etabliert

* Die Namen der Heroinabhängigen wurden geändert. Red.





Utensilien-Service in der Gallusanlage. Der Preis für Löffel, Filter, Wasser und Ascorbinsäure: ein paar Tropfen Heroinlösung

ben. Sie setzen auf Wunsch auch den Schuß. Manchmal sucht einer zehn Minuten und länger bei seinem Kunden nach einer brauchbaren Vene. Dann verharren beider Körper in gespannter Haltung, als wäre das Ritual ein Ersatz für Sex, mit dem die meisten hier schon längst nichts mehr im Sinn haben.

Auch das Gemeinschaftsgefühl, das einmal unter „Usern“ üblich war, gehört der Vergangenheit an. Heute sorgt hier jeder nur noch für sich selbst, und die Szene wird von Tag zu Tag aggressiver. Keiner, der nicht sein Messer immer dabei hätte. Und doch sind die Junkies wehrlos, sobald sie ihren Schuß haben. Dann kauern oder liegen sie zwischen Kot und Müll, zwischen Erbrochenem und Coladosen unter den Büschen. Tod in Zeitlupe. Und am Kriegerdenkmal laufen weiter Dealer herum und erspähen mit flinken Augen den nächsten Kunden.

Helmut aus Bamberg ist seit drei Tagen hier. Er ist 16 Jahre alt und erscheint so fragil wie Tadzio aus Thomas Manns „Tod in Venedig“. Ein Schulkamerad hat ihn vor ein paar Wochen „ange-

fixt“. Seitdem kann er dieses Gefühl nicht vergessen. Seine Eltern glauben, er bewerbe sich in Frankfurt um eine Lehrstelle im Hotelgewerbe. Dabei hat er die Nacht in einem Fixerhotel am Bahnhof verbracht – gemeinsam mit ein paar „Checkern“. Das hatte noch einmal etwas von dem Gemeinschaftserlebnis, das in Helmut's Phantasie einen Teil des Junkie-Daseins ausmacht. Heute streunt Helmut wieder am Mahnmal herum. Seine Lehrwerkstatt ist von nun an die Gallusanlage; sein Diplom wahrscheinlich der Totenschein.

Hast du das alles gesehen und gehört und gerochen, dann fragst du dich: Wie können jeden Tag Tausende von Bürgern eine solche Enklave des Drogenelends inmitten ihrer prosperierenden Großstadt einfach übersehen? Gibt es denn niemanden, der hier zu helfen versucht?

Drogenexperten, selbst die engagiertesten, winken ab: Missionarischer Eifer ist sinnlos. Patentrezepte gibt es nicht. Kein Fall gleicht dem anderen. Jeder Entzug, jede Therapie müßte maßgeschneidert sein. Bei manchen würde selbst das nichts nützen. Und die Programme verschlingen Unsummen.

In Frankfurt scheint es, als seien die meisten Junkies längst aufgegeben worden, abgehakt als Bewohner eines anderen Planeten in einer fernen Galaxis, Lichtjahre vom präziösen Firmament dieses Metropolis entfernt;

**Hier sorgt
jeder nur noch für
sich selbst**





Totenbleich geschminkt erwartet eine junge Frau ihren Schuß

und die letzten Astronauten, die sich dorthin verirren, sind eine Handvoll Mitarbeiter verschiedener Drogenhilfe-Organisationen: Sozialarbeiter, die den Schreibtisch in ihrer Beratungsstelle noch verlassen, um dem meist frustrierenden Geschäft der „Streetwork“ nachzugehen. Ausrichten können sie nur wenig. Einen bringen sie zum Arzt, für den nächsten haben sie ein paar schnelle tröstende Worte. Dem Teufelskreis des Elends werden sie niemanden entreißen. Enno Lucht, der die Szene seit fast zwei Jahrzehnten kennt und lange Streetwork gemacht hat, hält die Drogenhilfe in Frankfurt für gescheitert. Zu viele Bürokraten seien im Spiel, zu viele Schreibtischtäter unterwegs, längst habe man resigniert.

Den Enno kennt zwischen Hauptbahnhof und Gallusanlage fast jeder. Wo immer das faltige Indianergesicht unter den langen Haaren auftaucht – Lucht wird umringt, gefragt, angefaßt. Ein Fels im Sumpf. Er sagt ihnen ins Gesicht, was er denkt, könnte Erzieher und Vertrauter sein. Aber auch Lucht hat resigniert; spätestens, seit man ihm bei

seiner Organisation den Stuhl vor die Tür stellte, weil er sich immer wieder öffentlich für Methadon einsetzt. Dennoch glaubt er, daß mit Streetwork mehr zu erreichen wäre, wenn es nicht Beschränkungen gäbe, die seine Arbeit zusätzlich erschwert haben. Streetworker besitzen beispielsweise kein Zeugnisverweigerungsrecht. Sie müssen vor Gericht aussagen, auch wenn sie ihren Klienten schaden. So ist das Vertrauen, das die Junkies in sie setzen, trotz aller Sympathie begrenzt.

Dazu kommt, daß viele Fixer dem Teufelskreis der Sucht gar nicht entfliehen wollen. Richie, der seine Löffel und Feuerzeuge nach einem scheinbar millimetergenauen System auf dem Mäuerchen hinter dem Mahnmal ausgebreitet hat, will nicht weg aus der Gallusanlage. „Ich hab' mich für dieses Leben entschieden und verlange, daß man diese Entscheidung akzeptiert“, sagt er klar und ernst. „Ich will in Ruhe drücken und hier sitzen und nachts hier pennen – weiter nichts.“

Richie ist nicht kriminell. Aber die Polizei behandelt ihn als Kriminellen und vertreibt oft den 33jährigen, der sich selbst als Kranken sieht: „Ich habe diese Krankheit angenommen wie andere ihren Krebs“, sagt er. Und wenn er eine Chance bekäme, etwa in einem Methadon-Programm? Auch dagegen hat Richie sich entschie-

»Ich habe diese Krankheit angenommen wie andere ihren Krebs«





In die nahe U-Bahn-Toilette weichen die Junkies aus, wenn die Polizei die Gallusanlage zuweilen räumt

den. Er ist, so seltsam es scheinen mag, zufrieden.

Margret sieht das anders. Sie will unbedingt in ein solches Methadon-Programm. Aber die Ersatzdroge wird in Frankfurt nur an HIV-positive Fixer abgegeben, die schon viele Jahre an der Nadel hängen. Margret findet diese Politik zynisch. „Mit Leuten, die sowieso bald sterben, kann man ja ruhig Experimente machen“, schimpft sie. „Warum macht man es uns anderen so schwer, von der Nadel wegzukommen?“

Bisher sind in Frankfurt 25 Fixer in einem sogenannten Modell-Programm. Sie erhalten das synthetische Opiat Methadon regelmäßig vom Gesundheitsamt und brauchen nicht mehr dem Heroin nachzujagen. Demnächst sollen es 50 sein – ein Prozent aller Heroinabhängigen in Frankfurt. Aber manchen Politikern und Experten ist selbst das schon zuviel. Die Ersatzdroge sei der Weg des geringsten Widerstandes, sagen sie. Ziel müsse es sein, ohne eine Ersatzdroge vom Heroin wegzukommen. In der Gallusanlage ist der Anteil derer, die dazu noch die Kraft ha-

ben, verschwindend gering.

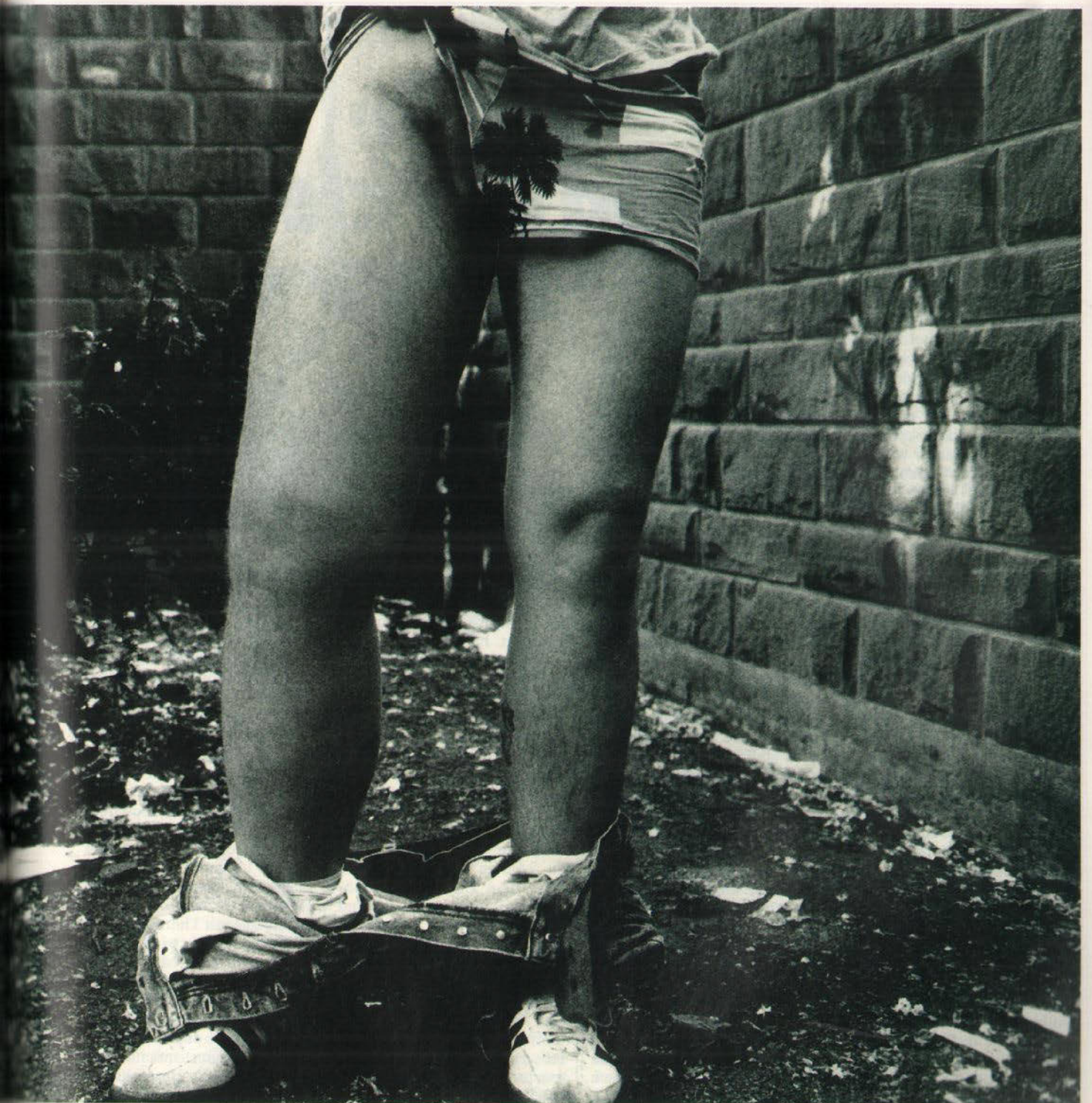
Hans war 16mal im Entzug. Danach hatte er die Hoffnung aufgegeben. Allein und zusammengesunken saß er unter einem Busch, weil er nicht mehr laufen konnte. Sein linkes Bein war doppelt so dick wie das rechte: Folge einer schweren Nadel-Infektion, die er nicht behandeln ließ. Statt dessen spritzte er weiter Heroin mit verschmutzten Kanülen in die entzündete Leistenvene. Bis ein Drogenberater ihn überredete, in die Klinik zu gehen. Dort wurde das Bein amputiert. Ein paar Tage später starb Hans an einer Lungenentzündung. Die Ärzte hatten sie trotz aller Bemühungen nicht mehr in den Griff bekommen.

Hans hinterließ einen zehn Monate alten Sohn, dessen Mutter er im Entzug kennengelernt hatte. Sie war eine Weile clean. Seit ein paar Wochen ist sie wieder jeden Tag in der Gallusanlage, auf Jagd nach Stoff. Und sie ist von neuem schwanger. Jeder weiß es, und viele schneiden sie deshalb. Aber Geschäft ist Geschäft. Und so wird die Frau heute Stoff finden und morgen. Der Horrorfilm hat kein Ende. Er ist Realität. Für jedermann zu jeder Zeit sichtbar. In Frankfurt am Main, Gallusanlage Ecke Kaiserstraße, zwischen dem Goethe- und dem Kriegerdenkmal. 24 Stunden am Tag. □

Methadon: Weg des geringsten Widerstands?

Gero von Boehm, 36, wurde für seine Fernsehreportagen mehrfach ausgezeichnet. Für GEO-Wissen Nr. 1/1988 „Abwehr-Aids-Allergie“ schrieb er die Reportage „Die Stadt, die Krankheit und der Tod“.





Wenn die Leistenvene zerstochen und entzündet ist, staut sich das Blut im Bein

Die Leistenvene ist eine der größten Venen des Körpers. Sie führt das Blut aus dem Bein zum Herzen. Wenn sie verletzt wird, kann es zu schweren Komplikationen kommen. In diesem Fall ist die Leistenvene zerstochen und entzündet. Das Blut staut sich im Bein und kann zu einer Thrombose führen. Die Behandlung besteht darin, die Wunde zu versorgen und das Blut abzulassen. In schweren Fällen ist eine Operation notwendig.

Die Leistenvene ist eine der größten Venen des Körpers. Sie führt das Blut aus dem Bein zum Herzen. Wenn sie verletzt wird, kann es zu schweren Komplikationen kommen. In diesem Fall ist die Leistenvene zerstochen und entzündet. Das Blut staut sich im Bein und kann zu einer Thrombose führen. Die Behandlung besteht darin, die Wunde zu versorgen und das Blut abzulassen. In schweren Fällen ist eine Operation notwendig.

Die Leistenvene ist eine der größten Venen des Körpers. Sie führt das Blut aus dem Bein zum Herzen. Wenn sie verletzt wird, kann es zu schweren Komplikationen kommen. In diesem Fall ist die Leistenvene zerstochen und entzündet. Das Blut staut sich im Bein und kann zu einer Thrombose führen. Die Behandlung besteht darin, die Wunde zu versorgen und das Blut abzulassen. In schweren Fällen ist eine Operation notwendig.

Die Leistenvene ist eine der größten Venen des Körpers. Sie führt das Blut aus dem Bein zum Herzen. Wenn sie verletzt wird, kann es zu schweren Komplikationen kommen. In diesem Fall ist die Leistenvene zerstochen und entzündet. Das Blut staut sich im Bein und kann zu einer Thrombose führen. Die Behandlung besteht darin, die Wunde zu versorgen und das Blut abzulassen. In schweren Fällen ist eine Operation notwendig.

Große Jagd auf kleine Fische

VON HERIBERT PRANTL

Die Geschichte ist nicht erfunden: Da kratzt ein Dealer alles Geld zusammen, um in Marokko neuen Stoff einzukaufen. Auch zwei miteinander befreundete Studenten leihen ihm je 500 Mark in der Erwartung, das Doppelte zurückzubekommen. Doch der Einkäufer wird mit 100 Kilogramm Haschisch erwischt, das Kreditgeschäft fliegt auf. Die Studenten kommen vor dasselbe Jugendgericht, jeder aber vor einen anderen Richter. Der eine erhält sechs Monate Jugendstrafe mit Bewährung, der andere lediglich die Weisung, an einem „Ökowochenende“ teilzunehmen.

Auf den Vorwurf, sie richte mit ungleichem Maß, antwortet die Justiz seit jeher mit dem Satz: Kein Fall ist wie der andere. Diesmal jedenfalls ist diese Entscheidung falsch. Die Tat der Studenten war genau die gleiche, die beiden sind gleichaltrig, aus den gleichen sozialen Verhältnissen, nicht vorbestraft, beide haben noch nie zuvor mit Rauschgift zu tun gehabt. Beide sind alte Schulfreunde und studieren Landwirtschaft im ersten Semester. Auch die Verteidigung der Kommilitonen gleicht sich aufs Haar: Sie seien eben, in der Hoffnung auf den Profit, in die Sache hineingeschlittert.

Ungleichbehandlung kennzeichnet die Praxis des Drogenstrafrechts. In kaum einem anderen Bereich haben Staatsanwalt und Richter so viel Spielraum, in keinem anderen Bereich herrscht so viel Willkür. Zwar kann im Betäubungsmittelgesetz (BtMG) von 1982 jeder nachlesen,

• welcher Verkehr mit Betäubungsmitteln strafbar ist und in welcher Größenordnung (§§ 29 und 30);

• welche Möglichkeiten die Justiz hat, eine Strafe zu mildern (§ 31) oder von der Verfolgung abzusehen (§ 37), und

• wann die Vollstreckung einer Haftstrafe zugunsten einer Therapie zurückgestellt werden kann (§ 35).

Will freilich ein Beschuldigter wissen, welche Strafe ihn erwartet, dann kann er eben-
sogut die Sterne befragen: Stehen sie günstig, dann trifft er auf einen Richter, der mit dem vielfältigen Instrumentarium des Betäubungsmittelgesetzes geschickt umgehen kann und will. Hat er Pech, dann gerät er an einen, der nur Sühne und Abschreckung kennt. Solche Richter pervertieren ein Gesetz, in dem Hilfe für den süchtigen Täter ausdrücklich vor Strafe geht.

Vom Richter gelobt - und trotzdem hart bestraft

Wie schnell Spielraum in Willkür umschlägt, zeigt die Kronzeugenregelung: Nach § 31 BtMG kann ein Richter die Strafe „nach seinem Ermessen mildern oder von einer Bestrafung ... absehen“, wenn der Angeklagte weitere Straftaten und deren Täter offenbart. Das Auslegungs-„Klima“ variiert jedoch von Stadt zu Stadt. In München hat ein Angeklagter keine Chance: Richter und Staatsanwalt loben ihn zwar - aber die Strafe bleibt gleich. Bei ei-

ner Selbstanklage kann es den „Sänger“ sogar noch härter treffen, wenn die Strafe für eingestandene Taten die angerechnete Milderung überwiegt.

„In Kenntnis dieser Praxis“, sagt der Münchner Rechtsanwalt Alexander Eberth, „kann kein Anwalt seinem Mandanten raten, alles zu sagen, was er wirklich gemacht hat.“ Das hat der Verfasser eines BtMG-Kommentars aus zahlreichen Fällen gelernt. Da war etwa der Fall einer süchtigen jungen Frau, die mehrmals auf Drängen ihres Freundes Heroin von Amsterdam in die Bundesrepublik geschmuggelt hatte. Aus freien Stücken, „um mit unbelastetem Gewissen eine Therapie beginnen zu können“, hatte sich die Frau dem Bayerischen Landeskriminalamt gestellt und dort den Freund offenbart. Trotzdem verurteilte ein Münchner Gericht die Süchtige zu 39 Monaten Haft.

„Die hatten da“, entrüstet sich Eberth, „auch noch das Gefühl, ein mildes Urteil gefällt zu haben.“ Der Anwalt machte die Probe und fragte die Drogenrichter der umliegenden Gerichte, wie sie in dem Fall geurteilt hätten: Der Richter im 100 Kilometer entfernten Traunstein hätte, so berichtet Eberth, auf zwei Jahre mit Bewährung erkannt

und die Angeklagte in Therapie geschickt, als Bewährungsaufgabe. Einen Memminger Staatsanwalt zitiert Eberth mit dem Satz: „Ich sperr' doch meine eigenen ‚Sänger‘ nicht ein.“

Allgemein wurde der bayerischen Justiz bis vor kurzem eine besonders rigorose Verfolgung von Drogendelikten nachgesagt. Doch die Zeiten, in denen man wegen unbarmherziger Strenge vor allem auf Bayern zeigen konnte, gehen zu Ende. In der ganzen Republik gibt es heute solche und solche Richter: Die Praxis des Drogenrechts bringt immer extremere Urteile hervor - im selben Bundesland, am selben Gericht. Oft ist die Ursache für rigorose Urteile gar nicht böser Wille, sondern schiere Unkenntnis der Möglichkeiten, die das geltende Recht bietet, und mangelnde Erfahrung mit Therapien.

Deshalb auch wird viel zu selten von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, von der Fortführung eines Verfahrens abzusehen, weil der Süchtige eine Therapie angefangen hat oder anfangen möchte. In blindem Aktionismus treibt die Justiz kleinkriminelle Süchtige durch ihre Mühlen, verstopft damit ihre Kapazitäten und hindert sich selbst an der Verfolgung von Großkriminalität.

Der „Fachverband Drogen und Rauschmittel“, eine Interessenvertretung von 120 Einrichtungen der Drogenhilfe, hat im März dieses Jahres



in einem offenen Brief Bundeskanzler Kohl darauf hingewiesen: „Der Verzicht auf Strafe bei Konsum, Besitz und Erwerb geringer Mengen illegaler Drogen“ könnte schnell die Strafbelastung bei Abhängigen reduzieren und der Ermittlung von Großdealern Raum geben.

Gäbe der Gesetzgeber den Erwerb von Drogen zum Eigenverbrauch frei – von Rationen also, die ein bis drei Tage reichen – dann würde nicht nur die Justiz entlastet. Auch der Willkür durch Richter, die ihren Spielraum nicht kennen oder nicht kennen wollen, wäre ein Ende gesetzt. Mit einer generellen

Freigabe von Drogen hätte dies nichts zu tun. Der Handel mit Rauschmitteln bliebe weiterhin strafbar.

Beim Handel setzen die neuen Rauschgiftbekämpfungspläne der Regierung an: Neue Polizeibefugnisse und Gesetze sollen dem Geschäft mit der Sucht das Rückgrat brechen. Rechtspolitiker planen die Bestrafung der sogenannten Geldwäsche, und um die Gewinne der Großdealer abzuschöpfen, sollen Gerich-

te eine „Vermögensstrafe“ verlangen dürfen.

Andere europäische Länder haben solche Regelungen bereits in die Praxis umgesetzt. In Belgien beispielsweise besitzt die Drogenpolizei besondere Befugnisse: Eine Hausdurchsuchung bedarf weder einer richterlichen Anordnung noch eines konkreten Tatverdachts. In der Türkei wird nicht nur das Rauschgift beschlagnahmt, sondern alles, was sich im selben Raum befindet. Und in Großbritannien können Gerichte das Vermögen eines verurteilten Drogenhändlers einziehen.

Dabei dürfen sie von der Vermutung ausgehen, daß das gegenwärtige Eigentum und alles, was dem Dealer in den vergangenen sechs Jahren gehört hat, Erlös aus dem Drogenhandel sind. Der Verurteilte kann die Einziehung nur verhindern, wenn er die Vermutung widerlegt. „Umkehr der Beweislast“ nennen Juristen dieses Prinzip: Nicht der Staat muß beweisen, daß der Angeklagte sein Vermögen unrechtmäßig erlangt hat, sondern der Angeklagte muß den rechtmäßigen Erwerb belegen.

An dieser Verkehrung der üblichen rechtsstaatlichen Regel in ihr Gegenteil sind vergleichbare Strafen in der Bundesrepublik bislang gescheitert. Hierzulande sollen die Gerichte auch bei Drogendelikten nach dem Grundsatz der Unschuldsvermutung handeln: Ein Beschuldigter hat so lange als unschuldig zu gelten, bis ein Gerichtsverfahren seine Schuld rechtskräftig erwiesen hat.

Die Verschärfung strafrechtlicher Maßnahmen gegen die große Drogengeschäft wird wenig ausrichten, wenn nicht die Justiz gleichzeitig die kleinen Konsumenten laufenläßt und dadurch freie Kapazitäten gewinnt. Die Gerichte sind überlastet:


Die meisten Untersuchungsgefangenen müssen drei Monate und länger auf ihre Verhandlung warten. Da kann auch das Argument nicht gelten, daß ein paar Wochen Untersuchungshaft immerhin den Teufelskreis der Abhängigkeit unterbrechen und die Therapiebereitschaft des inhaftierten Süchtigen verstärken: Nach vier bis sechs Wochen Haft nimmt diese Bereitschaft rapide ab.

Therapeuten müssen den Richtern helfen

Die Justiz muß lernen, mit ihren Ressourcen pfleglicher umzugehen. Sie muß lernen, sich nicht mehr dort zu verausgaben, wo sie eher schadet als nützt. Drogentherapeuten werden den Richtern und Staatsanwälten dabei helfen müssen, sich von der Richtigkeit des Grundsatzes „Therapie statt Strafe“ zu überzeugen. Das erfordert – als ersten Schritt – nur eine kleine Änderung der jetzigen Praxis:

Setzt ein Richter eine Haftstrafe zugunsten einer Therapie aus, dann bekommt er bislang eine Rückmeldung nur dann, wenn der Verurteilte die Behandlung abbricht. Dann widerruft der Richter die Bewährung, läßt die Haftstrafe vollstrecken und sieht sein Vorurteil bestätigt: Es hilft ja doch nichts. Gäbe es auch positive Rückmeldungen, dann erführe ein Richter beispielsweise, daß einer seiner Angeklagten während der Therapie den Meister gemacht hat und jetzt einen Betrieb mit sechs Angestellten führt. So könnte sich der Umgang der Justiz mit Drogensüchtigen allmählich wandeln.

Das klingt nach wenig. Mehr als die tönenden Drogen-Kriegserklärungen der Politik wäre es allemal. □



Nur selten genießen die Bewohner des Friedrichshofes Stunden innerer Einkehr wie etwa beim »Bodywork«. Das Leben auf dem ehemaligen Gut ist reich an Arbeit und Entbehrungen. Wer diese Einrichtung der »Drogenhilfe Tübingen« wählt, um vom Heroin loszukommen, muß eineinhalb Jahre investieren. Das, sagen die Therapeuten, ist das Minimum, um in einer Welt ohne Drogen wieder Fuß zu fassen

Clean durch Zucht und Ordnung



THERAPIE

VON MANFRED PIETSCHMANN
UND THOMAS STEPHAN (FOTOS)

Was für eine Chance! Kalle* drückt sich steifbeinig aus dem Schneidersitz hoch. So eine Tormöglichkeit hätte er nie vergeben. Wenn er nur mitspielen könnte. Aber Kalle hat keine Kraft mehr. Kalle hat Aids. „Ich bin nicht der einzige hier“, sagt er, während er dem Ball nachblickt. Da ist Wolfgang, der Künstler, und der Lange da hinten mit der Jeansjacke: Andreas.

Wochenende auf dem Friedrichshof. Allenfalls das Schild an der Einfahrt verrät, daß hier eine Therapieeinrichtung für Heroinabhängige untergebracht ist. An diesem goldenen Oktobersamstag gleicht der weitläufige Komplex 20 Kilometer östlich von Heilbronn eher einem Mustergut, dessen Belegschaft seine Freizeit genießt: Gewächshaus und Werkstatt sind aufgeräumt, die Kohlbeete gejätet, Schaf- und Hühnerstall ausgemistet. Wer von den Klienten nicht malt oder bastelt, ist beim Fußballturnier auf dem Sportplatz.

Für das Spiel gegen die Mannschaft von der Drogenliga Berlin hat der Friedrichshof seine besten Spieler auf den Rasen geschickt. Bis auf Manni. Manni muß zwei Wochen lang Mist bewegen, weil er sich immer wieder mit ranghöheren Mitbewohnern anlegt und auch sonst gern eine dicke Lippe riskiert. Von morgens bis abends steht der lange Blondschoopf nun sinnlos schaufelnd zwischen den dampfenden Haufen und darf mit keinem anderen Bewohner ein Wort reden – damit er zum Nachdenken kommt, wie die Therapeuten meinen. Nach dem Abendessen muß er bis 22 Uhr Toiletten schrubben. Da kann Manni dann, wie er sagt, zur Abwechslung „mal menschliche Scheiße beseitigen“.

Der Spruch könnte auch das Arbeitsmotto des Friedrichshofes sein. Denn hier soll der Unrat aus den Köpfen von Menschen getilgt werden, die ganz unten waren. Die von Schuß zu Schuß fieberten. Die gestohlen und gedealt haben. Die sich, wenn sie total am Ende waren, aus dem Drogenpfluß ziehen wollten. Und doch stets wieder zurückfielen.

Es liegt wohl am legendären Ruf des Friedrichshofes, daß Junkies aus dem ganzen Bundesgebiet den kläglichen Rest ih-

* Die Namen der Klienten wurden geändert. *Red.*

rer Hoffnung ausgerechnet auf diese – so ein Bewohner – „Mischung aus Knast und Irrenhaus“ richten; daß sie eineinhalb Jahre ihres Lebens freiwillig in einer Einrichtung zubringen, wo sie „Individualität und Mündigkeit im Aufnahmezimmer abgeben müssen“. Hier bekommen selbst hoffnungslose Fälle noch die Chance für ein drogenfreies Leben.

Bekommen! Wenn Peter Scheller das schon hört. Auf dem Friedrichshof, erklärt der Hausleiter, müsse sich jeder seine Chance buchstäblich erarbeiten: In rauschdrogenfreier Umgebung, wo nur Tabak und eine Tasse Kaffee pro Tag geduldet sind, arbeiten die 50 bis 60 Klienten von morgens bis abends. Sie versorgen die Tiere, pflegen die Grünanlagen, jäten Unkraut in den Gemüsebeeten, flicken Wäsche oder putzen Haus und Wohnräume. Die Arbeit soll helfen, das „innere Programm zu verändern“ – weg vom eingefahrenen Rollenverhalten des Süchtigen, hin zum ganz normalen Lebensalltag.

Die meisten Klienten haben noch »Knast offen«

Dem gleichen Ziel dienen auch Verhaltenskorrekturen durch Gruppentherapie. Dreimal wöchentlich müssen die Bewohner nach der Arbeit an Sitzungen teilnehmen, wo Zwischenmenschliches auf der Tagesordnung steht und jeder jeden kritisieren kann. Dabei endet, was als Aussprache beginnt, nicht selten als kurzer Prozeß: Sünder können sich für kleinste „Vergehen“ drakonische, demütigende Strafen einfangen. Andreas bekam zwei Wochen Putzdienst aufgebremst und einen „Sanktionshaarschnitt“ verpaßt, weil er für andere unerlaubt Kaffee gekocht hatte.

„Junkie-KZ“ wird der Friedrichshof auf der Szene gelegentlich genannt. Wer dahin freiwillig geht, muß hochmotiviert sein und hart im Nehmen. Aber wer geht schon ganz freiwillig? Am ehesten vielleicht Paare mit Kindern: Als eine von wenigen Einrichtungen nimmt der Friedrichshof auch Familien auf. Die meisten Klienten freilich sind zu einer Haftstrafe verurteilt worden, die ein einsichtiger Richter zugunsten der Therapie ausgesetzt hat. Auch Bernhard hat „noch zwei Jahre offen“. Aber deshalb, beteuert er, sei er nicht hier. Wenn er nicht wirklich von der Droge loskommen wollte, hätte er ebenso in den Knast gehen können: „Da hätte ich mehr Freiheiten gehabt.“ Kein Wunder, daß gut ein Drittel der Bewohner im ersten Monat aufgibt.

Totale und lebenslange Drogenabstinenz, eine Forderung, die im Heim mit beinahe religiösem Eifer vertreten wird, ist seit 1974 oberster Grundsatz der „Drogen-

hilfe Tübingen“. Der Verein unterhält drei Therapieeinrichtungen. Gegründet wurde er von betroffenen Eltern. Sie holten sich die Unterstützung von Suchthelfern, die in der Drogenszene Berlins Erfahrungen gesammelt hatten. Dort war auch das Therapiekonzept nach dem Muster des sowjetischen Pädagogen Anton Makarenko entstanden, der von 1920 bis 1928 in der Ukraine die erste „Arbeitskolonie“ für verwahrloste Kinder geleitet hat. Er sah im Kollektiv eine „Turnhalle“ für das Einüben eines „notwendigen Verhaltenstyps“. Hinzu kam der Einfluß der „Synanon-Bewegung“, einer Kette von US-Wohngemeinschaften, in denen Abhängige von „Ex-Usern“ zum drogenfreien Leben angeleitet wurden. Noch heute besteht ein Viertel des Therapeuten-Teams vom Friedrichshof aus ehemaligen Abhängigen.

Auch Achim ist „Ex-User“. Der 34-jährige Heimerzieher, der hier vor über zehn Jahren „sein Praktikum gemacht“ hat, läßt sich nicht bluffen. Beim Aufnahmegespräch entlarvt er Lügen – „Kenn ich alle von mir“ –, wischt Ausreden beiseite, versperrt Fluchtwege und Schlupflöcher, bis die coolen Fassaden bröckeln. Dann pressen die Neulinge ihre Lebensläufe heraus und verraten „ihr negatives Selbstkonzept“, wie Psychologen sagen – das Gefühl, „nur ein Stück Dreck“ zu sein. Zum Beispiel Marianne, die schwer daran trägt, als Tochter versagt zu haben: Sie ließ ihre krebserkrankte Mutter allein und jagte sich Heroin in die Adern – zuletzt, während ihre Mutter starb, im Drei-Stunden-Rhythmus.

Oder Christian. Er verlor zuerst die Freundin und dann seine Skrupel. Dabei hatte der Sohn aus „herrlich normalem Elternhaus“ eigentlich einen guten Start:



Wer Mist macht, muß im Mist arbeiten

Drakonische Strafen für kleinste Verfehlungen, so wie das sinnlose Hin- und Herbewegen von Mist, gehören zum Repertoire der Verhaltenskorrekturen. Manche Klienten würden die Therapie abbrechen, wenn ihre Kinder nicht wären. Die allerdings genießen den Aufenthalt wie Urlaub auf dem Bauernhof



Fliesenleger gelernt, viel Geld verdient, später Abendschule, Abitur, Soziologie-Studium. Dann verliebte er sich in eine heroinabhängige Frau. Christian half ihr, vom Gift loszukommen, bezog mit ihr und ihrem einjährigen Sohn ein Haus mit Garten und dachte ans Heiraten. Bis sie nach einem halben Jahr „zugeknallt“ nach Hause kam. Das war Anfang 1986.

Die Überdosis Enttäuschung mischte sich mit einer gefährlichen Portion Neugier: „Wenn meine Freundin alles riskierte, nur um sich noch einmal die Nadel in den Arm zu hauen, dann mußte da was dran sein.“ Weil er sich vorm Spritzen ekelte, schnupfte er das Heroin. Weil er nicht stehlen konnte, machte er Kurierfahrten nach Amsterdam: zunächst im Auftrag, dann auf eigene Rechnung, schließlich mit eigenem „Personal“. Am Ende verschob er Heroinsendungen im Marktwert von 30 000 Mark. Und wurde gefaßt. Von 30 Monaten Haft hat er acht abgesessen. Der Rest wird ihm erlassen, wenn er zwölf Monate Therapie durchhält.

Völlig sinnlos, einem Neuling bei der Aufnahme die Hausregeln zu erklären. Das Dickicht von Verordnungen und Verbotsen, der komplizierte Rhythmus von



Wer handwerkliches Geschick besitzt, kann im Herbst Holzspielzeug basteln. Die Steckfiguren finden auf dem Weihnachtsmarkt im nahen Heilbronn reißenden Absatz

Treffs und Terminen erschließen sich erst im Laufe der Zeit. In den ersten drei Monaten ist jeder Kontakt nach draußen verboten. Paare, die ihre Therapie gemeinsam beginnen, haben „Beziehungssperre“: Sie dürfen nicht einmal allein miteinander reden. Nach einem Vierteljahr können sie sich gelegentlich für eine Nacht ins „Kontaktzimmer“ zurückziehen – aber nur auf Anmeldung. Lesen und Musikhören ist

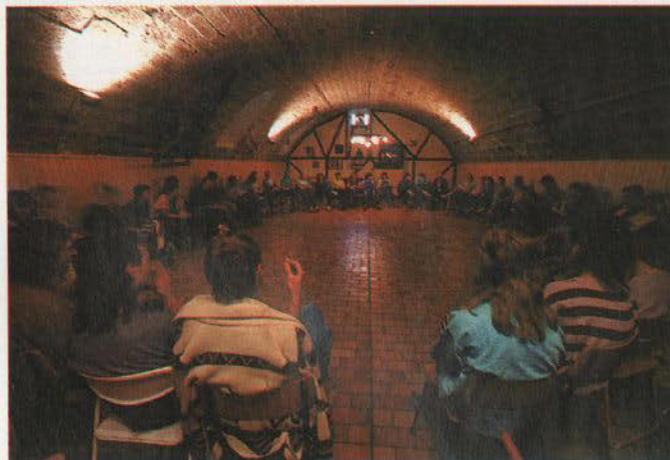
und Bodywork, Trommeln, Tanzen und Theater.

Nur nicht allein sein, nur nicht grübeln, nur nicht an die Droge denken: Wenn die Glut im Kopf wieder aufflammt, sind es nur ein paar Schritte nach draußen.

Als Hermann rückfällig wurde, hatte er das Therapiejahr im Haupthaus hinter sich und auch die Nachsorge erfolgreich absolviert – sechs Monate in einem Nebengebäude, dessen Bewohner sich selber verpflegen und auf Jobsuche gehen. Er lebte bereits mit anderen Ehemaligen in einer der vier „Außenwohngruppen“ unweit des Hofes und arbeitete als Kraftfahrer in Heilbronn. Daß er meist lang nach Feierabend heimkam, bemerkten seine Mitbewohner erst, als es zu spät war. Er hatte dennoch Glück: Der Friedrichshof nahm ihn wieder auf. Nun putzt er Toiletten wie alle Neuen.

Auch Kochen ist Klientensache. Und jeder steht mal am Herd, weil die Arbeitsbereiche nach dem Rotationsprinzip wechseln. Täglich um halb eins stellt sich heraus, ob die Küchencrew etwas Eßbares produziert hat. Beim Essen im Gemeinschaftshaus zeigt sich auch, wer auf dem Hof das Sagen hat: „Putzer“ und einem Arbeitsbereich zugeteilte Klienten essen jeweils zu mehreren an kleinen Tischen; die Mitarbeiter dagegen teilen eine lange Tafel mit den „Kapos“. So werden jene Bewohner genannt, die in der Hof-Hierarchie einen höheren Rang erreicht haben: Wer drei Viertel der Therapie hinter sich hat, ist verantwortlich für einen bestimmten Arbeitsbereich. Den Anordnungen der Verantwortlichen muß jeder Haupthäusler Folge leisten.

Nur die Kinder brauchen ihnen nicht zu gehorchen. Als habe der Friedrichshof sie für die Unfreiheit ihrer Eltern zu entschädigen, gewährt ihnen das fast sieben Hektar große Gelände mit seinen zahllosen Winkeln und Verstecken ein Spielparadies. Die Älteren, die schon im Dorf zur



Bei Gefahr im Verzug rufen die Mitarbeiter alle Bewohner des Friedrichshofes und die Außenwohngruppen zusammen. Für die riesige Runde ist das Kellergewölbe unter dem Haupthaus gerade groß genug

Wenn es um Grundsätzliches geht, tagt die »Großgruppe«

eingeschränkt, eigene Musikinstrumente, Bargeld und Schreibzeug sind tabu. Fernsehen beschränkt sich meist auf einen gemeinsamen Film pro Woche, selbst Briefeschreiben ist eine soziale Veranstaltung.

Individuelle Muße gibt es nur eine Stunde am Tag, „zwischen möglich und total“. Ab 22 Uhr dürfen, um 23 Uhr müssen die Bewohner im Bett liegen. Sonst ist fast jede Sekunde verplant: mit Arbeit oder Sport, Gruppentherapie oder Kinderdienst. Selbst am Wochenende steht Gemeinsamkeit auf dem Programm. Ausflüge und Spaziergänge, Kurse für Bauchtanz

Schule gehen, genießen den Aufenthalt hier wie Urlaub auf dem Land. Die Jüngeren werden den größten Teil des Tages im hofeigenen Kindertagesheim oder Kindergarten von anderen Klienten betreut – auch von solchen, die selbst keine Kinder haben wie der dicke Hannes. Der 27jährige würde am liebsten bis zum Ende der Therapie bei den Kleinen bleiben. „Wenn die nicht wären“, sagt er, „wäre ich wahrscheinlich schon abgehauen.“

Kinder sind subtile Therapeuten. Der fünfjährige Till sitzt sogar beim Essen gern auf Hannes' Schoß, um zu schmusen. Besucher zerrt er auf den Spielplatz oder zeigt ihnen, wo er schläft: mit einem anderen Kind in einem Zimmer, mit 20 Plüschtieren in einem Bett. Nebenan wohnt Sigrid, seine Mutter, und eine Etage tiefer sein Vater Andreas zusammen mit drei anderen Männern in einem Raum. Kein großzügiges Zuhause. Aber wenn du Till fragst, wo er am liebsten wohnt, sagt er prompt: „Hier.“

Seine Eltern, die EDV-Sachbearbeiterin und der Autolackierer, lernten sich 1981 in einer Junkie-Kneipe kennen. Erst hing Andreas an der Nadel, dann auch Sigrid. Obwohl sie Anfang 1984 schwanger wurde, drückte sie weiter, bis zur Geburt. Till kam mit schweren Entzugssymptomen zur Welt, war aber sonst gesund. Kurze Zeit später erfuhr Andreas, daß er sich mit dem Aids-erreger infiziert hatte. Doch das Leben ging weiter und – „wenn nur das Kind nichts merkt“ – auch das Drücken. Bis Ende 1988: Andreas war gesundheitlich am Ende, verlor den Job und auch seinen besten Freund, der an einer Überdosis starb. Nun entschied sich das Paar für die Therapie.

Neun Monate sind sie jetzt hier. Sigrid ist noch immer „nicht gut drauf“. Nur Till hat sie bislang vor Kurzschlüssen bewahrt. Als sie einmal die Therapie abbrechen wollte, hat er geweint, sich an sie geklam-

mert und immer wieder gefordert: „Sag, daß du das nicht so meinst.“ Aber Sigrid meinte es so. Angst vor der Zukunft ist schwer zu therapieren.

Therapeut sein heißt immer präsent sein. Zumindest für Doro. Die ehemalige Diakonin findet nach Dienstschaft noch lange kein Ende. Irgendein Sorgenkind gilt es immer noch mit den Kollegen zu besprechen, irgendeine Team-Entscheidung, die nicht ihre war, zu kritisieren. Die Therapeutin führt über jeden Klienten innerlich Buch: Sie weiß, wann Andreas zur nächsten Aids-Untersuchung nach Frankfurt muß und wie sich Sigrid gerade fühlt. Sie

ihm ein Stückchen seines Ichs abhandeln. Nun ist er ein Pendler im kleinen Grenzverkehr zwischen Realität und Phantasie. Für die anderen Bewohner ist er einfach nur ein Spinner. Es wird schwierig werden, ihn später in einer der Außenwohngruppen unterzubringen.

Tagesroutine auf dem Friedrichshof; das heißt auch Medikamente ausgeben, Berichte für die Kostenträger schreiben, Neu-aufnahmen und Entlassungen vornehmen. Die Mitarbeiter begleiten Klienten zu Gerichtsterminen, betreuen die „Alten“ in der Nachsorge, organisieren Schuldentilgung, Schul- und Berufsausbildung. Mon-



Mit einer Ausbildung zum Schreiner beginnt nach Abschluß der Therapie im hofeigenen Lehrbetrieb mancher Start in ein verspätetes Berufsleben. Auch eine Lehre als Gärtner, Bürokaufmann oder Textiltechniker steht den Klienten offen

kennt Heidemaries Angst vor ihrer bevorstehenden Gerichtsverhandlung ebenso wie ihren größten Wunsch: Daß ihr im Heim untergebrachtes Kind endlich bei ihr wohnen darf. Und sie macht sich Gedanken über Franz, den „Narren“ vom Friedrichshof: Als er in seiner Jugend mit diversen Drogen experimentierte – LSD, Stechapfel, Tollkirsche und Fliegenpilz – kam

tags, mittwochs und freitags leiten sie die Therapiesitzungen.

Gruppentherapie ist nichts für Zartbesaitete. Da geht es ungeschminkt zur Sache. Wenn sich einer kleine Extrapause gegönnt oder heimlich ein paar Salzstangen gegessen hat, hier kommt es heraus. Hier erfährt jeder, wie er dasteht in der Gruppe. Ganz brutal. Nicht in jeder Sitzung, gottlob. Aber wenn einer lange nicht dran war, wird auch das zum Thema. Und dann ist er dran.

Wer ist es diesmal? Christian, der glaubt, daß er die Nachsorge nicht nötig hat? Karin und Alex, das neue Pärchen? Manni, der Mist schaufeln muß? Oder sein Intimfeind Arnold, der tätowierte Hardrocker? Mehr als ein Dutzend sitzen im Kreis, starren auf ihre Fußspitzen und warten auf Doro. Nur Franz hat sich in seine zweite Welt gerettet: „Solange ich im Kopf licht und hell bleibe“, flüstert er, „kann ich das Ganze als Schauspiel betrachten.“

In dieser Sitzung erfährt Karin von Manni, daß er „abkotzen“ muß, wenn er sie schon sieht. Wie sie „herumschleimt“ und sich arschwackelnd an andere Männer



Wenn ein Klient seine Papiere verlangt, hält ihn niemand. Aber nicht jeder geht für immer. Oft kehren »Abbrecher« schon nach ein paar Tagen zurück

ranmacht, obwohl sie doch mit ihrem Freund auf den Hof gekommen ist. Ja, räumt Karin ein, sie wisse nicht, ob sie noch länger mit ihrem Alex zusammen sein will. Einer fragt: „Weißt du das, Alex?“ Der schüttelt stumm den Kopf. Wie soll er auch, wo Karin doch nicht allein mit ihm reden darf.

Arnold macht Manni an, ob er vielleicht nur deshalb so sauer sei, weil er selbst ein Schleimer ist. Manni springt auf, als wolle er sich auf den Frager stürzen. Aber er schreit nur und Arnold brüllt zurück. Die zweitwichtigste Spielregel befolgen sie alle: Keine physische Gewalt! Psychische Gewalt ist dagegen erlaubt.

Nach der Explosion lastet Stille im Raum. Nur Doro spricht, während ihr Blick rundum die Gesichter abtastet und – je nach Adressat – Hohn oder Verachtung, Verständnis, Sympathie oder Desinteresse verteilt: „Na, was hat das mit dir zu tun, Alex? Und du Christian? Willst du die miese kleine Drecksau bleiben, die du so lange warst?“ Eine Stunde noch versucht sie, die Klienten aus der Reserve zu locken. Doch die schweigen.

Die Kunde »Gift auf dem Hof« löst Panik aus

Die Therapeuten stehen im Mittelpunkt jeder Sitzung. Bei ihnen laufen die Fäden zusammen, an denen die Bewohner hängen. Sie können Aggression schüren oder Mitgefühl erzeugen, angreifen oder in Schutz nehmen, aufbauen oder abschwächen. Nur gegen das Schweigen sind die meisten machtlos.

Schweigen ist oft das einzige Verteidigungsmittel der Klienten. Manchmal wird es hart bestraft, wie etwa im Fall Marianne und Sylvia. Als vor ein paar Tagen ein „Alter“ abends im Heroinrausch auf den Hof kam, haben die beiden Frauen es gesehen und Dichthalten vereinbart. In einer Gruppensitzung ist es nun doch herausgekommen. Marianne, die sich ohnehin immer gleich schuldig fühlt, „machte den Vertrag auf“ und löste damit eine Geständniswelle aus. Plötzlich wurden auch andere Stillschweigeabkommen ruchbar, zumeist über Nichtigkeiten. Doch wenn 60 Junkie-Nasen Stoff wittern, beginnen die Nerven zu flattern.

Gift auf dem Hof! Diese Kunde löst Panik aus. Da droht die Arche zu sinken, auf die sich die Klienten vor der Flut alltäglicher Versuchungen gerettet haben: Hier darf es kein Schmerz- oder Beruhigungsmittel geben und kein alkoholhaltiges Medikament, keine Konfitüre mit Spuren von Alkohol und auch keinen Mitarbeiter, der nach Wein oder Bier riecht.

Beim Tatbestand „Gift auf dem Hof“ kennt das Team kein Pardon. Da wird öffentlich Gericht gehalten. Vor allen Haupthäuslern und Alten, einschließlich der Außenwohngruppen. Der uneinsichtige Täter muß vom Hof. Dann wird mit den Beihelfern abgerechnet. Mit den „Duckmäusern“ und „Leisetretern“, der ganzen „Mafia“. Resultat: Sechs, sieben Haupthäusler werden zu Sanktionshaarschnitt und wochenlangem Putzdienst verurteilt. Und schließlich wird noch ein Therapieabbruch provoziert: Ein Mitarbeiter brüllt so lange und unflätig auf Sylvia ein, bis sie, die als Hauptschuldige ausgemacht wurde, schreiend vom Hof läuft. Und ihr Freund hinterher.

Nach dem Strafgericht hebt sich die Stimmung wieder. Nur Marianne geht es schlecht: Sie ißt nichts, redet mit niemandem und kümmert sich auch nicht mehr um ihren einjährigen Sohn. Sigrid, ihre beste Freundin, weicht nicht von ihrer Seite, und nachts lösen sich andere Frauen mit der Wache ab. Es nützt nichts, Marianne ist am Ende. Zwei Tage später geht sie. Ihr Kind läßt sie da.

☆

Friedrichshof, im Herbst 1989. Je mehr die Ereignisse meine Distanz zermürbt haben, desto stärker hat sich mir der Vergleich mit einem stalinistischen Umerziehungslager aufgedrängt: Das scharfe Regularium, die maß- und teilweise sinnlosen Sanktionen, die öffentlichen Demütigungen, der Schauprozeß. War dies ein Junkie-Gulag?

„Junkies sprechen nur sehr schwer auf positive Ansprache an“, argumentierte Mitarbeiter Achim, der es wissen mußte, weil er selbst einer gewesen war. „Fixer sind anfangs emotional taub“, pflichtete Hausleiter Peter Scheller bei: Arnold etwa, der beinharte Rockertyp, entdeckte erst auf einem Ausflug, beim Blick von einem Alpengipfel, seine Weichheit. Auch Wolfgang, der aidskranke Künstler, hatte mir gestanden, daß er erst jenseits von Therapie und Nachsorge „sein ganzes ungelebtes Leben beweinen“ konnte. „Die Therapeuten müssen meine Mauer durchbrechen“, bestätigte auch Hermann. „Durchschießen ist wichtig.“

War mein Entsetzen also weltfremd, meine moralische Entrüstung arrogant? Rechtfertigte dort, wo die Alternative zur Drogenfreiheit der Selbstmord auf Raten ist, der Zweck die Mittel?

Für jede Härte gab es einen Grund: Mit der Kontaktsperre würden die Verbindungen zur Szene ausgetrocknet. Und die anfängliche „Beziehungssperre“ bei den Paaren sollte verhindern, daß die Partner sich gegenseitig heißreden und nur an die Drogen denken. Jürgen Kahl, der Gesamtleiter





**Die größte
Unfreiheit herrscht im
Gefängnis der eigenen
Gedankenwelt**

Wer das Alleinsein sucht, steht meist kurz vor dem Abbruch der Therapie. Gemeinsamkeit gilt als wirksames Gegenmittel. Die Arznei gegen das Grübeln wird in maximaler Dosis verabreicht: 24 Stunden am Tag

der Drogenhilfe Tübingen, brachte alles auf einen Nenner: „Wenn du zuviel Raum gibst, hast du Stoff im Haus.“ Er mußte allerdings zugeben, daß Mitarbeiter gelegentlich zu Überreaktionen neigen: „Das Ganze ist eine schwierige Gratwanderung.“

Aber wie kann jemand, der 18 Monate unmündig in einer drogenfreien Zone lebt, später allein der täglichen Versuchung widerstehen? Selbst wenn die Absolventen als Außenwohngruppe zusammenbleiben: Wird da die Abhängigkeit von der Droge nicht durch eine neue ersetzt? Liegt nicht im Anspruch, jegliche Droge lebenslang zu meiden, schon der Keim des Scheiterns? Andere Drogentherapeuten finden sich mit einem „Drogenurlaub“ ab – eine vorübergehende Abstinenz. Sie sehen in der Therapie mehr einen „wiederholbaren Anstoß zur Entwicklung von Problembewußtsein“ innerhalb eines „umfassenden ‚heilenden‘ und mißlingenden Lebensprozesses“.

Die Devise, daß recht hat, wer Erfolg aufweisen kann, scheint das Team des Friedrichshofes allerdings zu bestätigen.

Erhebungen der Drogenhilfe Tübingen haben ergeben, daß die Erfolgsquote sehr hoch ist: Von zehn Friedrichshof-Absolventen bleiben etwa sechs über einen Zeitraum von fünf Jahren clean.

Christian hielt »Drill aufs Cleansein« für wirkungslos

„Weil sie jahrelang an der Nabelschnur hängen“, erklärte mir Christian damals. Der studierte Fliesenleger, der eine Studienarbeit ausgerechnet über Drogenpolitik geschrieben hat, galt als kritischer Klient. Er konnte keine Therapeuten akzeptieren, „deren einzige Qualifikation die eigene Drogenkarriere ist“. Er attackierte die „Schließermertalität der Alttachtund-sechziger, die eigentlich mal was Gutes wollten“. Er hielt auch den „Drill aufs Cleansein“ langfristig für wirkungslos: Nur die totale soziale Kontrolle in den Außenwohngruppen stelle den Erfolg sicher. Und er machte die Gegenrechnung auf: Krankenkassen oder Rentenversicherungen, die Kostenträger der Therapie, bezahlten

einen Tagessatz von 120 Mark. Bei einer Therapiedauer von eineinhalb Jahren kämen da 65 000 Mark zusammen. „Wenn Methadon“, folgerte Christian, „als Ersatzdroge für Heroinabhängige zugelassen würde, könnten die den Laden hier dichtmachen.“

☆

Im März 1990 besuche ich den Friedrichshof noch einmal. Als erste begegnet mir Marianne. Sie war im Herbst – zur Erleichterung aller – schon nach wenigen Tagen wieder zurückgekehrt. „Ich bin einfach durchgedreht“, erklärt sie, „weil ich wieder mal versagt hatte.“ Franz arbeitet in der Gärtnerei, wo er mit den Pflanzen spricht. Die „Kapos“ von damals sind inzwischen in der Nachsorge. Drei haben auf dem Hof eine Schreiner- oder Gärtnerausbildung begonnen, eine Frau jobbt in Heilbronn. Sigrid und Andreas sind zusammen mit sieben anderen nachgerückt und damit dem erfolgreichen Abschluß der Therapie ein gutes Stück näher gekommen. Der kleine Till fühlt sich immer noch wohl auf dem Hof. Sein Vater dagegen hat mehrmals „dicht am Abgrund ge-“

Körner Betäubungsmittelgesetz

Erläutert von Dr. Harald Hans Körner, Oberstaatsanwalt bei der Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Frankfurt

3., neu bearbeitete Auflage. 1990
XXI, 1274 Seiten. In Leinen DM 145,-
ISBN 3-406-33937-9

Der führende Kommentar

zum BtMG von Körner legt auch in seiner 3. Auflage besonderes Gewicht auf die verbesserte und vertiefte Erläuterung folgender Probleme:

- Spritzenaustauschprogramme
- Drogensucht und AIDS
- Methadon- und Codeinprogramme
- Betäubungsmittel in Gefängnissen
- die »nicht geringe Menge« der Betäubungsmittel
- Handel mit Tierdoping- und Tiernastmitteln
- Ersatzverfall von Drogenerlösen und Vermögensstrafe
- Agent provocateur und verdeckter Ermittler
- Zeugenschutz
- Der Aufklärungsgelhilfe (§ 31 BtMG)

Verlag C.H.Beck München

Der Kampf der Kinder



Kai Hermann
Die Starken
Wie Kinder in Armut
(über)leben. Paper-
back, 230 Seiten,
60 Fotos, DM 24,80.

**In jeder guten
Buchhandlung
erhältlich**

STERN-BUCH



Sie stehlen, um zu leben und schlafen unter freiem Himmel. Die Straßenkinder der dritten Welt führen einen ständigen Überlebenskampf. Kai Hermann zeichnet in acht Reportagen die Schicksale von Kindern und Jugendlichen, die trotz allem vor Energie und Lebenswillen strotzen. Ein bewegendes Buch mit eindrucksvollen Fotos.



Friedrichshof: Knast-Kolonie oder Flucht- burg für Fixer?

Im Hauptgebäude müssen die Klienten ihre ersten 12 Monate verbringen. Sovornehm, wie es von außen scheint, geht es drinnen nicht zu. Oft gibt es Zoff wegen der strengen Hausregeln



standen“, wenn die Aids-Untersuchung schlecht ausgefallen war: „Dann habe ich mich gefragt, warum ich mir das alles noch reinziehe.“

Wolfgang ist nicht mehr da. Er hat den Hof verlassen, als ihm seine Aids-Krankheit unerträglich wurde. Er griff wieder zur Spritze und raste bald darauf mit seinem Auto in den Tod. Ob es Selbstmord war oder Unfall, bleibt offen.

Christian hat nach den gerichtlich vorgeschriebenen zwölf Monaten seine Therapie beendet und damit den alten Verdacht von Andreas bestätigt: „Der macht hier nur seinen Knast ab.“ Er arbeitet wieder als Fliesenleger und trinkt Alkohol. Sonst sei er clean, höre ich ihn am Telefon sagen. Für das Team vom Friedrichshof findet er auch in der Rückschau nur harte Worte. „Wer sich so viel Macht anmaßt“, fordert er, „muß gefälligst auch perfekt sein.“ □

Fast zwei Wochen lang haben der Fotograf **Thomas Stephan**, 33, und GEO-Wissen-Redakteur **Dr. Manfred Pietschmann**, 41, auf dem Friedrichshof gelebt. Sie waren beeindruckt von der schonungslosen Offenheit, mit der Klienten wie Therapeuten sich offenbarten.

SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT



Das faszinierende Wechselspiel zwischen Psychiatrie, Pharmakologie, Neurochemie und Hirnforschung ist das Thema dieses Buches.

224 Seiten, ISBN 3-922508-86-3
DM 58,- / sfr 54,- / öS 452,-

Schon seit Jahrtausenden nutzt der Mensch Substanzen, die seinen psychischen Zustand verändern. Solomon H. Snyder beschreibt die Wirkungen, die Rauschgifte, Stimulantien, Beruhigungsmittel und andere natürliche und künstliche Wirkstoffe der modernen Psychopharmakologie auf Gehirn und Verhalten ausüben.

Spektrum
DER WISSENSCHAFT

Mönchhofstraße 15
D-6900 Heidelberg



Unsere Zeitschrift informiert Sie Monat für Monat umfassend und verständlich über die wichtigsten und aktuellsten Entwicklungen in Forschung, Wissenschaft und Technik.

Jahresbezugspreis:
DM 105,60 incl. Versand.
Schüler und Studenten:
DM 96,-

GROSSE



Das berühmteste Wrack der Welt



Die Diamanten-Story



Cayenne: Archipel der Verdammten



Ladiner: Berg-Leute auf Talfahrt



Die Straßenkinder von São Paulo



Airbus: Aufsteiger ohne Beispiel



Pandas: Noch sind sie nicht verloren



GEO

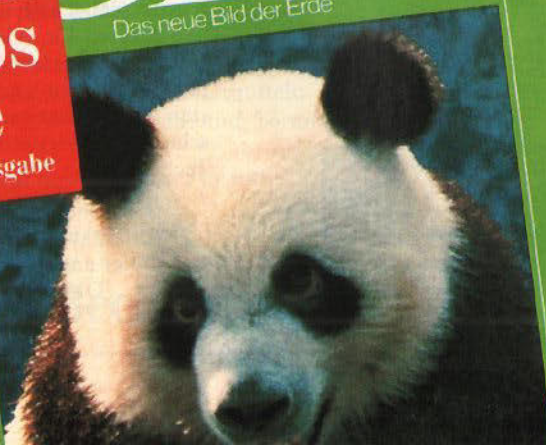
Das neue Bild der Erde

C 2498 E

12,90 DM
Dahlemer: 05,80
Bayerischer: 09,10 DM
(22. Februar 1987)

**Kostenlos
für Sie**

eine aktuelle GEO-Ausgabe



REPORTAGEN...



Haben Sie Interesse, mehr darüber zu erfahren? GEO lädt Sie ein, jetzt kostenlos eine aktuelle Ausgabe anzufordern. Lernen Sie GEO kennen. Das große Reportage-Magazin läßt Sie miterleben, mit dabei-sein, wo faszinierende Ereignisse das Bild der Erde prägen.

Die Bilder dieser Seite stehen für GEO-Reportagen. Jede 20, 30 Seiten lang, jeweils 7 Reportagen erarbeitet die Redaktion für eine GEO-Ausgabe. Fordern Sie jetzt ein aktuelles Heft zum Kennenlernen an (extra dazu: 4 GEO-Farbdrucke als Geschenk!). Postkarte (Seite 131) bitte noch heute abschicken.

Aus GEO: Maori auf Neuseeland.
Nur noch für Touristen traditionelle
Muster aufs Gesicht gemalt.

Inspiration ist ein flüchtiges
oder Musiker die schöpferische Kraft der Droge. Doch die
neuen Dimensionen seines Könnens zu finden

TEXTE VON WOLFGANG NAGEL

Tausende und Abertausende mikroskopischer Flammenpunkte, blendende Diamanten, Blitze für Mikroben. Paläste mit unzähligen Türmchen, unter einem unbekannten Druck in der Luft hinfahrend. Arabesken, Girlanden, Jahrmarkt.“ Forschungsbericht aus einem unbekannten Kontinent, Notate zum Meskalinrausch von Henri Michaux.

Der belgische Maler, Zeichner und Literat gilt als einer der großen künstlerischen Einzelgänger dieses Jahrhunderts. Nach abgebrochenem Medizinstudium war er als Matrose ein Jahr lang um die Welt gefahren. Stark hatten ihn die Surrealisten der zwanziger Jahre beeindruckt, die mit „automatischem“ Schreiben und Zeichnen die Ratio beim künstlerischen Prozeß auszuschalten suchten, um die vordergründige Abbildung der Wirklichkeit zu überwinden und möglichst direkten Zugang zum Unterbewußtsein zu erlangen.

Auch Michaux war ein Abenteurer im Geiste, der „die Beziehungen zum Unterbewußten vermehren“ wollte. In Bildern und Büchern lotete der Autodidakt die Grenzen der menschlichen Existenz aus. Seine ausgedehnten Exkursionen durch Südamerika und den Fernen Osten, die er in sehr persönlichen Aufzeichnungen – „Ein Barbar in Asien“ – auswertete, waren auch ein Stück Selbsterforschung, seine Aufbrüche ins Innere zugleich Erkundungen der Welt.

Ihm, der lebenslang jegliche Publizität scheute, war es eher unangenehm, als Mitte der fünfziger Jahre seine Selbstversuche öffentlich bekannt wurden. Unter strenger ärztlicher Kontrolle konsumierte Michaux Meskalin aus dem Peyote-Kaktus. Im Abklingen des Rausches versuchte er, die Eindrücke seiner phantastischen Reise festzuhalten. Die so entstandenen Zeich-



**Henri Michaux,
geboren 1899,
gestorben 1984**

nungen – seismographisch-vibrierende Linien, die sich zu abstrakten mikroskopischen Strukturen reihen – unterscheiden sich deutlich von all seinen vorherigen, figurativen Arbeiten.

Die Kunstwelt sah in ihnen „Dokumente psychischer Erschütterung und existentieller Unordnung“. Michaux stellte nach dieser Erfahrung unsere Sicht der Realität radikal in Frage. „Was ich da gesehen habe“, schrieb er, „ist mir realer und unvergeßlicher als alle Länder, die ich bereist habe.“ Und: „Niemals ist man der Realität gewisser, als wenn sie eine Illusion ist. Denn dann ist sie Realität kraft innerer Zustimmung. . . . Sie ist vollkommen.“

Dennoch war Michaux, dem die Droge nur Instrument des Erkennens war, weit entfernt von der Euphorie eines Aldous Huxley oder Timothy Leary, die Meskalin oder LSD fast als eine Art Volksnarkotikum empfahlen. Und heftig widersprach der soignierte, 1984 verstorbene Belgier all jenen, die ihn in die Nähe von Drogensüchtigen zu stellen versuchten: „Bedaure sehr. Ich bin eher vom Typ des Wassertrinkers. Nie Alkohol. Keine Exzitanzen, und seit Jahren keinen Kaffee, Tabak, Tee.“

Gesichter waren ein beherrschendes Thema für den Literaten, Maler und Zeichner Michaux. Das Aquarell (rechts) gehört zu einer Serie aus den Jahren 1948/1949, die er nach dem plötzlichen Tod seiner Frau malte. Die 1958 entstandene Meskalin-Zeichnung (oben) ist wie sein Buch »Turbulenzen im Unendlichen« Resultat seiner Meskalin-Experimente

Ingrediens der Kunst. Seit jeher lockt deshalb Maler
Kuß der künstlichen Muse ist hinterhältig: Mancher, der im Rausch zu
glaubt, erlebt am Ende in der Sucht den eigenen Untergang

RAUSCH & KUNST



Jazz und Heroin – das gehörte in den vierziger und fünfziger Jahren zusammen wie die A- und B-Seite einer Single. Billie Holiday, Miles Davis, Fats Navarro, Dexter Gordon, Carl Perkins – alle hingen sie an dem Zeug. Das Jazz-Age war auch eine Jazz-H-Connection.

Chet Baker, der so lyrisch und fragil wie kein anderer Weißer die Trompete blies, schien auf natürliche Weise gegen die Pest der Zunft gefeit zu sein. Jedemal, wenn er das weiße Pulver probierte, drehte sich ihm der Magen um. Dennoch wurde er eines der kläglichsten Opfer des Heroins.

Schon mit 22 Jahren trompetete Chesney Henry Baker aus Yale in Oklahoma, der kaum Noten lesen konnte, an der Seite von Charlie „Bird“ Parker, dem großen Saxophonisten und Heroinschnupfer. Kurz darauf gründete der schwächliche James-Dean-Typ mit Gerry Mulligan ein eigenes legendäres Quartett, das sich jedoch schon elf Monate später auflöste, als die Polizei von Los Angeles Mulligan wegen Drogenmißbrauchs hinter Gitter brachte.

Chet blieb standhaft. Mit einer neuen Truppe brach er ins Jazz-Neuland Europa auf. Am Ende der achtmonatigen Erfolgs-Tournee starb der 23jährige Pianist der Gruppe an einer Überdosis Heroin. Baker war geschockt. Nach dem vergeblichen Versuch, sein Schuldgefühl durch Arbeitswut zu ersticken, griff er schließlich selbst zu dem Stoff, dessen zerstörerische Wirkung er so hautnah miterlebt hatte. Diesmal revoltierte der Magen nicht. Rasch geriet der Jazzler in den Strudel der Sucht. 1959, mit 29 Jahren, ging er zum erstenmal wegen Drogenbesitzes für vier Monate in den Knast.

Nach der Entlassung suchte Baker wiederum in Europa sein Glück und kam gleichzeitig immer mehr auf die schiefe Bahn. 18 Monate Haft in Italien. Verhaftung und Ausweisung in England. Das gleiche in Berlin.

Als er 1964 nach Amerika zurückkehrte, zog der Name Chet Baker kaum noch. Der einstige Star landete bei einem zwielichtigen Manager, der ihn vollpumpte, um ihn auszusaugen, und

bei einem Dealer, der ihn wegen einer Lappalie halbtot schlagen ließ. Baker verlor dabei alle Zähne – für einen Trompeter das Aus. Er lebte von Sozialhilfe und schluckte alles an Drogen, was er ergaunern konnte.

Es grenzt an ein Wunder, daß er sich noch einmal aufbäumte: 1972 stieg er auf die Ersatzdroge Methadon um, die in San Francisco an Junkies abgegeben wurde. Lernte mit einem Spezialmundstück, seinem Horn wieder Töne zu entlocken. Bewährte sich bei mehreren Engagements. Und schaffte 1973, in der New Yorker Carnegie Hall, das umjubelte Comeback mit seinem alten Partner Gerry Mulligan.

Doch sein Comeback mit der Trompete wurde auch ein Comeback zur Droge. Kaum war er obenauf, da jagte er sich bald wieder die Spritze in die Vene. Ab Ende der Siebziger vagabundierte er durch Europa und lebte von Schuß zu Schuß. Auch wenn Insider klagten, daß er immer unberechenbarer würde – geplatzte Termine, geschmissene Konzerte –, seine Virtuosität ließ ihn nicht im Stich. Wenn er spielte, konnte er Triumphe auslösen. Aber Baker gab nur noch selten große Konzerte und wurde schließlich zum Schatten seiner eigenen Legende.

Am 13. Mai 1988, um drei Uhr morgens, stürzte der 58jährige aus dem Fenster seines Amsterdamer Hotels. Unfall? Verbrechen? Selbstmord? Die Polizei stellte die Ermittlungen ein.

**Chesney Henry Baker,
geboren 1929,
gestorben 1988**

Einen seiner letzten Auftritte hatte Chet Baker in Frankfurt etwa einen Monat vor seinem Tod. Als heroinsüchtiger Junkie-on-the-road, der über 100 Schallplatten aufgenommen und ungezählte Konzerte gegeben hat, war der Trompeter schon zu Lebzeiten Jazz-Legende





Das Unglück begann am 12. Dezember 1923, als der vom Alkohol zerrüttete Schriftsteller Raymond Radiguet im Alter von 20 Jahren an Typhus starb. Fünf Jahre war er Freund und Geliebter seines Entdeckers und Förderers Jean Cocteau gewesen, den sein Tod wie „eine Operation ohne Betäubung“ schmerzte. Linderung fand der 34-jährige bei einem braunen Stoff: Opium.

Cocteau war der Paradiesvogel der Pariser Gesellschaft. Als Lyriker und Dramatiker ebenso erfolgreich wie später auch als Maler, Zeichner und Filmemacher, gefiel er sich in der Rolle des Universalgenies – und mußte sich gefallen lassen, von seinen Gegnern als vielseitiger Dilettant verspottet zu werden. In Selbstverliebtheit ästhetisierte Cocteau sein Leben bis zur Perfektion, umgab sich mit einem Hofstaat apollgleicher Jünglinge und gierte nach der Aufmerksamkeit des Publikums, das er so verachtete, wie er den Skandal liebte.

Seit er den Trost des Mohnextrakts erfahren hatte, wurde die Droge fester Bestandteil seiner Selbst-Inszenierung. Süßliche Opiumschwaden hingen von morgens bis abends in seinem abgedunkelten Zimmer, Gäste empfing er vornehmlich im Liegen, die Opiumgerätschaften in Reichweite. Der Vielbewunderte erhob das asiatische Gift zum Lebensstil, stets den Eindruck erweckend, er würde es beherrschen. In Wirklichkeit beherrschte es ihn.

Begnügte er sich anfangs mit zehn Pfeifen pro Tag, rauchte er bald 30 und mehr. Von 1924 bis zu seinem Tod 1963 – mit Ausnahme der Kriegsjahre, als die deutschen Besatzer den Nachschub abschnitten – entschied „Drogen und Rauschgift... über seine Affären und Trennungen, über die Gesellschaft, die er sich aussuchte, über seine Reisen, seine Werke und seine Finanzen“, resümiert sein Biograph Frederick Brown. „Das Opium verdammt Cocteau zu



**Jean Cocteau,
geboren 1889,
gestorben 1963**

brillanter Oberflächlichkeit“ und half, „die Einzelkomponenten von Cocteaus Scheinpersönlichkeit zusammenzuhalten“.

Sechsmal versuchte er, sich das „Heilmittel“ abzugewöhnen, „das sich immer wieder in einen Despoten verwandelt“. Und natürlich veröffentlichte er nach der zweiten Kur 1929 ein Buch darüber: „Opium“. Darin schilderte er die Martern des Entzugs: „Ein voller Frühling durchtobt die Adern und spült Eisklumpen und glühende Lava mit sich.“

Jean Cocteau pries allerdings auch die Wonnen des „Nervenregulators“, dessen „Euphorie dem Wohlbefinden des Gesunden überlegen“ sei, und trauerte den Segnungen des „fliegenden Teppichs“ nach: „Es ist hart zu wissen, ... daß man nicht mehr auf ihm dahinfliegen wird.“

Aber Cocteau flog: Nach jedem Entzug erwies sich die Selbstgewißheit als Illusion. Das Gift laugte seinen Körper aus, er litt unter Impotenz, die Haut glich vergilbtem Papier. Mit Mitte Fünfzig fand er sich selber „abstoßend“, und jenseits der Sechzig plagten ihn zunehmend Krankheiten: Angina-Anfälle, Nierenleiden, Herzattacken. Im Jahr 1963 beendete der Tod die Lebens-Performance des 73-jährigen Selbstdarstellers. „Ich bin außerordentlich erstaunt“, rief François Mauriac ihm nach, „daß er ... etwas so wenig Originelles tun konnte wie sterben.“

Das Bild eines Menschen, der seine Sinnesorgane wie Antennen ausgefahren hat, zeichnete der opiumsüchtige Maler, Literat und Filmemacher Cocteau während der zweiten insgesamt sechs Entziehungskuren. Das Tagebuch, das er während des Entzugs führte, erschien später unter dem Titel »Opium«

Provinzmief ist tödlich, und Austin ist Provinz. Wer sich dort nicht anpaßt, den bestraft das Leben. Eine pummeelige Studentin, die so gar nicht dem Höhere-Tochter-Ideal entsprechen will, wird in der texanischen Hauptstadt auf dem Jahresball 1963 zum *ugliest man on campus* gekürt. Der „häßlichste Mann der Uni“ ist Janis Joplin.

Gegen das biedere, langweilige Südstaatenleben der privilegierten Weißen hat die Bürgertochter früh aufbegehrt und ist von zu Hause ausgerissen. Nun, nach der Mißwahl, hält sie auch nichts mehr an der Universität: Tingeltangel mit der Gitarre, Sauftouren, Strandfeiern mit den Beatniks von L. A., Eintauchen in die Drogenszene von San Francisco. Doch mit 22 hat sie von Dope und Gammelei die Nase voll. Sie kehrt zurück ins Elternhaus, sucht Zuflucht just zu jenem Leben, vor dem sie geflohen war, und will einen biedereren Job als Sekretärin annehmen: „Meine wilden Jahre sind vorbei.“

Doch dann erinnert sich ein Freund aus San Francisco an die herrlich brüchige Reibeisenstimme der kleinen Texanerin. Er vermittelt sie an die neue Band „Big Brother and the Holding Company“. Über Nacht ist das häßliche Entlein aus Texas ein Star an der Westküste. Ein einziges Festival, 1967 in Monterey mit Jimi Hendrix, The Who und Otis Redding, bringt ihr nationalen Ruhm. Jetzt sieht das Leben vollkommen anders aus. „Getting stoned, staying happy and having a good time“: Ihr vielzitiertes Credo spricht einer ganzen Generation aus der Seele.

Das Musikgeschäft ist mörderisch. Dauerstress im Studio und völlige Verausgabung auf der Bühne wechseln mit Langeweile nach dem Gig. Abends das Bad in der Menge, nachts die Einsamkeit im Hotel. Auch ein Energiebündel wie die Joplin ist diesen Zerreißproben emo-

tional nicht gewachsen. Bei ihren Auftritten pflegt sie auf der Bühne eine ganze Flasche Whiskey zu leeren. Aber das allein reicht nicht. Es gibt ein anderes Mittel, das gegen Öde und Stress herrlich stumpf macht: Heroin. Sie spritzt es heimlich, während sie öffentlich tönt: „Wozu Rauschgift, wenn ich mich mit Southern Comfort besaufen kann.“

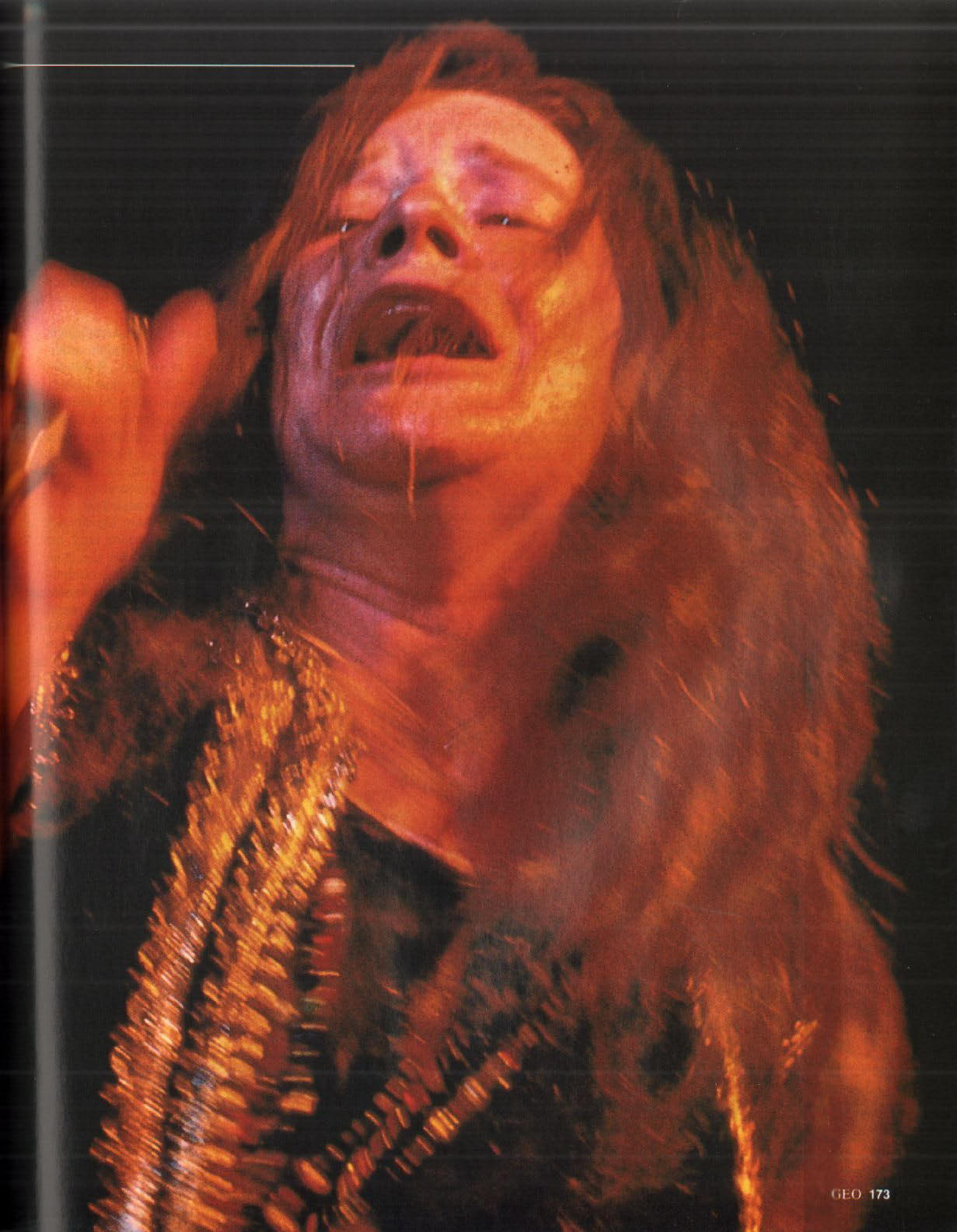
Ihre Einsamkeit vertreiben Drogen und Alkohol sowenig wie die zahllosen Männer, die sie sich für ein, zwei gemeinsame Nächte angelt. Depressionen sind die beständigen Begleiter des Erfolgs. Ein kleiner Rutsch in den Charts kann das Idol der Massen bis ins Herz irritieren. Der verzweifelte Wunsch nach Liebe erscheint ihr immer unerfüllbarer.

Und doch scheint sich alles noch zum Guten zu wenden. Mit ihrer enormen Willenskraft kommt sie vom Heroin los. Sie lernt den Mann ihres Lebens kennen, keinen dieser infantilen Bewunderer, die sich stets an Ruhm und Geld hängen, sondern einen soliden, wohlhabenden New Yorker. Beide planen eine rauschende Hochzeit. Sie nimmt eine neue Platte auf, die ihr bestes Album zu werden verspricht.

Am 4. Oktober 1970, zweieinhalb Wochen nachdem Jimi Hendrix an Drogen gestorben ist, wird sie im Landmark Hotel in Hollywood tot aufgefunden. Ihr linker Arm weist 14 Einstiche auf. Niemand hat gewußt, daß sie seit sechs Wochen wieder drückte.

**Janis Joplin,
geboren 1943,
gestorben 1970**

Während eines Konzertes würde sie mit Tausenden Liebe machen, sagte die Trinkerin und Heroinabhängige Janis Joplin einmal. In Wirklichkeit war die Kultfigur der Woodstock-Generation einsam: »Mir ging auf, daß die einzigen Leute, die mich mögen, von mir bezahlt werden«



Ein adretter Bürgersohn, mit kleinem Gepäck und großem Talent: So kommt der 21jährige, aus Livorno stammende Amedeo Modigliani 1906 nach Paris. Künstler will er werden. Einige hundert Lire hat er in der Tasche und wahrscheinlich ein paar Kügelchen Haschisch. Das Geld stammt von seiner Mutter und soll ihm den Start in der Fremde erleichtern. Haschisch kennt er aus Venedig, wo er Kunst studiert und an „Rauschgift-Orgien“ teilgenommen hat. Zur Stimulation von Geist und Kreativität sei jedes Mittel recht, hatte er einem Jugendfreund geschrieben.

In Paris lernt Modigliani Absinth schätzen, den grünlichen Wermutlikör.

Immer öfter sieht man ihn in ausgelassener Stimmung im Bistro sitzen oder betrunken nach Hause wanken. Der schöne Italiener, dem die Mädchenherzen nur so zufliegen, genießt das animierende Leben in den Cafés auf dem Montmartre und, als die Kunstszenen das Seine-Ufer wechselt, auf dem Montparnasse. Manches Mal flieht er aber auch in den Rausch, weil er Schwierigkeiten hat. Als Neuling ist er anfangs ein Außenseiter; als Künstler kämpft er lange Zeit um Anerkennung; und als Jude verletzt ihn der Antisemitismus in Paris.

Betrunken verwandelt sich der scheue Modigliani mit den vornehmen Umgangsformen in einen aggressiven, streitsüchtigen Randalierer. Die Malerin Nina Hamnett muß sich einmal vor seinen Anzüglichkeiten auf eine Laterne retten. Auf Festen setzt er Tischdecken in Brand und zerstört fremde Kunstwerke. In kindischem Jähzorn neigt er zu theatralischen Auftritten und spielt der

Welt den Sonderling vor: Protest gegen das verhaßte Bürgertum.

Der extensive Alkoholkonsum setzt seiner ohnehin instabilen Gesundheit zu. Freunde, die ihm seine selbstzerstörerischen Trinkgewohnheiten vorhalten, belehrt er, daß er ein kurzes, intensives Leben einer gesicherten Spießereixistenz allemal vorziehe. „Für mich zählt nur, was ich auf die Leinwand bringe.“

Modigliani arbeitet unermüdlich. Zeichnungen, die er von Gästen anfertigt, verschreibt er in der „Rotonde“ oder bei „Rosalie“ für ein paar Francs, um Alkohol und Haschisch zu kaufen. Er gerät in die Abhängigkeit von Kunsthändlern. Einer pflegt ihn morgens mit einem Modell und einer Flasche Wein einzusperren. Abends ist die Flasche leer, und auf der Staffelei steht ein fertiges Bild, für das er 20 Francs erhält.

Seine Portraits und Akte ähneln sich alle. Gesichter und Hälse sind lang, ein melancholischer Zug liegt um die mandelförmigen, dicht beieinanderstehenden Augen, „deren maskenhafte Form“, so der Kunsthistoriker Karl Ruhrberg, „vom halluzinierten Sehen des unter Alkohol und Drogen stehenden Künstlers mitbestimmt ist“.

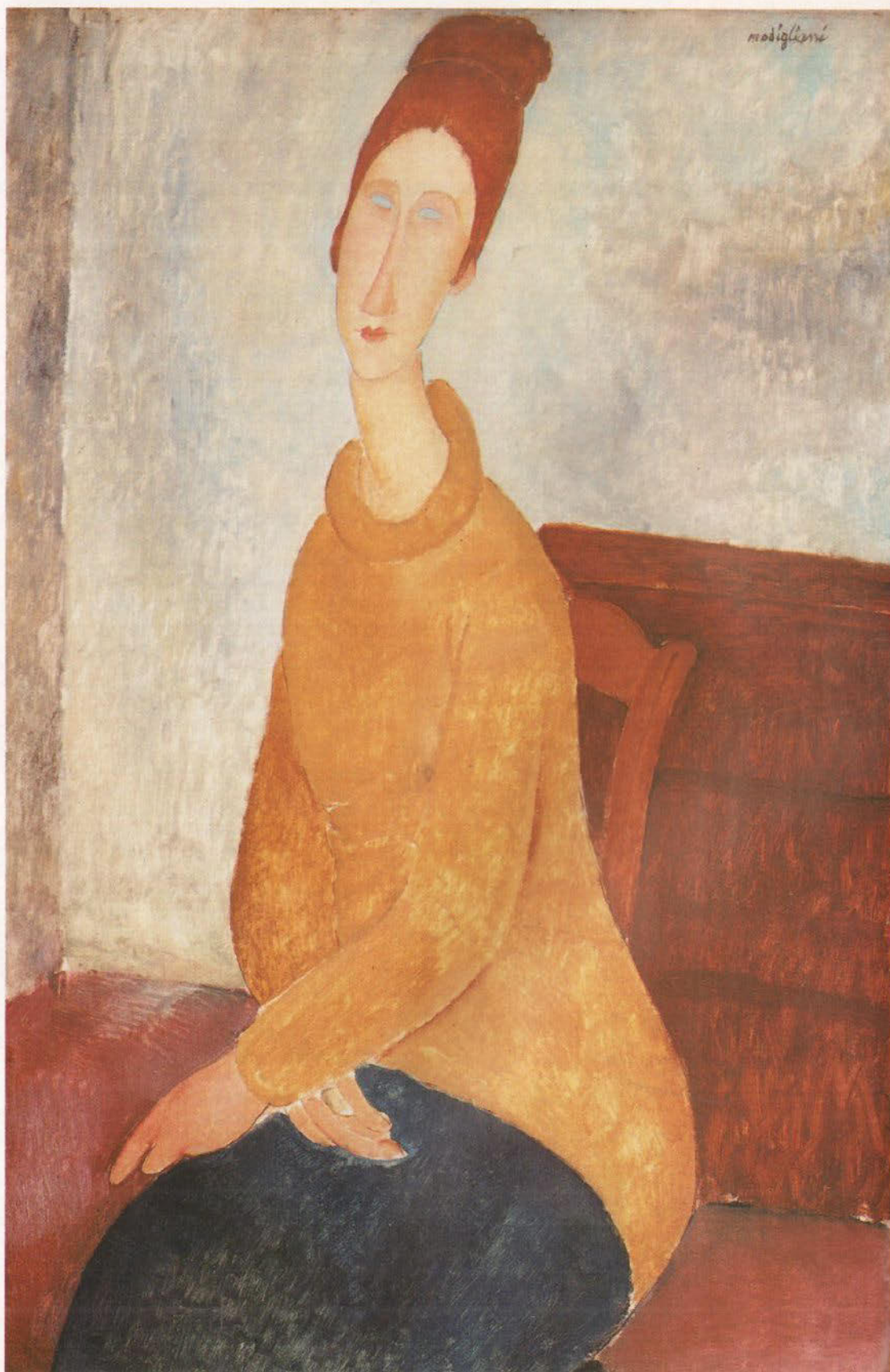
Im Frühjahr 1917 trifft „Dedo“ die Liebe seines Lebens. Doch auch Jeanne Hébuterne kann ihn nicht vom Alkohol abbringen. Der einstige Beau wirkt wie ein Herumtreiber, sein Gesundheitszustand verschlechtert sich zusehends: „Ich bin verloren.“ Bluthusten und Fieberanfälle halten ihn nicht davon ab, sich täglich zu besaufen, bis zum Delirium. Daneben nimmt er jetzt regelmäßig Kokain.

Am 24. Januar 1920 erliegt Amedeo Modigliani den Folgen einer Grippe. Tags darauf stürzt sich seine hochschwängere Lebensgefährtin Jeanne aus dem fünften Stock eines Hotels. „Der Tod ereilte ihn, als ihm der Ruhm winkte“, steht auf seinem Grabstein. □



**Amedeo Modigliani,
geboren 1884,
gestorben 1920**

Das Bild »Jeanne Hébuterne mit gelbem Pullover« malte der italienische Maler und Bohemien der Pariser Kunstszene um 1919. Es trägt mit dem oval deformierten Gesicht und der überlangen Nase das charakteristische Signum des Künstlers. Jeanne Hébuterne, Modiglianis letzte Geliebte, wählte 1920 den Freitod, nachdem ihr Gefährte einer Grippe erlegen war



Enzyklopädie der

Die nüchterne Analyse der Situation ist Voraussetzung für politisches Handeln. Das gilt insbesondere für

1

Warum ist das deutsche Drogenproblem ein anderes als in den Vereinigten Staaten?

2

Bietet die Heroin-Freigabe oder eine Behandlung der Süchtigen mit dem Ersatzopiat Methadon einen Ausweg aus dem Drogenproblem?

3

Wie müßte die Drogenpolitik der neunziger Jahre aussehen?



Rolf Hüllinghorst ist seit dem 1. Juli 1990 Direktor der »Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren e. V.« in Hamm/ Westfalen. Zuvor war der Sozialpädagoge für den »Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband« tätig

1 Individuell betrachtet ist das Problem, von einem Mittel abhängig zu sein, diesseits und jenseits des Atlantik gleich. Auch die Schwierigkeiten des sozialen Umfeldes eines Süchtigen, seiner Eltern, Kinder, Freunde und eventuell Kollegen, sind in den USA und der Bundesrepublik wohl ähnlich. Auf die Gesamtbevölkerung bezogen gibt es allerdings Unterschiede. In den USA dürften weitaus mehr abhängige Menschen aus sozial benachteiligten Schichten kommen. In diesen Bevölkerungsgruppen wird in den USA hauptsächlich Kokain, in der Bundesrepublik dagegen Alkohol konsumiert. Auch im Bereich von Therapie und Drogenhilfe gibt es Unterschiede: Unser – gewiß etwas überdimensioniertes – Angebot an medizinischer Versorgung kann von jedem Abhängigen in Anspruch genommen werden. In den USA steht eine entsprechende Heilfürsorge nur Privatpatienten zur Verfügung. Wäh-

rend wir Wartezeiten auf stationäre Entgiftungs- und Entwöhnungsplätze haben, müssen in den USA beispielsweise Heroinabhängige schon für die Aufnahme in ein Methadon-Erhaltungs-Programm Schlange stehen.

2

Heroinfreigabe und Methadon - Behandlung sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Die Verordnung von Methadon als Heroinersatz kann Teil einer flexiblen Drogenhilfe sein, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind: eine verantwortungsbewußte medizinische Indikation und eine psychosoziale Betreuung mit dem – zeitlich nicht fixierbaren – Ziel der Drogenfreiheit. Die Verschreibung von Ersatzdrogen kann das Drogenproblem insgesamt jedoch nicht lösen. Bestenfalls werden Voraussetzungen geschaffen, die den Abhängigen den Druck der Heroinbeschaffung abnehmen und ihnen ermöglichen, in Ruhe die eigene Lage zu überdenken. Meiner Meinung nach ist es wichtig, daß die Ausgabe von Ersatzstoffen eine Angelegenheit der Gesundheitspolitik bleibt und nicht als ordnungspolitische Maßnahme – etwa um Kriminalität zu verhindern – mißbraucht wird.

Heroin-Freigabe wird in erster Linie damit begründet, daß der illegale Markt ausgetrocknet werden soll. Doch die – zunächst faszinierende – Idee, das Angebot über den Markt zu reduzieren, wirft mehr Fragen als Antworten auf. Etwa: Wer verteilt und zu welchen Konditionen?

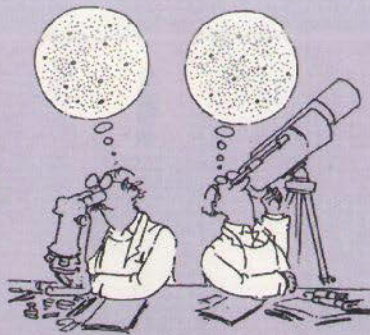
Unsere Probleme mit der legalen Droge Alkohol sind schon übergroß. Unsere Gesellschaft kann unter den derzeitigen Rahmenbedingungen weder ei-

ne Heroin- noch eine Cannabis-Freigabe verkraften.

3

Politik muß gute Gründe schaffen, keine Drogen zu nehmen! Dabei kann es natürlich nicht nur um illegale Drogen gehen. Der Gebrauch und Mißbrauch aller suchterzeugenden Substanzen muß reduziert werden. Mein erster Wunsch wäre, daß Politiker die Dimension der Sucht-Problematik erkennen. Dann könnten sie bei politischen Entscheidungen in Bereichen wie Wohnen, Schule, Arbeit und Familie suchtfördernde und suchtermeidende Faktoren berücksichtigen. Die ernsthafte Auseinandersetzung mit der Forderung der Weltgesundheitsorganisation, bis zum Jahre 2000 den Alkoholkonsum weltweit um 25 Prozent zu reduzieren, wäre wünschenswert. Beispielsweise könnte durch eine entsprechend hohe Besteuerung von Alkohol und Tabak der Konsum gesenkt werden. Ein Drittel weniger Alkoholkonsum würde die volkswirtschaftlichen Schäden durch Alkoholmißbrauch halbieren. Die Harmonisierung der Verbrauchssteuern auf alkoholische Getränke innerhalb der Europäischen Gemeinschaft sollte nicht dazu führen, daß aufgrund geringerer Preise gerade im Norden der EG die Suchtprobleme zunehmen. Mein zweiter Wunsch wäre, daß die Schlagworte „Nachfrage-Verminderung“, „Angebots-Reduzierung“ und „Schadens-Minimierung“ keine Schlagworte bleiben, sondern – für das jeweilige Suchtmittel mit unterschiedlicher Gewichtung – durch politische Ent-

Ignoranz



FRAGEN

»Nicht Ignoranz,
sondern die Ignoranz der
Ignoranz ist der Tod
des Wissens«

Alfred North Whitehead

das heikle Feld der Drogenpolitik. GEO-Wissen fragte vier Experten nach ihren Meinungen und Wünschen

scheidungen in die Tat umgesetzt werden.

Der dritte Wunsch bezieht sich auf die Veränderungen in Deutschland: Das erfolgreiche Versorgungssystem für Suchtkranke in der Deutschen Demokratischen Republik verdient es, übernommen zu werden. Dort ist die Devise „ambulant vor stationär“ keine Leerformel: Suchtkranke werden in örtlichen Polikliniken behandelt und betreut. Darüber hinaus stehen teilstationäre Einrichtungen (Tag- bzw. Nacht-kliniken) zur Verfügung.



Jürgen Kahl
ist Gesamtleiter der
»Drogenhilfe Tübingen e.V.«,
dem Trägerverein
dreier Therapie-Einrichtungen
für Heroinabhängige,
und seit über 20 Jahren in der
Drogenarbeit tätig

Izunächst das Gemeinsame: US-Dollar und D-Mark sind stabile Währungen. Für den Handel mit Suchtstoffen versprechen sie die größten Gewinne. Auch deshalb haben illegale Drogen in den westlichen Industrieländern enorm zugenommen. Dieses Gewinnstreben kennzeichnet nicht nur den legalen wie den illegalen Drogenhandel, es kennzeichnet die westliche Gesellschaft überhaupt. Die Leistungsgesellschaft stellt hohe Anforderungen an jeden einzelnen. Schwache, Labile, Chancenlose, die diesen Anforderungen nicht gerecht werden,

werden weitgehend sich selbst überlassen.

Diese Entwicklung ist in den USA krasser ausgeprägt als bei uns. Die Massenverelendung in den Gettos amerikanischer Großstädte und die daraus resultierende Drogen- und Gewaltkriminalität ist in dieser Konzentration bei uns nicht zu finden. Ansätze sind aber durchaus auch hier spürbar. Unser gegenwärtiges soziales Netz ist deutlich besser als das der Vereinigten Staaten. In Teilbereichen ist hierzulande jedoch ein schleichender Abbau festzustellen. Noch gibt es in der Bundesrepublik mit ihrem relativ guten Beratungs- und Behandlungsangebot weniger Abhängige als in anderen Ländern. Dies wird nur so lange gelten, wie die Gesellschaft zur Integration Süchtiger bereit ist.

2 Auch die hartnäckigsten Verfechter von Methadonprogrammen sehen in der Substitution keinen Ausweg aus dem bestehenden Drogenproblem. Die seit Jahren sehr emotional geführte Diskussion hat viel Kraft und Zeit gekostet. Eine negative Begleiterscheinung ist, daß immer mehr Ärzte ihre Verordnungspraxis lockern und Abhängigen Arzneimittel mit Suchtpotential verschreiben. Wichtigstes Beispiel ist das codeinhaltige Medikament Remedac.

Die Einführung von Methadonprogrammen hatte und hat ordnungspolitischen Charakter. Das zeigen die Beispiele USA, Schweiz oder Nordrhein-Westfalen. Die Welt der Süchtigen wird dadurch nur am Rande

tangiert. Schon heute sind 80 Prozent der Heroinsüchtigen hierzulande auch von anderen Drogen abhängig.

Die Diskussion über die Freigabe von Heroin wird in dem Glauben geführt, das Milliarden-geschäft der Händlerringe austrocknen zu können. Auch hier spielt die Lage der Betroffenen eine untergeordnete Rolle. Die Heroin-Freigabe würde ethisch fragwürdige Regelungen erfordern: An wen und ab welchem Alter sollen Drogen abgegeben werden? Bedeutet der Zwang zur Dosiserhöhung, daß die Abgabe nach oben offen ist? Wer für Methadon-Ersatzbehandlung oder Heroin-Freigabe eintritt, muß eine enorme Steigerung von Süchtigen in Kauf nehmen und das für lange Zeit. Beides wird das System der Drogenmärkte erweitern und den Weg zur Drogenabstinenz in der Regel erschweren.

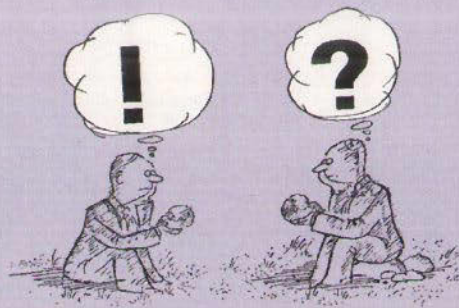
3 Drogenhilfe und Drogenpolitik stellen zur Zeit keine Einheit dar.

Die Bundesregierung hat im Juni 1990 den nationalen Rauschgiftbekämpfungsplan verabschiedet. Problematisch erscheint nicht nur das Gewicht der Strafverfolgung, sondern auch daß sich ein Bundeskanzler an die Spitze eines Planes stellt, der zu immer rigideren Mitteln im Kampf gegen die Drogen führt. Das gab es doch schon: US-Präsident Nixon hat 1974 dem Drogenhandel und -konsum den Kampf angesagt. Es wurden neue Gefängnisse gebaut, strengere Gesetze erlassen und Methadon-Ausgabestellen eingerichtet. Die Situation in den USA hat sich trotz dieser Maßnahmen verschlimmert, obwohl alle nachfolgenden Präsidenten die staatliche Gewaltdosis weiter erhöhten und sogar internationale Kon-

flikte in Kauf nahmen. Daß der Krieg gegen Drogen nicht nur in den USA verloren ist, liegt eben an diesen Mitteln. Im übrigen: Wer bekämpft denn Brauereien und Pharmakonzerne mit Kampfhubschraubern?

Der nationale Rauschgiftbekämpfungsplan der Bundesrepublik enthält überwiegend Maßnahmen zur Bekämpfung illegaler Drogen und geht nicht auf den gesamten Umfang des Suchtproblems unserer Gesellschaft ein. Die Beziehung Gesellschaft – Individuum – Suchtmittel wird nicht gesehen. Mehr Polizei, höhere Strafen usw. sind auch bei uns keine tauglichen Mittel zur Eindämmung des Drogenproblems. Verelendung und Aggression in der Drogenszene werden zunehmen. Dies alles wird den Ausstieg aus der Sucht erschweren. Aber gerade der Ausstieg muß Drogenabhängigen erleichtert werden; differenzierte, individuell zugeschnittene Behandlungsangebote sind vonnöten. Drogenabhängigkeit darf nicht länger als individuelles Schreckensschicksal verstanden werden. Es ist vor allem ein gesellschaftliches Problem und muß deshalb gesellschaftlich angegangen werden. Jeder einzelne ist gefordert, sein Verhältnis zu Randgruppen zu überprüfen. Wie weit geht die Bereitschaft zur Integration Betroffener? Beratung und Therapie sind in den letzten Jahren zu sehr durch politische und administrative Vorgaben beeinflusst worden. Wir brauchen weniger Strafen und mehr Gestaltungsraum für therapeutische Unterstützung. Drogenhilfe darf keine Alibifunktion haben. So wie

Enzyklopädie der Ignoranz



Drogenprävention eine umfassende Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Drogen erfordert, kann Drogenhilfe nur wirksam sein, wenn sie politisch und gesellschaftlich getragen wird.



Prof. Dr. Stephan Quensel ist Sozialwissenschaftler und Mitglied der Arbeitsgruppe »Drogen- und Subkulturforschung« an der Universität Bremen. Er verfaßte die Bücher »Drogenelend« (1982) und »Mit Drogen leben« (1985)

Im Grunde hängt die Antwort auf alle drei Fragen davon ab, wie wir Drogen bewerten und welche wissenschaftliche Perspektive wir bevorzugen: Erfahren wir sie als „betäubendes Rauschgift“, oder betonen wir die allen Drogen gemeinsame Ambivalenz positiver wie negativer Momente; begreifen wir sie, eher individualisierend, als suchtbildende Substanzen, die mit einer jeweiligen „Suchtpersonlichkeit“ korrespondieren, oder verstehen wir sie mit ihren Wirkungen und Folgen primär als gesellschaftliches Produkt kultureller Einbindung und kontrollierender Drogenpolitik? In der öffentlichen Diskussion herrscht der negativ gefärbte biologisch-psychologische Quadrant dieser Doppelperspektive vor, abgesichert durch eine ebenso negative Sicht aus der benachbarten Soziologie: Sucht als Flucht aus elenden Zuständen. Die soziohistorische Analyse der US-amerikanischen Situa-

tion lehrt dagegen die Bedeutung einer anderen, kulturellen Perspektive, bei der primär die soziale Bewertung dieser Drogen und deren symbolisches Gewicht ins Auge fällt.

Zum Problem gerieten in den USA Drogen immer dann, wenn sie politisch zum kulturellen Symbol einer bestimmten Gruppe oder zur (Ersatz-)Legitimation einer sonst versagenden Politik wurden. Die eine Funktion spiegelt sich im Modell der fehlgeschlagenen Alkohol-Prohibition der zwanziger Jahre wider oder in der Marihuana-Karriere vom Killer-Kraut der dreißiger Jahre über die Drop-out-Droge in den Siebzigern bis hin zum heute unauffälligen College-Gras. Die zweite Funktion läßt sich – als Ersatz für verfehlte Sozialpolitik – bei der Heroin-Methadon-Politik beobachten oder im außenpolitischen Schauspiel des „Kokain-Krieges“ von der Verhaftung des panamesischen Präsidenten Noriega bis hin zum angedrohten Einsatz der amerikanischen Kriegsmarine vor der südamerikanischen Küste.

Solange Westdeutschland diesen symbolischen Politikbedarf anderweitig decken konnte – etwa durch Terroristen oder das Umwelt-Problem –, blieb diese Symbolfunktion eher verborgen. Dafür traten andere, berufsspezifische Interessen in den Vordergrund: Cannabis-Konsumenten füllen als Rauschgifttäter die Polizeistatistiken und müssen als Rechtfertigung für den personellen Ausbau der Drogendezerne erhalten. Die Methadon-abwehrende Ideologie der Drogenfreiheit dient der Therapeuten-Lobby zur Erhaltung ihrer Klientel.

Das Drogen-Problem ist vor allem ein Drogenpolitik-Problem. Die gegenwärtige repressive Drogenpolitik in der Bundesrepublik wirkt sich fünffach aus:

- Sie verstärkt die Verelendung der Konsumenten bis hin

zum vorzeitigen Aids-Tod, wenn etwa die Ausgabe steriler Spritzen erschwert oder sogar verboten wird;

- sie verursacht den Schwarzmarkt sowie korrespondierende Beschaffungsaktivitäten – Dealen, Prostitution und Kriminalität;

- sie fördert Vereinzelung und Mißtrauen in der Junkie-Szene und verhindert die Entwicklung einer eigenständigen Drogenkultur mit sicherheitsspendenden Regeln, Bräuchen und Institutionen;

- sie verleugnet, daß alle Drogen gute wie schlechte Seiten haben (Ambivalenz-Balance), indem sie Gefahren nur bei den illegalen Drogen sieht und die weitaus größeren Gefahren der legalen Drogen ignoriert (Beispiel Cannabis, Beispiel Nikotin);

- sie gefährdet durch Kronzeugen, V-Leute und Sicherheitsgesetze unseren Rechtsstaat.

2 Eine Heroin-Freigabe unter definierten Abgabebedingungen und Berücksichtigung des Jugendschutzes würde zwar das Problem nicht vollständig lösen, insbesondere nicht das der verelendeten Fixer. Sie würde jedoch, allmählich und behutsam umgesetzt, die Konsumentenzahl eher verringern und, bei wachsender sozialer Akzeptanz von Drogenkonsum und -konsumenten, das Heroin-Risiko unter das des Alkohols senken.

Eine Behandlung Heroinsüchtiger mit der Ersatzdroge Methadon durch lizenzierte Hausärzte und verbunden mit sozialpädagogischem Angebot erreicht dieselbe Drogenfreiheit wie heute die Langzeittherapie. Sie würde Fixer heilen und Drogentod vermeiden helfen.

3 Faktisch wird die Aufgabe wohl darin bestehen, der europaweiten Tendenz zunehmender Repression entgegenzutreten. Wünschenswert wäre eine schrittweise Entkriminalisierung, die durch Angebote zum Aufbau einer sich selbst regulierenden Drogen-Kultur ergänzt werden müßte. Eine Entkriminalisierung wäre zunächst ohne Änderung des Betäubungsmittelgesetzes zu erreichen, etwa durch ein Absenken der polizeilichen Erfassungs-Aktivität, häufigere Einstellung von Strafverfahren wegen Geringfügigkeit, geringere Freiheitsstrafen, eine frühzeitige Öffnung der Strafanstalten, eine Aufhebung der derzeitigen Zwangstherapie (vier von fünf Langzeitklienten stehen unter direktem Straßendruck) und durch Aufklärung, die nicht auf Abschreckung basiert: Die eventuelle Abschreckungswirkung der gegenwärtigen Drogenprävention wird durch Neugierverhalten („verbotene Früchte“) und negativen Statusgewinn („besonders cool“) zunichte gemacht. Praktisch hieße das: Cannabis-Konsum entkriminalisieren, die Methadon-Programme ausweiten und auf die beängstigende Anti-Kokain-Propaganda verzichten. Diese Entdramatisierung wäre zu ergänzen durch ein – weithin noch fehlendes – hinreichendes Angebot „akzeptierender“ Drogenarbeit für verelendete Abhängige, das ihnen – ohne Drogenfreiheits-Mythos – ein Leben ermöglichte, wie es auch Nikotinabhängige führen. Schließlich fehlte noch eine alle Drogen betreffende „positive“ Aufklärung über deren Risiken ebenso wie über deren kreativgenüßvolle Seiten, damit wir innerhalb eines einsichtigen kulturellen Rahmens selbstverantwortlich die zur eigenen seelischen Verfassung und zur sozialen Situation passenden Drogen konsumieren können.



Hans-Ludwig Zachert
ist seit dem 1. April 1990
Präsident des Bundeskriminal-
amts (BKA) in Wiesbaden.
Zuvor leitete der Jurist die
Hauptabteilung »Sicherungs-
gruppe« im BKA

1 Das Drogenproblem stellt sich heutzutage weltweit. Die unterschiedliche Ausprägung dieses Phänomens hängt von einem Faktorenbündel ab, bei dem neben historischen, gesellschaftlichen, sozialen und politischen Komponenten auch die geographische Lage des jeweiligen Staates von Bedeutung ist. Diese kann die Rauschgiftzufuhr aus den Anbau- und Produktionsländern begünstigen. In den Vereinigten Staaten wird allein die Zahl der Kokainkonsumenten und -abhängigen auf weit mehr als 10 Millionen Menschen geschätzt und die der Heroinsüchtigen auf eine halbe Million. In der Bundesrepublik gibt es nach polizeilichen Erkenntnissen rund 30 000 bis 40 000 Kokain- und 60 000 bis 70 000 Heroinkonsumenten. Sicherlich hat die relative Nähe zu den Kokainproduzenten Südamerikas für die Drogensituation der USA herausragende Bedeutung, aber auch, daß dort bereits über Jahrzehnte Strukturen organisierter Kriminalität (Cosa Nostra, Medellín-, Cali-Kartelle) verfestigt sind. In den USA ist vor allem das epidemische Ausmaß der Sucht nach Crack (rauchbares Kokain) gravierend, die hierzulande bislang keine Bedeutung hat. Das Suchtpotential dieses Stoffes ist enorm. Insbesondere infolge des Crack-Konsums wer-

den in den USA jährlich ca. 200 000 süchtige Babys von abhängigen Müttern geboren. Crack wird vorwiegend von der sozialen Unterschicht konsumiert. Daß bei uns das Crack-Problem bisher nicht oder kaum aufgetreten ist, könnte sich dadurch erklären, daß die Bevölkerungsstruktur in der Bundesrepublik anders und das soziale Gefälle nicht so extrem ausgeprägt ist. Derzeit ist Heroin bei uns ein wesentlich größeres Problem als Kokain, u. a. weil eine andere, geographisch bedingte „Versorgungslage“ existiert. Während zwei Drittel des in der Bundesrepublik beschlagnahmten Heroins über die sogenannte „Balkanroute“ aus der oder via Türkei kommt, versorgen hauptsächlich Südostasien und Mexiko die USA mit diesem Rauschgift. Daß Heroin Europa schon Anfang der siebziger Jahre erreicht hat, Kokain aber erst Anfang der achtziger, ist ein weiterer Grund für die „umgekehrte“ Situation.

2 Ich lehne mit Entschiedenheit eine Heroin-Freigabe ab. Hier meine Gründe: Neben dem Wegfall einer generalpräventiven Wirkung durch Strafe muß davon ausgegangen werden, daß mit frei verfügbarem Heroin die Zahl der Abhängigen und Rauschgifttoten höher wird. Weil die Freigabe durch den Staat – entgegen jeder wissenschaftlichen Erkenntnis – die Ungefährlichkeit von Heroin suggerieren würde, dürfte die Schwellenangst vor dem ersten „Schuß“ sinken und die Akzeptanz steigen. Weitere

Folgen einer staatlicherseits akzeptierten und sogar geförderten Sucht wären die Zunahme von Begleit- und Gewaltkriminalität und die Abnahme der ohnehin nur schwach vorhandenen Therapiebereitschaft. In Großbritannien verliefen Versuche mit der Freigabe von Heroin in den siebziger Jahren negativ. Dort zeigte sich, daß die meisten Patienten neben Heroin noch andere Rauschgifte konsumierten und deshalb aus der Rauschgiftszene nicht herausgelöst werden konnten. Wegen des Kokain-, Amphetamin- und Haschischkonsums mußte sich eine Freigabe konsequenterweise auch auf diese Drogen erstrecken; eine fatale Vorstellung, die eine Gefährdung der 99prozentigen Bevölkerungsmehrheit zugunsten einer winzigen Minderheit nach sich ziehen würde. Schon die Forderung nach Freigabe von Drogen ist geeignet, die großen Gefahren des Drogenkonsums zu verharmlosen, die Hemmschwelle bei potentiellen Drogenkonsumenten herabzusetzen und unsere gesamte Prävention unglaublich werden zu lassen.

Die gewonnenen Erfahrungen gelten aber auch für die heute laufenden Methadonprogramme in der Bundesrepublik. Auch hier konsumiert ein Großteil der Abhängigen mehrere Drogen gleichzeitig. Versuche in der Schweiz haben außerdem ergeben, daß Methadonverabreichung keinen Rückgang in der Beschaffungs-, Folge- und Begleitkriminalität bewirkt. Das Suchtpotential von Methadon wird zum Teil höher eingeschätzt als das von Heroin. Auch deshalb liegt in einer Behandlung mit Methadon nicht die Lösung des Drogenproblems: Es wird nur das Heroin ersetzt. Andererseits sind Einzelfälle denkbar, in denen Methadon zur Erleichterung des Abhängigen in einer extremen Krisensituation therapiebegleitend eingesetzt werden kann.

3 Angesichts der als dramatisch einzuschätzenden Entwicklung bedarf es einer vorausschauenden Drogenpolitik. Notwendig ist eine Intensivierung der

- Prävention durch Aufklärung (Nachfragereduzierung);
- Beratung, Behandlung, Nachsorge, Rehabilitation sowie die berufliche und soziale Eingliederung von Drogenabhängigen;
- Verhinderung der Rauschgiftherstellung und Bekämpfung des Rauschgift Handels auf nationaler sowie internationaler Ebene (Angebotsreduzierung) mit einhergehender Verbesserung der organisatorischen und personellen Struktur der Bekämpfungsbehörden sowie des rechtlichen Instrumentariums.

Der im Juni 1990 von der Bundesregierung bekanntgegebene nationale Rauschgiftbekämpfungsplan soll diese Maßnahmen verstärken und richtet alle beteiligten Stellen auf ein Ziel aus: Kampf dem Rauschgift. Speziell im polizeilichen Bereich ist im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit neben einer gesetzlichen Angleichung im europäischen Raum die Koordinierung von polizeilichen Maßnahmen erforderlich, da die zunehmende Öffnung der Grenzen eine neue Herausforderung bedeutet; nötig ist vor allem ein europäisches Zentralkriminalamt. Klassische staatliche Souveränitätsrechte sind deshalb zu überdenken.



Kursiv gedruckte Wörter
sind Querverweise auf andere
Stichwörter des Glossars

● **Psychische Abhängigkeit:** Der Abhängige empfindet den Drang oder gar Zwang, „sein“ Suchtmittel wiederholt anzuwenden, um dessen positive Effekte zu erleben.

● **Körperliche Abhängigkeit:** Nach abruptem Absetzen der gewohnten Substanz treten Entzugssymptome auf (siehe auch *Turkey*).

● **Toleranz:** Der gewünschte Rauscheffekt ist nur durch Steigerung der Drogendosis erreichbar. Toleranzentwicklung geht nicht in jedem Fall mit körperlicher Abhängigkeit einher. Einige Drogen wie Kokain erzeugen zwar starke psychische Abhängigkeit, jedoch allenfalls geringe körperliche Entzugssymptome und Toleranz.

Abhängigkeit

Mangels klarer Abgrenzung zwischen „Sucht“ und „Gewöhnung“ definierte die Weltgesundheitsorganisation 1964 den Begriff „Abhängigkeit“ als „Zustand, der sich aus der wiederholten Einnahme einer Droge ergibt“. Drei Haupt-Phänomene können unabhängig voneinander diesen Zustand kennzeichnen:

Aldehyd-Dehydrogenase

besorgt den zweiten Schritt des Alkoholabbaus im Körper. Sie „oxidiert“ giftigen Acetaldehyd, der aus Äthanol durch „Alkohol-Dehydrogenase“ entsteht, zu unschädlicher Essigsäure. Funktionierte das Enzym nicht richtig, wie bei 44 Prozent der Japaner, dann sammelt sich schon nach geringem Alkoholgenuß Acetaldehyd



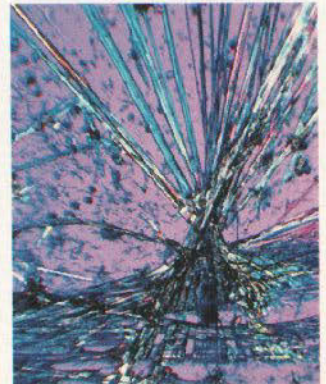
Japanerin vor und nach dem Genuß eines Glases Wein. Wie bei vielen Asiaten kann ihr Körper Alkohol kaum abbauen: Es kommt zum »Flushing-Syndrom«

im Blut. Das führt zu Übelkeit, Erbrechen, Kopfschmerzen, Herzklopfen und Gesichtsröte – zum berüchtigten „Flushing-Syndrom“. Wegen der unangenehmen Folgen wirkt die vererbte Stoffwechselstörung dem Alkoholmißbrauch entgegen: Auch unter anderen mongoliden Völkern, bei denen der Enzymmangel ebenfalls weit verbreitet ist, gibt es nur wenige Alkoholiker.

Alkaloide

sind stickstoffhaltige Natursubstanzen, die „alkalisch“ – basisch – reagieren. Die meisten dieser in der Regel pflanzlichen Stoffe haben eine ausgeprägte pharmakologische Wirkung. Unter den rund 3000 bekannten Alkaloiden finden sich starke Gifte wie Strychnin, Heilmittel wie Ephedrin oder Chinin, aber auch Genußstoffe

»Sich einfach zusammenreißen« kann ein Abhängiger nicht mehr. Mit aller Macht treiben ihn Schmerzen und Angst immer wieder zur Droge



Kokain-Kristalle im polarisierten Licht



Halluzinogene im Hautsekret: Erdkröte

wie Coffein und potente Rauschdrogen wie Morphin, Kokain und Psilocybin.

Mit wenigen Ausnahmen, etwa dem Tetrahydrocannabinol aus Hanf, wirken alle „psychoakti-

ven" Pflanzen durch Alkaloide. Diese Inhaltsstoffe greifen meist sehr spezifisch in die Biochemie des Nervensystems ein. Viele „Halluzinogene“ ähneln „Neurotransmittern“ – Botenstoffen im Nervensystem.

Warum Pflanzen Alkaloide produzieren, ist noch weitgehend unbekannt. Zumindest einige der Substanzen scheinen gegen Freßfeinde zu schützen. Eines der wenigen in Tieren vorkommende Alkaloide ist das halluzinogene Bufotenin im Hautsekret der Krötenart *Bufo bufo*.

Aversionstherapie

Schnelles, exzessives Rauchen auf Kommando kann, wie Studien belegen, Abscheu vor Zigaretten erwecken. Da Raucher jedoch während der „Behandlung“ bisweilen über starke Herz-Kreislauf-Beschwerden klagen, setzen Therapeuten diese Methode hierzulande nur noch selten ein. Auf dem Aversionsprinzip basiert auch die Entzugsbehandlung von Alkoholikern mit dem Medikament „Antabus“. Dessen Wirkstoff Disulfiram, der etwa eine Woche im Körper verweilt, hemmt das Enzym *Aldehyd-Dehydrogenase*. Bei gleichzeitiger Verabreichung von kleinen Alkoholmengen erzeugt es die Symptome des Flushing-Syndroms. Unkontrolliert hoher Alkoholkonsum macht die „abhorrierende Therapie“ zum tödlichen Risiko. Das Medikament kann bei längerer Einnahme Leberschäden und neurologische Störungen hervorrufen. Es ist daher heute kaum noch gebräuchlich.



Rauchen auf Kommando: umstrittene Therapie, die Abscheu erwecken und den Griff zur nächsten Zigarette vermeiden soll



Abgestempelt als »einer von denen«

Beratung

Wer als unmittelbar oder mittelbar Betroffener Hilfe bei Suchtproblemen braucht, findet in fast jeder Stadt erfahrene Gesprächspartner. Meist genügt ein Blick ins Telefonbuch unter „A“, wie „Alkoholberatung“, oder „D“, wie „Drogenhilfe“. Die Berater unterliegen in der Regel der Schweigepflicht. Ihre Auskünfte sind kostenlos und verpflichten zu nichts. Eine ausführliche Liste von Beratungsdiensten, Behandlungseinrichtungen und Selbsthilfegruppen bieten viele Lokal- und Regional-Ausgaben der „Gelben Seiten“ – des Branchen-Telefonbuchs der Deut-

schen Bundespost – in ihren Journal-Teilen. Beratungsstellen und ambulante Behandlungsstellen des gesamten Bundesgebietes sind im Buch „Drogenberatung Wo?“ aufgeführt. Es wird kostenlos verschickt von der

● Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Postfach 91 01 52
5000 Köln 91
Telefon: 0221/8 99 21

oder der
● Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (DHS)
Westring 2
Postfach 13 69
4700 Hamm 1
Telefon: 0 23 81/2 52 69 und 2 58 55.

Betäubungsmittelgesetz

Das zuletzt 1981 novellierte Gesetz (BtMG) regelt in der Bundesrepublik Deutschland den Verkehr mit Betäubungsmitteln (Handel, Verschreibung, Kennzeichnung, Werbung). Es legt zudem den Strafraum für Drogendelikte fest und bietet Therapie als Alternative zum Strafvollzug an. Eine erneute Novellierung des BtMG steht bevor.

Borderline-Syndrom

heißt eine Persönlichkeitsstörung zwischen Neurose und Psychose, bei der Symptome aus beiden Bereichen auftreten können. Anders als bei Psychosen bleibt die Grenze zwischen innerer und äußerer Welt erhalten. Manche Psychoanalytiker glauben, daß insbesondere an Borderline-Syndrom leidende Menschen zur Suchtentwicklung neigen.

Co-Abhängige

übernehmen – als unbewußt „Verbündete“ – Verantwortung für den Abhängigen: Je mehr Kummer ein Süchtiger bereitet, desto mehr kümmern sich häufig Familienmitglieder, Kollegen, Freunde und manchmal auch Therapeuten um ihn. Dadurch tragen Co-Abhängige ungewollt dazu bei, daß sich die Abhängigkeit verfestigt. Entlastet von manchen Folgen seiner Sucht, fühlt der Drogenkonsument weniger

Druck, sein Verhalten zu ändern. Der Co-Abhängige hingegen leidet unter dessen Sucht, weil er als Helfer versagt. Dabei ist er sich oftmals nicht darüber im klaren, daß er selbst „abhängig“ davon sein kann, anderen zu helfen. Selbsthilfegruppen raten daher Angehörigen, sich für Suchtkranke nicht allzu selbstlos zu engagieren.

Coffeinismus

Exzessiver Kaffeeconsum von mehr als acht Tassen täglich ist verbreitet unter geistig arbeitenden Menschen, Nachtarbeitern und Fernfahrern. Wer derart große Mengen trinkt, riskiert auf Dauer Coffein-Abhängigkeit. Entzugssymptome wie Reizbarkeit, Konzentrationsmangel, Nervosität und vor allem Kopfschmerzen können als Ausdruck einer „Coffeinsucht“ gelten. Zuviel Coffein im Blut führt zu ähnlichen Symptomen, zuweilen mit erhöhter Körpertemperatur, Durchfällen und Erbrechen.

Solche Vergiftungen sind etwa bei Strafgefangenen bekannt, die literweise Kaffee trinken, um in die Krankenstation eingewiesen zu werden, oder bei Leistungssportlern, die Coffeintabletten schlucken, um ihre Ausdauer zu steigern. Tödlich wirkt Coffein allerdings erst ab 10 Gramm – der Menge, die 8,5 Liter starker Kaffee enthalten.



Die Kokain-Base Crack, das Hitze-Produkt von Kokain und Backpulver, wird in kleine Portionen geteilt und geraucht. Beim »Freebasing« vermengen User Kokain mit Lösungsmitteln und inhalieren die gefährlichen Dämpfe

gelenkt zu werden. Sie beziehen oft Gespräche Unbeteiligter, sogar Radiosendungen, auf sich und halluzinieren Stimmen. Bei langjährigen Drogenkonsumenten – aber auch nach einmaligem Drogengebrauch – kann sich die seelische Störung verselbständigen und sogar noch nach längerer Abstinenz auftreten.

Eifersucht

Ist in den Augen mancher Psychoanalytiker die *Abhängigkeit* von einem Liebesobjekt. Den „Kick“ ihrer Gefühlsdroge erleben Eifersüchtige, wenn sie sich zu Emotionsdramen und Wutausbrüchen hinreißen lassen. Als Auslöser genügen schon kleinste Erlebnisse. Psychologen vermuten, daß sich Eifersüchtige mit ihrem Partner viel intensiver beschäftigen als mit sich selbst. Sie versuchen dadurch unbewußt, sich von eigenen Persönlichkeitslücken und Lebensängsten abzulenken.

Einstiegsdroge

Viele Fixer kommen über Cannabis zum Heroin. Dennoch wehren sich viele Wissenschaftler zu Recht gegen die Schlußfolgerung, Cannabis führe zwangsläufig zum Gebrauch härterer Drogen. Denn insgesamt steigen nur wenige „Kiffer“ auf andere Substanzen um. Doch da Cannabis illegal ist, kommen viele Raucher von Haschisch und Marihuana bei deren Beschaffung mit der „harten Drogenszene“ in Berührung. Zudem begünstigt die Kriminalisierung jugendlicher Cannabiskonsumenten das „Abdriften“ in die Szene.

Die eigentlichen „Einstiegsdrogen“ sind indes die erlaubten Gifte Nikotin und Alkohol: Die meisten Heroin-User beginnen in ihrer Jugend viel früher zu rauchen und zu trinken als zu „kiffen“.

Nur wer das braune Getränk mäßig genießt, erlebt dessen angenehme Wirkungen: Es stimuliert das Gehirn, steigert Reaktions- und Leistungsfähigkeit.

Crack

Beim Erhitzen gewöhnlichen – in Wasser gelösten – Schnupfkokains mit Natron verwandelt sich das Kokainsalz in eine rauchbare Form. Ein Gramm Kokain reicht für rund sechs Portionen Crack. Das inhalierte Suchtmittel gelangt über Lunge und Blut ins Gehirn. In weniger als 15 Sekunden nach dem ersten Zug erleben Crack-Raucher intensive Euphorien. Spätestens eine halbe Stunde danach folgt der berühmte „Crash“, eine von Angst begleitete schwere Depression. Weil viele Crack-Raucher dazu neigen, die Depression mit einer weiteren Pfeife zu beheben, gilt Crack als Droge mit großem psychischem Suchtpotential.

Wie eine Seuche hat sich die Crack-Sucht seit Mitte der achtziger Jahre über die gesamten USA verbreitet. Denn es ist nicht nur höchst wirksam, sondern auch recht billig – zumindest anfangs: Eine Portion kostet in

den Straßen von New York nur ein paar Dollar. Trotzdem geben Abhängige häufig über 1000 Dollar pro Woche für die Droge aus.

Delirium tremens

(lat.: zitterndes Irresein). Sechs bis 15 Prozent aller Alkoholiker fallen – infolge plötzlichen Alkoholmangels – in einen psychotischen Zustand, der vier bis zehn Tage anhält. Sie leiden unter starker Angst, sind unruhig und in ihrem Bezug zur Realität gestört: Sie sehen die sprichwörtlichen weißen Mäuse und durchleben meist grausige Halluzinationen, leiden überdies unter Zittern, Übelkeit, Durchfall, Herzrasen, erhöhter Temperatur und Blutdruckkrisen.

Ohne Behandlung sterben 15 bis 30 Prozent der Betroffenen, bei ausreichender Therapie immerhin noch ein bis acht Prozent.

Drogenpsychose

Eine Störung der psychischen Funktionen, die von vorübergehenden Verwirrheitszuständen bis zum unheilbaren Persönlichkeitsverfall reicht. Sie kann durch Halluzinogene, Cannabis, Kokain, Amphetamine und andere

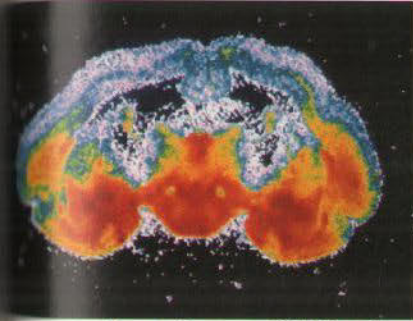
synthetische Drogen, Schnüffelfeststoffe sowie durch Alkoholdelirien ausgelöst werden. Typisch für die schwere Psychose sind der Rückzug auf sich selbst, Wahrnehmungs-, Gedächtnisstörungen sowie unkoordiniertes Denkvermögen. Betroffene fühlen sich verfolgt und bedroht. Sie sind überzeugt, manipuliert und



Zwei »Gläschen« in Ehren: die unterschätzte Droge Alkohol

Endorphine

Endogen gebildete, in ihrer Wirkung morphinähnliche Eiweißmoleküle beeinflussen die Übertragung von Schmerzsignalen im Nervensystem: Sie reagieren mit spezifischen Opiat-Rezeptoren der Nervenzellen und fungieren offensichtlich als Nervenbotenstoffe in Gehirn und Rückenmark. Stress führt zu vermehrter Ausschüttung von Endorphinen, die wahrscheinlich auch an der Entstehung von Glücksgefühlen und der Regulation von Antrieb, Angst, Wut und Sexualität beteiligt sind.



Ansammlungen von Opiat-Rezeptoren (rot) im Meerschweinchen-Hirn



Drogenentzug in Vietnam

Entzug

nennt man die Überwindung der körperlichen *Abhängigkeit*. Die physischen Entzugssymptome, beispielsweise bei Heroinabhängigkeit – im Szene-Jargon *Turkey* genannt –, lassen sich innerhalb weniger Tage bis Wochen auskurieren. Beim „weichen“ Entzug sollen Methadon, Beruhigungs- und Schlafmittel die Symptome mildern. Auch durch allmähliche Herabsetzung der Drogendosis – „Ausschleichen“ – läßt sich Drogenfreiheit herstellen.

Die psychische Abhängigkeit bleibt von der körperlichen Entzugsbehandlung unberührt. Erst eine langfristige stationäre oder ambulante Therapie kann Abhängigen helfen, ihren Drang nach der Droge zu überwinden.

Flash

Beginn des Rauschgefühls nach der Aufnahme einer Droge. Oft erleben Drogenkonsumenten einige Zeit später einen „Flashback“: Ohne weitere Drogeneinnahme kann es – selbst Monate nach dem letzten Flash – zu erneuten Rauschzuständen kommen. Als Auslöser genügen schon Erinnerungen, Stimmun-

gen, Alkohol- oder Tabletteneinnahme. Beim Flashback können – ebenso wie beim Flash – auch unangenehme Gefühle bis hin zum *Horrortrip* auftreten.

Gärung

Viele Bakterien und Hefepilze „verbrennen“ organische Substanzen nicht vollständig zu Wasser und Kohlendioxid: Sie vergä-

ren – unter Ausschluß von Sauerstoff – vor allem Kohlenhydrate zu Substanzen wie Äthanol. Bierbrauer und Winzer nutzen die alkoholische Gärung des Hefepilzes *Saccharomyces*, um ihren Getränken den gewünschten „Geist“ zu verleihen. Höherprozentige Alkoholika lassen sich durch Destillation des Gegorenen gewinnen.

HEXENSALBEN **Gewiß kein fauler Zauber**

Molchesaug' und Unkenzehe, Hundemaul und Hirn der Krähe; Zäher Saft des Bilsenkrauts, Eidechsbein und Flaum vom Kauz: Mächt'ger Zauber würzt die Brühe, Höllenbrei im Kessel glühe! ... Wolfeszahl und Kamm des Drachen, Hexenmumie, Gaum und Rachen / Aus des Hais scharfem Schlund; Schierlingswurz aus finstern Grund“. Mit solch schauerlichem Raunen beschwören die Hexen in Shakespeares „Macbeth“ ein ekliges Gebäu. Es soll den König in die Zukunft schauen lassen. Fauler Zauber? Auch wenn Drachenkamm und Hexenmumie keiner nüchternen pharmakologischen Überprüfung standhalten – Schierling und Bilsenkraut haben es in sich.

Ein Rezept für eine noch gehaltvollere Mixtur notierte Geronimo Cardano im 16. Jahrhundert: Man nehme je vier Teile Samen vom Schierling, Bilsenkraut, Taumelolch, Portulak, roten und schwarzen Mohn, einen Teil Tollkirsche, bereite daraus ein Öl und füge je Unze (etwa 28 Gramm) ein Skrupel (1,2 Gramm) Opium hinzu. Knapp zwei Gramm dieser Salbe beschören einen mindestens zweitägigen Vollrausch: bizarre Visionen von Höllenwesen in Tiergestalt, Orgien mit dem Teufel, Besenritte durch die Lüfte, Verwandlungen in Katze, Eule oder anderes Getier.

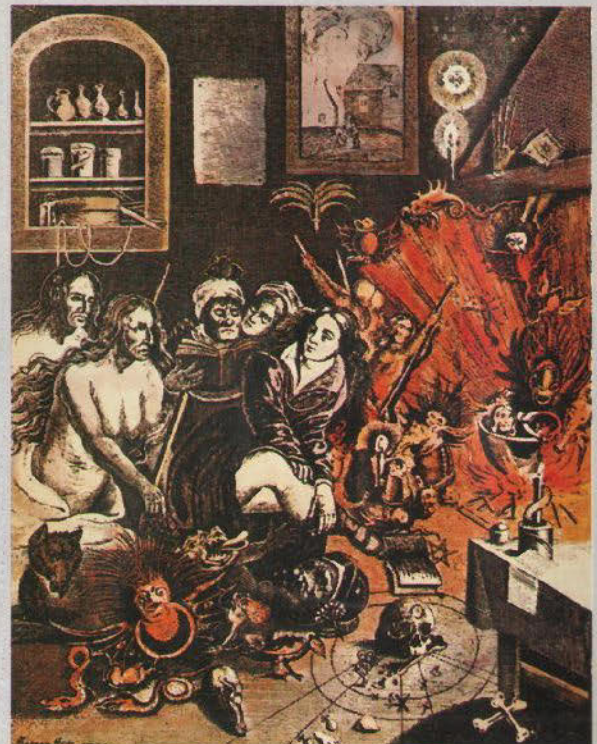
Der Volkskundler Will-Erich Peuckert kochte 1960 eines der alten Rezepte nach. Als er sich Stirn und Achseln mit der Salbe bestrich, fiel er in einen rauschhaften Schlaf. Im Traum erschienen ihm grauenhafte Fratzen, er glaubte durch die Luft zu fliegen und erlebte ausschweifende Feste. Mit Kopfschmerzen und ausgetrocknetem Mund kehrte er in die Realität zurück.

Ursache dieser Wirkungen sind vor allem Scopolamin und Atropin – jene Alkaloide, die in den Hauptbestandteilen der Hexensalben, den Nachtschattengewächsen wie Bilsenkraut, Tollkirsche, Tollkraut, Alraune und Stechapfel, vorkommen. Scopolamin verursacht Halluzinationen sowie deliriumähnliche Schlafzustände, an die man sich später nur teilweise erinnert. Atropin enthemmt und dürfte das sexuelle Erleben der Berauschten beflügeln haben.

Das Aconitin, ein Inhaltsstoff der gelegentlich verwendeten Eisenhut-Pflanze, erregt die Nervenenden der Haut. Es könnte nach Mei-

aus in sich haben: Krötenhaut beispielsweise, die den halluzinogenen Wirkstoff Bufotenin enthält; oder „Spanische Fliege“, eine süd-europäische Ölkäferart, deren hochwirksamer Giftstoff Cantharidin als Aphrodisiakum gilt.

Einige Geheimnisse des Hexenwesens konnten Wissenschaftler bis ins molekulare Detail enträtseln. Andere größere Fragen bleiben: War das Hexenwesen ein Relikt eines vorchristlichen Fruchtbarkeitskultes? War es ein Ventil, über das manche Frauen ihre Sinnlichkeit in lustfeindlichen Zeiten auslebten? Waren Hexen weise Frauen, die altes Wissen über



„Hexengreuel“, französischer Stich aus dem 16. Jahrhundert

nung von Fachleuten Verwandlungsphantasien auslösen, die den Betroffenen vorgaukeln, daß Haare oder Federn aus der Haut sprießen. Auch tierische Ingredienzien in den Zauberkesseln können es durch-

Heilpflanzen und Magie bewahrten und in denen das Patriarchat eine Bedrohung sah? Die Männer der Kirche haben die „bedrohlichen“ Frauen jahrhundertlang grausam verfolgt.
Henning Engel

Horrortrip

Mögliche Wirkung von halluzinogenen Drogen und Cannabis. Betroffene können nach der Drogeneinnahme unter Todesangst, Wahnvorstellungen, unangeneh-

ten, die häufig von Horrortrips geplagt werden, neigen – aus Angst vor erneuten Angsträuschen – verstärkt zur *Polytoxikomanie*, zu *Drogenpsychosen* und Selbstmord.



Horrorvisionen nach Drogengenuß



Straßendeal: Unbemerkt wechseln Geld und Stoff den Besitzer

men Halluzinationen, Depressionen und Schmerzen am ganzen Körper leiden. Oft genügt ein beruhigendes Gespräch – „talking down“ –, um die Erregung während eines Horrortrips zu mildern. Diejenigen Kiffer oder Halluzinogen-Konsumenten

Junkie-Syndrom

Verhaltensmuster langjähriger Fixer im täglichen Kampf um Heroin. Gefangen in ihrer Sucht, zunehmend isoliert und von Strafverfolgung bedroht, wandern viele Drogenkonsumenten aus der

„normalen“ Welt in die „Szene“ ab und identifizieren sich mit der Rolle des Süchtigen. Um in der Drogensubkultur zu überleben, um weiter an Heroin zu kommen und damit Entzugerscheinungen und Depressionen entrichten zu können, nehmen sie bestimmte Verhaltensmuster an: Sie werden zusehends mißtrauischer, lehnen Verantwortung ab, verheimlichen, lügen, stehlen und erpressen. Sie versuchen häufig Eltern, Freunde, Helfer und Ärzte zu manipulieren und beurteilen sie zunehmend danach, ob sie für die Heroinbeschaffung oder andere Zwecke nützlich sind. Part-

nerbeziehungen zwischen Junkies sind häufig reine Zweckgemeinschaften. Die Verhaltensstörung tritt in ähnlicher Weise auch bei anderen Süchten auf.

Methadon

Ist ein synthetisches Opiat. Als starkes Schmerzmittel wurde es Anfang der vierziger Jahre von der IG-Farben, in der die deutschen Chemiekonzerne zusammengeschlossen waren, entwickelt, um Deutschland während des Krieges unabhängig von Opium-Importen zu machen. Das in der Bundesrepublik erhältliche „L-Polamidon“ ist die „linksdre-

LSD Das schrille Kind des Mutterkorns

Machtlos sank Albert Hofmann am Abend des 19. April 1943 auf sein Sofa. Sein sonst so vernünftiges Hirn war ins Schlingern geraten. Es verhöhnte die letzte Willensanstrengung, alles in der gewohnten Ordnung wahrzunehmen. Es drehte und wendete die Möbel des Wohnzimmers und verunstaltete sie zu grotesk-bedrohlichen Zerrbildern. Es gab auf, ein „Ich“ zu haben, und schleuderte sich in fremde Räume mit einer anderen Zeit.

Albert Hofmann war sich durchaus darüber im klaren, wie seine Expedition ins Ungeordnete begonnen hatte. Bevor seine Welt aus den Fugen geriet, hatte er Lysergsäure-Diethylamid geschluckt. Von dieser Substanz hatte der Baseler Chemiker – „gefühlsmäßig“, wie er später schrieb – schon einiges erwartet, als er sie 1938 erstmals aus einem Inhaltsstoff des „Mutterkorns“ (siehe Seite 109) herstellte. Seine Erwartung, ein Arzneimittel in Händen zu halten, erfüllte sich zwar nicht. Doch als er die Verbindung fünf Jahre später noch einmal synthetisierte, fühlte er sich schon während der Arbeit durch ungewöhnliche Empfindungen gestört. Die Substanz LSD-25 war offenbar wirksam. Aber statt wie erhofft Kreislauf und Atmung anzuregen, verdrehte sie ihm sanft den Kopf. Drei Tage später trank Hofmann ein Schlückchen Wasser mit einem Viertelmilligramm LSD-Salz. Wenig später verspürte er Lachreiz, litt aber zugleich unter Schwindel,



Das Auto als Gesamt-Kunstwerk: Aus dem



LSD-Prophet Timothy Leary

hende" Variante des Methadons. Das Opiat erzeugt keinen Rausch. Es wird geschluckt, wirkt bis zu 24 Stunden lang – etwa vier- bis achtmal länger als Heroin – und hat ein mindestens ebenso starkes Suchtpotential wie die illegale Schwester-Substanz.

Sein Einsatz als Ersatzdroge für Heroinabhängige ist umstritten. Niederländische Drogenambulanzen geben Methadon schon seit über 20 Jahren an Fixer ab. Inzwischen werden auch in einigen bundesdeutschen Städten wie Hamburg, Berlin und Frankfurt „Substitutions-Programme“

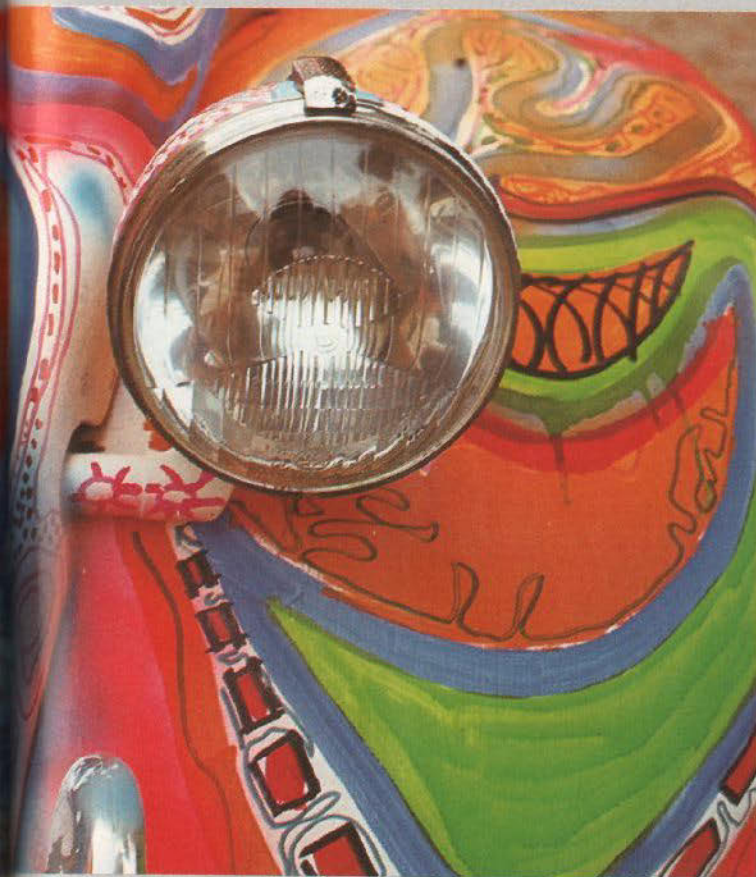


Arzt mit Ex-Junkie, der seine tägliche Methadon-Dosis einnimmt

angeboten. Durch die Ersatzdroge hoffen manche Ärzte und Drogenberater, die Fixer von der Stoffbeschaffung zu entlasten, sie sozial zu stabilisieren und für eine Therapie zu gewinnen sowie die Aids-Ausbreitung über infizierte Spritzen und Beschaffungsprostitution einzudämmen. Methadon-Gegner halten dagegen, daß die Polamidon-Empfänger weiterhin in ihrer *Abhängigkeit* gefangen blieben und zusätzlich andere Drogen nahmen, um sich einen „Kick“ zu verschaffen. Sie geben außerdem zu bedenken, daß auch die Ersatzdroge möglicherweise mißbräuchlich verwendet und illegal gehandelt werden könnte.

Methanol

Dieser auch Holzgeist genannte einfachste Alkohol (CH_3OH) entsteht wie Äthanol ($\text{C}_2\text{H}_5\text{OH}$) bei der alkoholischen Gärung und ist in jedem alkoholischen Getränk in geringen Mengen enthalten. In Schnäpsen aus stark pektinhaltigem Obst kann die Methanol-Konzentration bis zu 0,6 Prozent erreichen. Methanol wirkt wahrscheinlich durch seine Abbauprodukte Formaldehyd und Ameisensäure hochgiftig. Schon der Genuß weniger Milliliter kann spätestens am folgenden Tag zu Krämpfen, Atemnot, Durchfall und als Spätfolge zu Sehstörungen oder gar Blindheit führen. Für die meisten Menschen sind bereits 30 bis 100 Milliliter tödlich. Massenvergiftungen, wie sie etwa nach Hochzeiten in Indien vorkommen, sind auf selbstgebrannte Schnäpse zurückzuführen, die große Mengen Methanol enthalten.



Farbenrausch im Hirn entstand psychedelische Malerei

Angst und Lähmungen. Nach zwei Stunden landete er völlig verängstigt auf seinem Sofa. Erst gegen Ende eines achtstündigen Rausches konnte er genießen, daß die Welt hinter seinen geschlossenen Augen wie in einem Kaleidoskop verrutschte und sich in farbigen Fontänen, Kreisen und Spiralen immer neu formierte.

Schon ein Dreißigstelmilligramm der Testsubstanz hätte die bunten Trugbilder heraufbeschworen: LSD wirkt 5000- bis 10 000fach

stärker als das altbekannte Meskalin. Beide „Halluzinogene“ setzen einen Hirn-Mechanismus außer Kraft, der die Sinneseindrücke auf ein physiologisch sinnvolles Maß reduziert.

Die „Phantastika“-Forschung erhielt mit Hofmanns Entdeckung einen mächtigen Impuls. LSD und verwandte Substanzen wurden weltbekannt – Stoff zunächst für wissenschaftliche und seit Beginn der sechziger Jahre zunehmend für private Experimente. Psychothera-

peuten brachten mit Hilfe dieses Rauschgifts, das keine körperliche Abhängigkeit erzeugt, verdrängte Bewußtseinsinhalte an die Oberfläche.

Ein englischer Psychiater ersetzte 1957 den Begriff „psychomimetisch“, der den LSD-Rausch mit einer experimentell erzeugten Geisteskrankheit verglich, durch „psychedelisch“, die Seele öffnend. Tatsächlich kann LSD die Tür zu tiefen Erlebnissen aufstoßen oder versteckte psychische Störungen zum Ausbruch bringen.

Der ehemalige Harvard-Psychologe Timothy Leary ernannte sich zum „Hohenpriester“ des LSD und überredete mit missionarischem Eifer Uneingeweihte, sich per LSD religiöse Offenbarung zu verschaffen. Der amerikanische Geheimdienst CIA testete es im Rahmen seiner Suche nach einer „Wahrheitsdroge“. Ein Offizier der US-Armee entwarf gar ein Szenario, in dem der Feind mit halluzinogenem Gas bombardiert wurde. Der Beat-Literat Allen Ginsberg wollte allen wichtigen Politikern der Welt LSD verabreichen, damit sie seine Vision eines Zeitalters voller Liebe und Frieden in die Tat umsetzen könnten.

Je weiter der „wilde“ Gebrauch der Droge um sich griff, desto restriktiver wurde die Gesetzgebung, bis schließlich, nachdem der Pharmakonzern Sandoz die Produktion 1966 eingestellt hatte, viele Staaten LSD als gefährliches Rauschmittel verboten. Der Konsum stieg in der Folgezeit jedoch noch an. Heute vermitteln allenfalls noch Musikkonserven die Atmosphäre der psychedelischen sechziger Jahre, in der selbst die eher braven Beatles begeistert mit LSD experimentierten. Doch nur Nostalgiker interessiert noch, ob „Lucy in the Sky with Diamonds“ wirklich eine LSD-Vision war, die einem Pilzkopf entsproß.

Susanne Paulsen



Häufige Suchtstoff-Kombination: Alkohol, Nikotin und Tabletten

Polytoxikomanie

Mehrfachmißbrauch von Drogen. Unter Süchtigen nimmt die Bereitschaft zu, mehrere Suchtmittel nebeneinander einzunehmen – beispielsweise Alkohol und Me-

dikamente. Abhängige benutzen die eine Droge, um die Wirkung einer anderen zu verstärken – oder auch nur, um Entzugssymptome zu unterdrücken: Viele Heroinabhängige überbrücken die Zeit bis zum nächsten „Druck“ mit Beruhigungsmitteln oder Alkohol. Häufig sind Drogentote Opfer von Mischvergiftungen infolge Mehrfachmißbrauchs.

Promillegrenzen in Europa und Höhe der Geldstrafen

Land	Promillegrenze	Höhe der Geldstrafe
Belgien	0,8	300–3000 DM
BRD	0,8	ab 500 DM
CSFR	0,0	150 DM
Dänemark	0,8	ab 300 DM
DDR	0,0	bis 1000 DM
Frankreich	0,8	600–9000 DM
Großbritannien	0,8	800–6400 DM
Italien	0,8	280–700 DM
Österreich	0,8	1100–7000 DM
Schweiz	0,8	bis 2400 DM

(Quelle: Jahrbuch '90 zur Frage der Suchtgefahren)

ohne Rauschgift ermöglichen. Von „Tertiärprävention“ ist die Rede, wenn Therapeuten bereits abstinenten Abhängige durch Nachsorge unterstützen, dauerhaft drogenfrei zu leben.

Promille

Trinkt ein 90 Kilogramm schwerer Mann einen halben Liter Bier, dann nimmt er pro 1000 Gramm Blut etwa 0,3 Gramm – also 0,3 Promille – Äthanol auf. Ein Leichtgewicht von 60 Kilogramm bringt sich mit der gleichen Biermenge sogar auf etwa 0,5 Promille. Der Blutalkoholspiegel hängt indes nicht nur vom Gewicht ab, sondern auch von der Trinkgeschwindigkeit, von der Art des Getränks, von der Magenfüllung und vom Geschlecht: Einer neueren Studie zufolge finden sich im Magen von Frauen deutlich geringere Mengen des Alkoholabbauenzym Alkohol-Dehydrogenase als in Mägen von Männern. Folge: Frauen müssen damit rechnen, daß sie etwa 30 Prozent mehr Alkohol ins Blut aufnehmen. Auch angesichts des

PROHIBITION **Saftige Lehren aus einer trockenen Epoche**

Das Gesöff nannte sich „Moonshine“ Whiskey: Ein Schnapsglas voll war – wie andere illegal gebrannte Schnäpse – überall in den USA für ein paar Cents zu haben. Doch das Zeug bekam den Zechern oft gar nicht: Viele erblindeten oder starben an inneren Blutungen. Allein an einem Oktober-Weekend im Jahr 1928 kamen in New York auf diese Weise 32 Menschen um. Denn Produzenten oder Zwischenhändler panschten den Fusel oft mit Extrakten aus Haarwasser oder setzten eine Prise Jod zu, gossen giftigen Holzalkohol oder Schwefelsäure hinein.

Moonshine-Whiskey war ein illegitimes Kind der Prohibition, jenes Gesetzes, das von 1920 bis 1933 in den Vereinigten Staaten Herstellung und Verkauf „berauschender Getränke“ unter Strafe stellte. Zwei Drittel der Kongreßabgeordneten hatten den 18. Verfassungszusatz unterstützt, 46 der 48 US-Staaten ratifizierten ihn. Doch das Diktat der Gesetzgeber wurde nicht befolgt: Viele Bürger fanden das trockene Leben fad, und im Schatten der offiziellen Politik erblühte eine illegale Alkoholwirtschaft, füllten kriminelle Schnapsproduzenten und -händler die entstandene Lücke, wucherten Korruption, Verbrechen und Gewalt.

Bereits vor der Jahrhundertwende hatten sich in den USA die Kämpfer gegen die Trunksucht zur lautstarken Lobby formiert: meist puritanische Christen, die glaubten, ihre Mitbürger per Alkoholverbot zu gottgefälligem Leben zwingen zu können. Die „Anti-Saloon-Liga“ etwa förderte im Wahlkampf sowohl Kandidaten der „Demokraten“ als auch der „Republikaner“, wenn sie versprachen, für die Prohibition zu stimmen. Und die „Enthaltsamkeits-Union christlicher Frauen“ stellte in eigenen Schulbüchern die medizinischen Folgen des Alkoholkonsums so übertrieben dar, daß seriöse Brantweinfeinde fürchteten, „bei den denkenden Klassen allen Kredit“ zu verlieren.

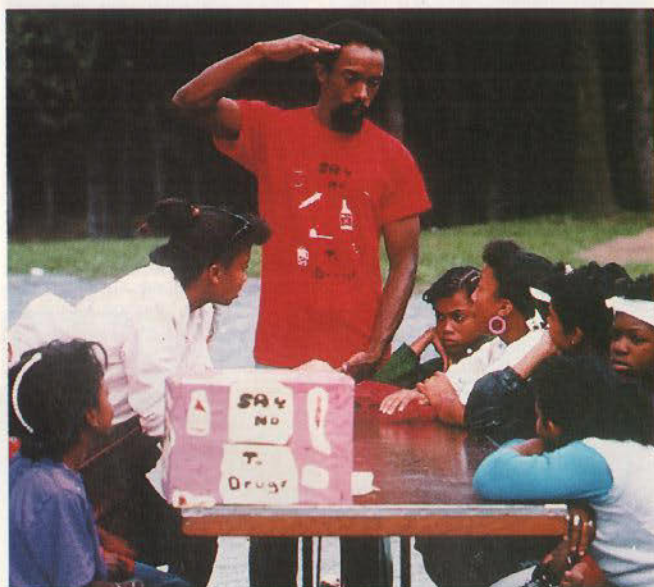
1917 – als die USA in den Ersten Weltkrieg eintraten – setzten die Al-

koholgegner eine Kriegs-Prohibition durch. Das angeblich knappe Getreide sollte nicht mehr zur Herstellung von Whiskey und Bier verwendet werden. Drei Jahre später folgte das Totalverbot.

„Prohibition ist besser als gar kein Schnaps“, witzelten Konsumenten wie Produzenten und umgingen mit viel Phantasie das neue Gesetz. Zum Beispiel durch Herstellung und Vertrieb alkoholreicher Trauben-Gelees: Dieser „Vine-Glo“, der sich im Schutz der privaten vier Wände zu Weiß-, Rot- oder Portwein verdünnen ließ, fiel nicht unter das Handelsverbot – er war ja kein Getränk. Andere Firmen verkauften Gärtanks und Malzsirup mit Hopfen-„Aroma“ an heimliche Bierbrauer.

Wer Durst auf Härteres hatte, schlich in eine der vielen „Speakeasies“ – geheime Kneipen, verborgen in Hinterzimmern von Drugstores, Tabakläden oder auch Anwaltskanzleien. Sie waren für jeden zugänglich, der dem Türsteher die jeweilige Parole zuraufen konnte. In Detroit wurden 1929 in einem vierstöckigen Mietshaus gleich 22 solch illegaler Schankstuben ausgehoben.

Die Wirte bezogen den Schnaps von Organisationen, an deren Spitze Leute wie Al Capone standen. Sein Gangster-Syndikat war Teil einer Untergrund-Wirtschaft, die mit Schmuggel und Herstellung, Transport und Vertrieb von Alkoholika pro Jahr geschätzte zwei Milliarden Dollar umsetzte – etwa zwei Prozent des damaligen Brutto sozialproduktes der USA. Schmuggler rasten nachts mit schnellen Motorbooten und bis zu



US-Kampagne gegen Drogenmißbrauch: „Say no“

Prävention

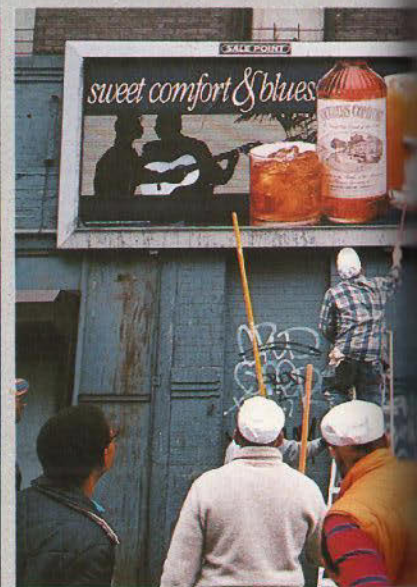
Der Versuch von Behörden und Beratungsstellen, vor allem Kinder und Jugendliche von Drogenmißbrauch abzuhalten, wird als „Primärprävention“ bezeichnet. Drogenpolitiker und -berater setzen auf Schulunterricht, Informationsveranstaltungen und -material für Kinder, Jugendliche und Eltern, die über Drogen aufklären und für Suchtgefahren sensibilisieren sollen.

Die „Sekundärprävention“ gilt suchtgefährdeten Drogenkonsumenten. Therapeutische Maßnahmen sollen ihnen ein Leben

durchschnittlichen Gewichtsunterschiedes zwischen den Geschlechtern gilt die Faustregel: Eine Frau erreicht mit einem einfachen Schnaps etwa gleich viel Promille wie ein Mann mit einem doppelten.

Psycholyse

In den sechziger Jahren behandelten einige Psychotherapeuten Patienten, die an Angstneurosen und Depressionen litten, mit „bewußtseinsweiternden“ Drogen, vor allem LSD. Im Rausch konnten die Kranken unterdrückte Gefühle und vergessene Kindheits-



10 000 Flaschen an Bord über die Great Lakes vom kanadischen zum amerikanischen Ufer. Hochseeschiffe, die Bäuche voll mit Whiskey, ankerten außerhalb der Hoheitsgewässer und warteten auf ihre nächtliche Entladung.

Zwar vereitelten Polizeirazzien oder Überfälle rivalisierender Banden zahlreiche Fahrten. Aber dank gewaltiger Gewinnspannen war das Geschäft auch bei einer Einbuße

von achtzig Prozent noch lukrativ. Große Gewinne machten auch Betriebe, die offiziell Alkohol zu Brennsprit oder Haarwasser verarbeiteten. Als 1925 Prohibitionsbeamte in New York 13 solcher Betriebe für zwei Monate überwachten, ging jeder Firma ein illegales Geschäft von 2,7 Millionen Dollar verloren.

Häufig schauten die staatlichen Kontrolleure jedoch weg und hiel-

hen. In manchen Bibeln wurde das Wort „Wein“ durch „Traubensaft“ ersetzt, und in Physik-Büchern sollte die Destillation nicht mehr erklärt werden.

Nach 13 Jahren hatten die Amerikaner genug. In blutigen Bandenkriegen waren Tausende von Menschen umgebracht worden. Und in den Großstädten starben mehr Bürger am Alkohol als vor der Prohibition. Zudem lieferte die De-

erlebnisse aktivieren und verarbeiten. Eine Therapie umfaßte bis zu 40 Sitzungen, die jeweils fünf bis sechs Stunden dauerten. Infolge der gesellschaftlichen Ächtung dieser Drogen gaben fast alle Psychotherapeuten die Psycholyse – trotz gewisser Erfolge – wieder auf. Heute wird in den USA die zur Gruppe der Amphetamine gehörende Substanz MDMA gelegentlich für therapeutische Zwecke eingesetzt.

Rausch

Die Rauscherfahrungen von Drogenkonsumenten sind abhängig von ihrer inneren und äußeren Situation („Set“ und „Setting“). Bestimmte Drogen verursachen aber bei allen Konsumenten ähnliche Rausch-Erlebnisse. Vom Meskalin-Rausch bleiben vor allem Lichteindrücke in Erinnerung. Auffallend viele User von Harmalin – einem Alkaloid der Steppenraute – sahen während ihres Trips Tiere, fliegende Menschen oder kreisförmige Muster. Schon vor über 3000 Jahren hielten arische Einwanderer in Indien ihre Eindrücke aus dem „Soma“-Rausch – die Substanz „Soma“ ist bis heute nicht identifiziert – in einer Hymne fest: „Der Trank hat mich fortgerissen wie ein stürmischer Wind... Das Denken hat sich mir dargeboten, wie eine Kuh ihrem kleinen Liebling... Die eine Hälfte meines Ichs läßt die beiden Welten hinter sich... Ich habe an Größe diesen Himmel und diese Erde übertroffen... Ich merke, daß ich Soma getrunken habe.“



Peyote-Kultur auf Wollbild, festgehalten von Mariano Valadez

Seinen Haschisch-Rausch beschrieb 1843 der Dichter Théophile Gautier: „Mein Körper schien sich aufzulösen und durchsichtig zu werden... Rings um mich war ein Rieseln und Einstürzen von Steinmassen in allen Farben... In manchen Augenblicken sah ich nur noch meine Kameraden, jedoch verändert, halb Mensch, halb Pflanze, mit



Im 19. Jahrhundert griffen Anti-Alkoholikerinnen in den USA bisweilen kurzerhand zur Axt. Heute richtet sich der Zorn der Abstinenzler gegen Alkoholwerbung



ten dafür die Hand auf: Der „Tarif“ lag im Durchschnitt bei 500 Dollar pro Nacht – drei Monatsgehälter für einen Aufsichtsbeamten. In Philadelphia stand fast das ganze Polizei-Präsidium auf der Gehaltsliste des „Whiskey-Rings“. Selbst hohe Polizeibeamte kamen 1928 wegen passiver Bestechung hinter Gitter.

Die Prohibition trieb bizarre Blüten: Weil Hüftflaschen zum Verkaufsrenner wurden, verbot der Staat South Carolina den Schneidereien, Gesäßtaschen in die Hosen zu nä-

pression nach dem Börsenkrach von 1929 ein weiteres – finanzielles – Argument gegen das unbeliebte Gesetz: Vor 1920 hatten Alkoholsteuern ein Viertel der Staatseinnahmen ausgemacht.

Am 5. Dezember 1933 beendeten die USA ihr „nobles Experiment“. Zu spät für zwölf Bürger von San Francisco: Sie waren Geschworene in einem Prohibitionsprozeß gewesen und mußten sich danach selbst vor Gericht verantworten – wegen Austrinkens des Beweismaterials. Zu spät auch, um die Pest des organisierten Verbrechens wieder loszuwerden. Capones Nachfolger erweiterten ihr schmutziges Geschäft: auf Schutzgelderpressung, organisierte Prostitution, illegales Glückspiel – und Heroin.

Christopher Schrader

dem nachdenklichen Aussehen des Ibis, auf dem Fuße des Vogels Strauß stehend, mit den Flügeln schlagend ... Milliarden von Schmetterlingen, deren Flügel wie Fächer rauschten, flogen mit dauerndem Summen in einer merkwürdig erleuchteten Luft umher ... Mein Gehör hatte sich merkwürdig gesteigert, ich hörte das Geräusch der Farben. Grüne, blaue, gelbe Töne kamen in scharf unterschiedenen Wellen zu mir."

Der Arzt und Dichter Gottfried Benn schrieb 1917 das Gedicht „Kokain“. In der ersten Strophe heißt es: „Den Ich-Zerfall, den süßen, tiefersehnten, / den gibst du mir: schon ist die Kehle rauh, / schon ist der fremde Klang an unerwähnten / Gebilden meines Ichs am Unterbau.“



Eine Seelenreise im Opiumrausch: japanischer Holzschnitt aus dem frühen 19. Jahrhundert

Schmerzmittel

„Milde“, rezeptfreie Präparate machen 85 Prozent des Schmerzmittel-Marktes aus. Die gebräuchlichsten Substanzen – „ASS“ (Acetyl-Salicyl-Säure) und „Paracetamol“ hemmen die Bildung schmerzvermittelnder „Prostaglandine“. Dadurch senken sie unter anderem Fieber und vermindern die Empfindlichkeit der Schmerzrezeptoren. ASS wirkt auch gegen rheumatische Entzündungen und vermindert die Verklumpung der Blutplättchen.

Häufige Nebenwirkungen sind Nierenschäden und die Förderung von Geschwüren der Magenschleimhaut. Als Rein-Substanz führt keines der „milden“ Schmerzmittel zu Abhängigkeit. Trotzdem sind viele Men-

Sie fliegen als „Superman“ über die Weltmeere, besiegen als „Kung Fu“ alle Gegner, gehen durch Wände und lassen Menschen verschwinden: Kinder und Jugendliche inszenieren mit ihrer Vorstellungskraft Traumwelten, die sie mit Hilfe geschnüffelter Lösungsmittel besuchen wollen. Solche faszinierenden Halluzinationen machen das „Schnüffeln“ für viele junge Menschen attraktiv. „Unbefriedigte Wünsche können so scheinbar erfüllt werden“, erklärt Rainer Thomasius, der am Universitätskrankenhaus Hamburg-Eppendorf eine „Sprechstunde für Lösungsmittelmißbrauchende Heranwachsende“ aufgebaut hat. Attraktiv ist auch der Eintrittspreis in die Phantasiewelt: Nur eine Plastiktüte voll berauschender Dämpfe, die aus Klebstoffen oder Schnellreinigern aufsteigen. Und die „Droge“ ist überall erhältlich: Rund 20 „schnüffeltaugliche“, vermeintlich harmlose Produkte wie Farbverdünner, Filzstifte, Nagellackentferner, Waschbenzin, Möbelpolituren und diverse Sprays stehen in fast jedem Haushalt.

Aus den USA kam die Kenntnis von den Billig-Rauschmitteln nach Europa; die ersten deutschen Schnüffler fielen 1967 in Berlin auf. Heute gehört das Inhalieren zum Rauschrepertoire Halbwüchsiger aller Schichten und zahlreicher Länder. In der Bundesrepublik stecken schätzungsweise fünf bis zehn Prozent aller Kinder und Jugendlichen Mund und Nase in die Tüte.

Therapeuten beobachten bei vielen Schnüfflern ein eher gering ausgeprägtes Selbstwertgefühl, Schwierigkeiten innerhalb der Familie und Schule oder auch schlichtweg Langeweile, Neugier und Angst vor

Der tückische Trip aus der Tüte

Gruppenzwang. Das typische Einstiegsalter liegt in der Pubertät, zwischen zwölf und 14 Jahren. Die meisten Jugendlichen haben bald die Nase voll. Diese „Experimentierer“ geben das Schnüffeln nach ein- oder zweimaligem Probieren wegen dessen Nebenwirkungen wieder auf: Übelkeit, Kopfschmerzen, Herzrasen und Schleimhautreizungen im Rachenraum. Eine Minderheit, von Sucht-Experten „Freizeitmißbraucher“ genannt, inhaliert dagegen oft jahrelang – in Gruppen und manchmal bis zu zwölf Stunden täglich. Im fortgeschrittenen Stadium hängen „chronische Schnüffler“ auch dann noch über den Lösungsmittel-

tel-Dämpfen, wenn Leber und Nieren, Kreislauf und Nerven bereits schwer geschädigt sind. Ein gefährlicher Inhaltsstoff ist beispielsweise die chemische Substanz Toluol, die in vielen Produkten enthalten ist: Sie greift das fettreiche Nervengewebe an und kann langfristig zu Lähmungen und Degenerationserscheinungen im Gehirn führen. Die berauschenden Dämpfe können sogar tödlich sein: Atmet ein Schnüffler zuviel davon ein, kann er das Bewußtsein verlieren und an Erbrochenem ersticken. Lösungsmittelhaltige Sprays, etwa zur Vereinigung von Wunden – vor kurzem in Mode gekommen –, erhöhen das Risiko eines plötzlichen Herztodes.

Sie enthalten halogenierte Kohlenwasserstoffe, die den Herzmuskel für das Stresshormon Adrenalin besonders stark sensibilisieren. Zwischen 1981 und 1987 kamen in Großbritannien fast 600 Jugendliche durch „akute Intoxikation“ mit Lösungsmitteln ums Leben. Insgesamt, so schätzen bundesdeutsche Experten, sind von allen hiesigen Drogentoten etwa drei Prozent Lösungsmittelkonsumenten.

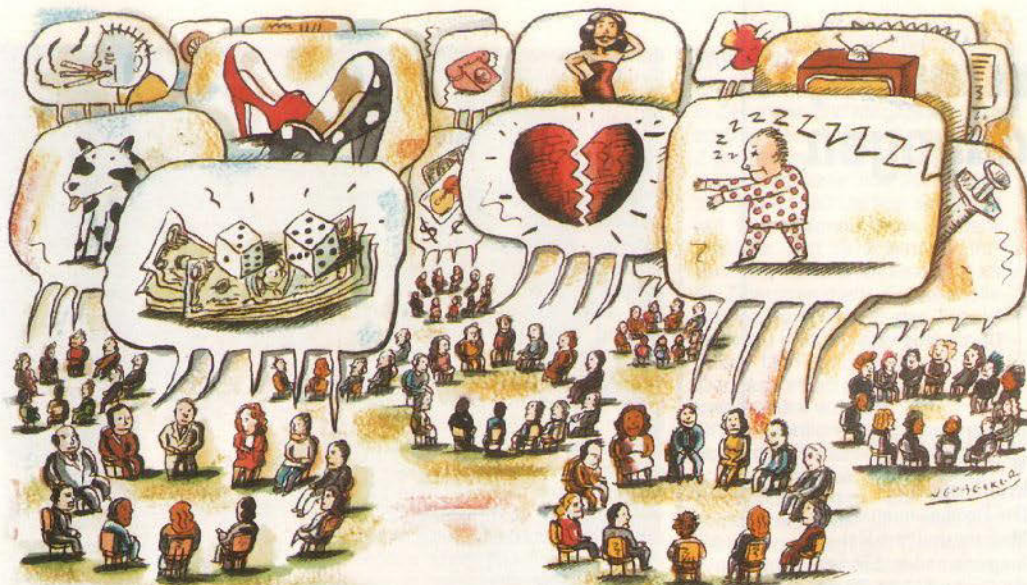
Chronische Schnüffler haben schlechte Aussichten, ohne stationäre Behandlung von ihrer Sucht loszukommen. Bessere Chancen räumt der Hamburger Therapeut Rainer Thomasius seinen jungen Patienten ein, die nicht länger als vier Jahre über der Tüte hängen. Während der ambulanten Therapie werden vor allem die suchterhaltenden Bedingungen innerhalb der Familie analysiert und behandelt. Die Erfolgsquote liegt bei 50 Prozent.

Doch Einrichtungen, die Schnüffler aufnehmen und auch kompetent behandeln, sind in der Bundesrepublik rar. Thomasius beklagt auch die fehlende Kooperation zwischen Gesundheitsfürsorge, Wissenschaft und Industrie. In Großbritannien beispielsweise verbietet bereits seit 1985 ein Gesetz den Einzelhändlern, lösungsmittelhaltige Produkte zu verkaufen, wenn der Verdacht des Mißbrauchs aufkommt.

Catharina Aanderud



Schnüffeldes Mädchen in São Paulo: Wie eine Epidemie hat sich die Kenntnis der billigen Kinderdroge über alle Grenzen hinweg verbreitet



Selbsthilfe boomt in USA: Viele suchen Trost in lose organisierten Gesprächskreisen

schen schmerzmittelsüchtig: Die Abhängigkeit entsteht durch Beimischungen von Coffein und Beruhigungsmitteln in den hundertfach angebotenen, aber unsinnigen Kombinationspräparaten. Morphinartige Medikamente sind trotz ihres Suchtpotentials bis heute bei Unfällen, Operations- oder Krebschmerzen unentbehrlich. Sie besetzen die Rezeptoren für körpereigene Endor-

Selbsthilfegruppen

sind freiwillige, meist lose Zusammenschlüsse Betroffener, die ihr gemeinsames Problem ohne professionelle Hilfe bewältigen wollen. In der Bundesrepublik gibt es im Sucht-Bereich zur Zeit etwa 6500 Selbsthilfe- und Abstinenz-Gruppen sowie 175 Elternkreise. Das Prinzip der Selbsthilfe hat sich vor allem während der Nachsorge bewährt. In der Bundesrepublik treffen sich 30 000 bis 60 000 abstinenten Alkoholiker regelmäßig in den Gruppen der Anonymen Alkoholiker (AA), des Kreuzbundes, der Guttempler oder anderer Organisationen. Neben den AA haben sich Gruppen für Partner und Kinder von Alkoholikern („Al-Anon“ und „Al-Ateen“) gebildet. Als bedeutende Selbsthilfegruppe für Heroinabhängige gilt „Synanon“, ein Verband von Lebensgemeinschaften, in die Ex-Junkies aufgenommen werden, die bereit sind, abstinent zu leben. Drogenabhängige treffen sich auch bei den „Narcotics Anonymous“. Für Medikamentenabhängige und Betroffene nichtstofflicher Süchte, etwa für Menschen mit Ess- und Magersucht, sowie für Kauf-, Spiel- und Arbeitssüchtige gibt es ebenfalls Selbsthilfegruppen. Kontaktadresse:

NAKOS
Albrecht-Achilles-Straße 65
1000 Berlin 31
Tel.: 030/891 40 19.

Selbstversuche

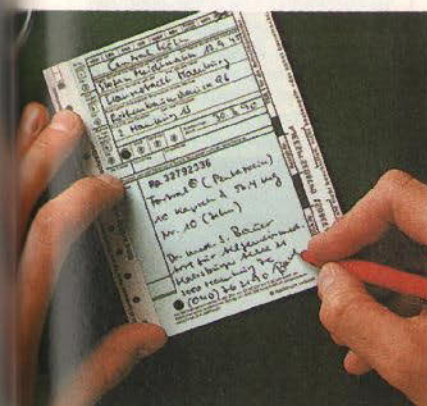
„...wenn Du unartig bist, wirst Du sehen, wer stärker ist, ein kleines sanftes Mädchen, das nicht ißt, oder ein großer wilder Mann, der Cocain im Leib hat.“ Der große, wilde Mann, der 1884 so an seine Braut schrieb, war Sig-

mund Freud. Von 1884 bis 1887 experimentierte der Wiener Arzt an sich und anderen mit Kokain. Er begeisterte sich zu jener Zeit für das „Zaubermittel“ und seine „gegen Hunger, Schlaf und Ermüdung schützende und zur geistigen Arbeit stählende Wirkung“. Viele Gelehrte haben aus wissenschaftlicher oder philosophischer Neugier Drogen an sich selbst getestet. So etwa der Phi-

losoph, Schriftsteller und Literaturkritiker Walter Benjamin, der – zum Teil gemeinsam mit dem Philosophen Ernst Bloch – während der zwanziger und dreißiger Jahre über seine Haschisch-Erfahrungen ein exaktes Protokoll führte. Ernst Jünger nahm an LSD-Sitzungen mit Albert Hofmann teil, dem Schöpfer der Droge. Erschrieb 1952 in seinem Essay „Besuch auf Godenholm“ darüber. Der Schriftsteller Aldous Huxley schluckte unter ärztlicher Aufsicht zwischen 1953 und seinem Todesjahr 1963 sporadisch Meskalin und LSD. In seinen drogentheoretischen Werken plädierte er offen für den Gebrauch von bewußtseinsverändernden Drogen, die „auf lange Sicht dazu beitragen werden, das geistige Leben der Gemeinschaften, in denen sie verfügbar sind, zu vertiefen“. Huxley sah in Drogen allerdings auch ein Instrument, die Menschen zu beherrschen. In seinem Roman „Schöne neue Welt“ beschreibt er einen totalitären Staat, der seine Untertanen mit Hilfe der Glücksspiele „Soma“ ruhigstellt.

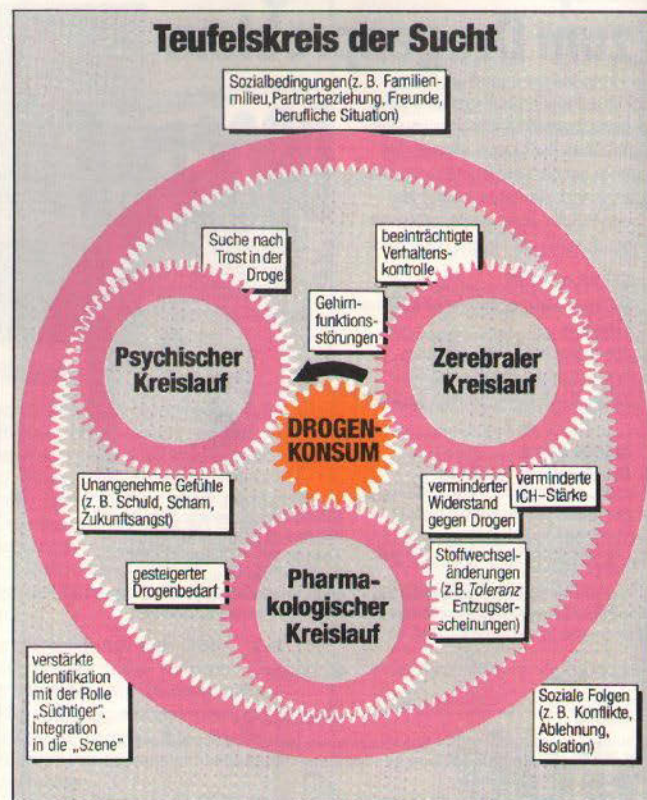
Teufelskreis der Sucht

So unterschiedlich die Voraussetzungen für die Suchtentstehung sind, so vielfältig sind auch die Gründe, sich immer tiefer in die Abhängigkeit zu verstricken. Einfache Modelle können allenfalls beschreiben, wie verschie-



Drogen auf Rezept

phine im zentralen Nervensystem und aktivieren dadurch das schmerzhemmende System. Sie senken Atemantrieb und Blutdruck und verursachen Verstopfungen. Aus Angst, ihre Patienten könnten abhängig werden, erschrecken viele Ärzte vor der Verordnung von Opiat-Schmerzmitteln zurück. Schätzungen zufolge sind Krebspatienten daher unterversorgt: Nur jeder fünfte bekommt genügend schmerzstillende Opiate.



Was uns krank macht, und was wir dagegen tun können



Paul-Heinz Koesters
Wenn die Seele krank macht
Die Psychosomatische Medizin und ihre Heilungsmethoden. 236 Seiten, Format 12,5 x 20 cm, gebunden, DM 38,-.
In jeder guten Buchhandlung erhältlich

Stress macht uns Kopfschmerzen, Angst läßt unser Herz schneller schlagen, Ärger drückt auf den Magen. Paul-Heinz Koesters beleuchtet hier auf neue Weise die Zusammenhänge zwischen Körper und Seele. Das Buch gibt erstaunliche Erklärungen und stellt Therapien für Krankheiten vor, die mit herkömmlichen Verfahren nicht geheilt werden können.

dene Faktoren ineinandergreifen. Das hier dargestellte Modell nach W. K. van Dijk gilt vor allem für Alkoholiker.

Toleranz

Pharmakologischer Begriff für die Anpassung des Körpers an eine häufig zugeführte Substanz. Wenn sich deren Wirkung abschwächt, muß die Dosis für einen gleichbleibenden Effekt fortlaufend gesteigert werden. So kann ein langjährig Morphinabhängiger das Mehrfache der normalerweise tödlichen Dosis vertragen. Der tägliche Heroin-Konsum eines Fixers entspricht oft dem 200fachen dessen, was Patienten gegen starke Schmerzen verschrieben wird. Diese Toleranz geht für gewöhnlich während längerer Abstinenz wieder verloren. Süchtige, die in der Therapie ohne Drogen leben, können danach an einer Dosis sterben, die sie vor dem Entzug noch gut vertragen haben. Die Ursachen der Toleranzentwicklung sind nicht genau bekannt. Neben der vermehrten Produktion abbauender Enzyme wird eine verminderte Empfindlichkeit des Gehirns angenommen.

Trinkertypen

Einen einheitlichen Alkoholikertyp gibt es nicht. Die noch heute gebräuchliche Einteilung nach dem griechischen Alphabet hat bereits vor Jahrzehnten der amerikanische Physiologe Elvin M. Jellinek vorgeschlagen:
Alpha-Trinker: Konflikt- und Erleichterungstrinker haben zwar ihren Alkoholkonsum unter Kon-

Ein Heroin-süchtiger in Bangkok krümmt sich unter Entzugsschmerzen. Auch Übelkeit, Angst und Gänsehaut sind typische Symptome eines »Turkey«



trolle, sind aber häufig psychisch abhängig.

Beta-Trinker: Gelegenheits- oder Verführungstrinker, die erst relativ spät abhängig werden.

Gamma-Trinker: Zwei von drei stationär behandelten Alkoholikern sind süchtige Trinker mit psychischer und körperlicher Abhängigkeit und starker Neigung zur Dosissteigerung. Sie können jedoch auch längere Zeit abstinente leben.

Report und Ratgeber zum Drogenproblem

Die internationale Rauschgiftmafia überschwemmt die Bundesrepublik mit ihrem Stoff. Das Buch zeigt aber nicht nur die alarmierende Situation, es ist auch ein Ratgeber für Eltern und Erzieher, deren Kinder zum erstenmal Kontakt mit Drogen bekommen.

STERN-REPORT
Wolfgang Metzner, Berndt Georg Thamm
Drogen
286 Seiten mit Fotos und einem Verzeichnis der Beratungsstellen.
Taschenbuch, DM 12,80, Best-Nr.: Z 3229



In jeder guten Buchhandlung erhältlich

Ja, schicken Sie mir bitte:
○ „Drogen“
DM 12,80, Best-Nr. Z 3229 (Preis zuzügl. DM 2,- Versandkostenanteil.)
Ich kann das Buch ohne Begründung und auf Ihre Kosten innerhalb von 10 Tagen

zurückschicken, wenn es Ihren Ausführungen nicht entspricht. Ich bezahle erst, wenn ich Ihre Rechnung erhalten habe. Bei Bestellungen aus dem Ausland nur gegen Vorauszahlung per Scheck zuzüglich DM 3,- Versandkostenanteil.

Name/Vorname

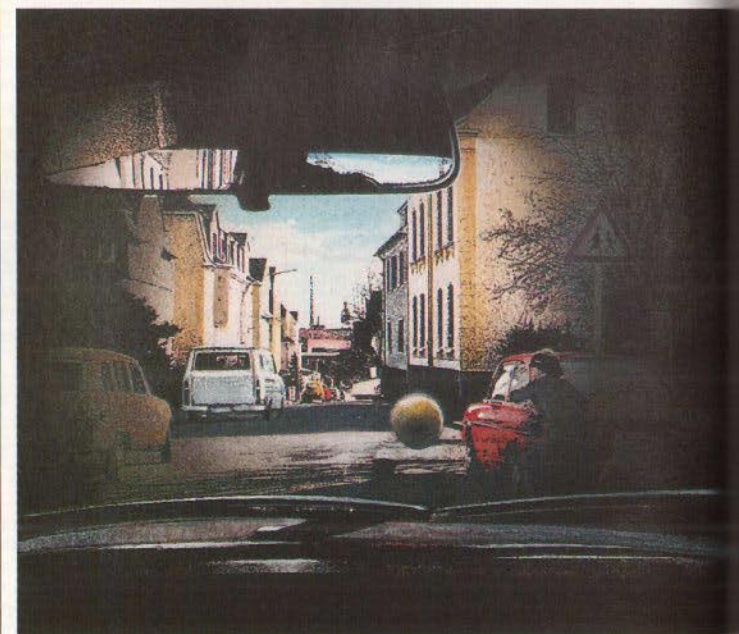
PLZ/Wohnort

Straße/Nr.

Datum/Unterschrift

86627

Heute noch absenden an: STERN-Buch Versand-Service, Postfach 600, 7107 Neckarsulm.
Telefonische Bestellung Tag und Nacht, sonn- und feiertags: 071 52/75 90
oder über BTX * 34 5004 #



Tunnelblick: Schon 0,3 Promille im Blut können genügen

STERN-BUCH

STERN-BUCH



Delta-Trinker: Gewohnheitstrinker mit ausgeprägter psychischer und körperlicher Abhängigkeit und Unfähigkeit zur Abstinenz machen rund ein Fünftel aller stationär behandelten Alkoholiker aus. Diese „Spiegeltrinker“ brauchen, um ihr Leben zu meistern, immer einen gewissen Blutalkohol-„Spiegel“. Ihr Alkoholbedarf steigt dabei an.

Epsilon-Trinker: „Quartalssäufer“ bleiben über längere Zeit unauffällig, trinken dann aber oft über Tage hinweg große Alkoholmengen. Zu den Alkoholkranken im engeren Sinn aber zählen nur Gamma- und Delta-Trinker.

Tunnelblick

Ab 0,3 Promille Blutalkohol schrumpft das Gesichtsfeld. Die Ursache ist wahrscheinlich eine Betäubung des Sehzentrums im Gehirn. Der volle Durchblick kehrt zwar gewöhnlich nach dem Rausch zurück, jedoch kann der Tunnelblick bei langjährigen Trinkern bestehenbleiben, wenn Alkohol die Nervenbahnen angegriffen und den Sehnerv beschädigt hat. Bei längerer Abstinenz kann sich die Sehfähigkeit bis zu einem gewissen Grad erholen.

Turkey

(engl.: Truthahn) Szene-Begriff für Entzugserscheinungen bei Heroinsüchtigen, verbunden mit starker Gänsehaut. Frösteln, Gähnzwang und tränende Augen mit erweiterten Pupillen treten schon am ersten Tag nach der letzten Dosis auf. Nach zwei bis drei Tagen leidet der Junkie unter

Schlaflosigkeit, Angst, Gliederschmerzen und Muskelzittern. Er verhält sich gereizt und aggressiv. Wasserverlust durch Erbrechen und Durchfälle, erhöhter Puls und Bluthochdruck sind schlimme, für gewöhnlich jedoch keine lebensbedrohlichen Sym-



Der feinen Hundennase entgeht so schnell kein Stoff. Trainierte Vierbeiner spüren selbst in Plastik eingeschweißte Rauschgifte auf

ptome. Nach zehn Tagen sind die Beschwerden meist überwunden.

Weckamine

Wortschöpfung aus „wecken“ und „Amin“. Das synthetische Aufputschmittel Amphetamin und seine Abkömmlinge sind chemisch verwandt mit dem „Stresshormon“ Adrenalin. Weckamine machen munter, verbessern die Stimmung und steigern die Leistungsbereitschaft – im schlimmsten Fall bis zur völligen Erschöpfung. Bei längerem Mißbrauch drohen Schlafstörungen, körperlicher Verfall und Verfolgungswahn.

Werbung

Die Werbung für Tabakprodukte in Zeitungen und Magazinen geht zurück. Die Aufwendungen der Zigarettenindustrie für diesen Bereich schmolzen von 208 Millionen Mark 1980 um fast ein Drittel auf 144 Millionen Mark im Jahr 1989 ab. Seit 1972 senden Hörfunk und Fernsehen keine Spots für Zigaretten mehr. Fotomodelle und Schauspieler in der Tabakwerbung müssen älter sein als 30 Jahre. Mit Prominenten und Leistungssportlern darf kein Zigarettenhersteller werben.

Ohne sportliche Vorbilder muß auch die Reklame für alkoholische Getränke auskommen. Werbebotschaften, die sich an Kraftfahrer richten, sind nach den Verhaltensregeln des Deutschen Werberats ebenfalls unerwünscht. Alkoholika-Reklame darf sich außerdem nicht an Jugendliche wenden, nicht zum Mißbrauch auffordern und keine gesundheitlichen Vorteile durch Alkoholgenuß anpreisen.

Die Werbung für Medikamente unterliegt relativ strengen gesetzlichen Vorschriften: Verschreibungspflichtige Präparate sind von der Publikumswerbung ausgeschlossen. Reklame für rezeptfreie Medikamente muß grundsätzlich Angaben über Gegenanzeigen, Nebenwirkungen und Warnhinweise enthalten. Experten für Medikamenten-sucht beurteilen diese Einschränkungen als mangelhaft.

// tiptel. A busy girl's best friend. //



An mehreren Orten zugleich sein. Kann man das? Zum Beispiel im Büro und trotzdem zu Hause keinen wichtigen Anruf verpassen? Kein Problem. tiptel ist ein schöner Beweis dafür, wie hilfreich modernste Technologie sein kann. Dieser Anrufbeantworter kann nicht nur alles, was Sie von einem guten Gerät erwarten. Er hat einiges, das ihn zum echten Spitzengerät macht. Und das zu einem überraschend günstigen Preis.

Sie benötigen z. B. zunächst keine Fernabfrage! Gut. Bei tiptel können Sie problemlos Ihre Meinung ändern. Sie können die Fernabfrage einfach selbst nachrüsten. Zweites Komfort-Erlebnis: Per eingebauter Sprache sagt Ihnen tiptel während der Fernabfrage die Anzahl der Gespräche und die Abhördauer. Dazu Datum und Uhrzeit der Aufzeichnung.

tiptel kommt aus gutem Hause und ist Qualität made in Germany mit 12 Monaten Garantie. Noch mehr gute Gründe für eine enge Freundschaft erfahren Sie in führenden Fachgeschäften oder direkt bei Tiptel Electronic GmbH, Halskestraße 14, D-4030 Ratingen, Telefon 0 21 02/4 50 10.

(A) 02 22/894 27 74 (B) 011/52 36 47 (EM) 011/52 36 47
(E) 03/2 32 91 67 (NL) 0 30/43 44 88

tiptel®

Der Anrufbeantworter

Ein kauziger Klient namens Faust

VON HERMANN UNTERSTÖGER

Es versprach ein Tag wie jeder andere zu werden, als der Psychoanalytiker und Drogentherapeut – nennen wir ihn Müller – seine Ordination betrat. „Nur so'n Typ vom Lande“, sagte Marthe, seine Assistentin, die merkte, daß er durch die halb geöffnete Tür ins Wartezimmer spitzen wollte.

„Dann mal herein mit ihm!“ Müller liebte es, an solchen Tagen den Forschen zu spielen.

Der Patient, ein Mann in den besten Jahren, sah nach einem Geisteswissenschaftler aus: soigniert, aber leicht chaotisch. Er trug einen etwas altmodischen Pelz und vollführte, wenn er sich drehte, seltsame Bewegungen – wie wenn er zu einem Flug ansetzen wolle. Auf Müllers launige Frage, wo „uns“ denn der Schuh drücke, seufzte er: Das sei eine lange Geschichte...

„Kurz kann jeder“, erwiderte Müller und zückte den Block, während sich der Patient auf der Couch etwas umständlich zurechtzufinden suchte.

Es habe, so der Mann düster sinnend, alles damit begonnen, daß er, wiewohl in der Philosophie, der Juristerei und der Medizin durchaus beschlagen, nicht recht habe erkennen können, was die Welt eigentlich zusammenhält – „im Innersten, wenn Sie wissen, was ich meine“. Damals sei ihm zum erstenmal der Gedanke gekommen, es mit der Magie zu versuchen.

Müller schien es, als ob dieser maßlose Wissensdurst von einer archaischen Unreife zeuge, von einem narzißti-

schen Größenwahn, der Schlimmeres befürchten lasse.

Er sollte sich nicht getäuscht haben. Die letzte Osternacht, so fuhr der Mann fort, sei er ganz down gewesen, habe er dem Jammer ein Ende setzen wollen. „Ich hab' da, müssen Sie wissen, diese alte Phiole mit einem Saft, der eilig trinken macht. Aus Vaters Kristallschale wollte ich ihn schlürfen – hinab, hinweg! Aber was soll ich Ihnen sagen: Mit einem Male hör' ich österliche Gesänge, richtige Himmelslieder. Da quoll mir die Träne, die Erde hatte mich wieder.“

Müller ließ sich durch die, wie er fand, exaltierte Sprechweise des Patienten nicht von der Spur bringen. Wenn du mal nicht, dachte er bei sich, dem Alkohol, vielleicht sogar anderen Stoffen, mehr ergeben bist, als dir frommt! Drogenexperimente gepaart mit erhöhter Suizidalität, das wäre nichts überraschend Neues. Ebenso wenig die Willensschwäche, die den neuen Klienten seinen Beschluß zum Selbstmord so schnell hat fahrenlassen, wie er ihn gefaßt hatte. Himmelslieder! Tatsächlich mündet die im phantasierten Suizid triumphierende Omnipotenz in einen ganz ordinären Kater.

„Und Ihr Herr Vater?“ Müller hatte das untrügliche Gefühl, daß da noch ein Haken war.

Die Frage war dem Patienten augenscheinlich zuwider. Doch dann brach es aus ihm heraus: Ein Arzt sei der Vater gewesen, nichtsdestoweniger ein „dunkler Ehren-

mann“, der allerlei Geheimes gebraut habe. Müller erinnerte sich bei diesen Worten an die ominöse Trinkschale, und er notierte sich: „Verweist auf unbewältigten ödipalen Konflikt. Autodestruktives Übertrumpfen!“

Zu Müllers Erleichterung kam der Patient von selbst auf die Mutter beziehungsweise deren Fehlen. Er schweifte nämlich abermals zur Wissenschaft ab und deklamierte: „Wo faß ich dich, unendliche Natur? Euch Brüste, wo?“

Der sehnt sich, dachte Müller, nach umfassender oraler Befriedigung, und da seine Erfahrung der mütterlichen Symbiose defizitär ist, neigt er zu objektlosem Zerfließen, taugt er nicht zu normalen Beziehungen. Die Wissensdurst, dort Naturwalten – man müßte, überlegte der Therapeut, so ein Zwei-Seelen-Syndrom direkt einmal beschreiben.

„Soll ich Ihnen noch das Seltsamste erzählen?“ Der Patient brachte Müller wieder in die Sprechstunde zurück. „Also, es war kurz nach dieser Osternacht, da lief mir ein pechschwarzer Pudel zu, der plötzlich wuchs und anschwell und Gestalt annahm: Mephisto sei er, der Geist, der stets verneint.“

Müller wunderte sich über nichts mehr. Dieses Phänomen glaubte er von manchen Patienten zu kennen, die jahrelang LSD geschluckt hatten. Auch dieser Klient neigte dazu, in polyneurotischer

Fluktuation vom manisch-depressiven Formenkreis hinüberzuwechseln zu einer schizotypischen Persönlichkeitsstörung, wo er – der schwelende Pudel! – von halluzinatorischer Makropsie heimgesucht wird. Ich müßte mich schon sehr täuschen, dachte der Psychoanalytiker, wenn dieser gute Mann da nicht versucht, das, was er todestriebhaft und selbstzerstörerisch in sich wirken fühlt, in einem „Mephisto“ zu dämonisieren, projektiv von sich abzuspalten, und zwar als Preis fürs Überleben.

Walpurgisnacht – eine Fete wie keine zweite

Der Patient war nun in Fahrt. Auf seinem Zaubermantel habe ihn besagter Mephisto zu ungeahnten Abenteuern geführt, beispielsweise auf den Blocksberg zu einer Walpurgisnacht – eine Fete wie keine zweite.

Auf Müllers Notizblock rundete sich der pathologische Befund. „Eskapistische Ortsflucht, geradezu infantil zusammenphantasiert“, notierte er, und: „Halluzinierte Orgie; Teilperson Mephisto dominiert hier deutlich.“

Die Sitzung neigte sich ihrem Ende zu, doch den Patienten schien noch etwas zu plagen. „Sehen Sie“, drückte er herum, „die Sache mit dem Gretchen, das verzeihe ich dem Kerl nicht!“ Er war sichtlich erregt und berichtete wie im Rausch, daß Mephisto ihm das Mädel zunächst im Spiegel, dann in natura gezeigt habe, mit der Folge, daß



ihm der Sinn nach nichts anderem als nach ihr, wenigstens einem Halstuch oder Strumpfband, gestanden sei, daß man sie in der Tat – und leider begleitet von einigem Personenverlust – habe rumkriegen können, daß sie jedoch, der daraus entstandenen Folgen halber, leider dem weltlichen Arm anheimgefallen sei.

**Der Mann
hat Angst vor einer
reifen Frau**

Müller schauderte. Er sah das Mädchen vor sich, 15 oder 16 Jahre wohl, hübsch, unschuldig. Der Mann, soviel war klar, hatte in seiner gering ausgebildeten Geschlechtsidentität ganz einfach Angst vor einer reifen und ebenbürtigen Frau. Er tendierte zum Fetischismus, und sein infantiler Wunsch nach Sofortbefriedigung paßte wie angegossen in die schon längst zu vermutende Suchtstruktur.

„Seltsamer Kauz“, sagte Müller zu seiner Assistentin, als der Mann gegangen war. „Wie heißt der noch?“

Marthe nahm das Blatt aus der Kartei. „Faust“, sagte sie. „Dr. Johannes Faust, Privatdozent.“

„Soso, Privatdozent.“ Müller nickte, wie wenn er etwas Ähnliches erwartet hätte. „Gut dann, schreiben Sie: Borderliner, sucht- und suizidgefährdeter Borderliner. Ich glaube, Marthe, den werden wir noch öfter hier sehen.“

Marthe lächelte, und wie so oft hätte ihr Chef den Grund dafür nicht nennen können.

Hermann Unterstöger, 47, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Zu seiner Glosse inspirierte ihn ein Aufsatz in der Zeitschrift „Psyche“ (Nr.6/1989). Darin belegt der Sozialtherapeut Christoph Müller augenzwinkernd, daß Goethes Faust, psychoanalytisch betrachtet, die Merkmale einer modernen „Suchtpersönlichkeit“ trägt.

Die Nadel-Connection



GEO-Wissen Nr. 1/1988 „Abwehr – Aids – Allergie“ widmete der Immunschwächekrankheit Aids einen 33seitigen Spezialteil. Seinerzeit war die Gefahr einer Übertragung durch verschmutzte Spritzen schon erkannt: Wer sich Rauschmittel in die Venen drückt, gerät nicht nur leicht in den Teufelskreis von Beschaffungskriminalität und -prostitution, sondern riskiert neben dem Tod durch die Drogensucht auch das „acquired immune deficiency syndrome“.

Heute, da die Aids-Epidemie in ihr zweites Jahrzehnt geht, zeichnet sich ein dramatisches Bild ab: Außerhalb der homosexuellen Szene, aus der in den Industrieländern noch immer die größte Gruppe der Infizierten hervorgeht, ist hierzulande der Spritzentausch unter Drogenabhängigen der häufigste Übertragungsweg des Aids-Erregers „Human Immunodeficiency Virus“ (HIV): Nach neueren Schätzungen des Bundesgesundheitsamtes in Berlin haben sich zwölf Prozent der Aids-Patienten über benutzte Spritzen infiziert, 72 Prozent durch homosexuellen Geschlechtsakt, sechs Prozent durch Transfusionen von Blut oder Blutprodukten sowie drei Prozent beim heterosexuellen Verkehr.

In den Vereinigten Staaten stieg zwischen 1981 und 1989 der Anteil der Fixer unter den neu Erkrankten von elf auf 23,2 Prozent – Tendenz: bedrohlich steigend. Zusammen mit den zusätzlichen 5,8 Prozent homosexueller Fixer stellen die Konsumenten von „Nadeldrogen“ somit fast ein Drittel der Immunschwäche-Kranken.

In Aids-Hochburgen sieht das Bild noch düsterer aus: John Watters von der „Urban Health Study“ in San Francisco berichtete dort auf der 6. Internationalen Aids-Konferenz im

Juni 1990, daß in dieser kalifornischen Stadt im Jahr 1986 rund 6,5 Prozent der heterosexuellen Drogen-User HIV-infiziert waren, ein Jahr später aber bereits etwa 13 Prozent.

Watters und eine Reihe anderer Aids-Experten glauben, die HIV-Übertragung per Nadel ließe sich deutlich reduzieren – wenn es gelänge, die Verwendung gebrauchter Spritzen zurückzudrängen. Die einfachste Methode, HIV-freie Injektionsbestecke zum Einsatz zu bringen, ist zugleich die umstrittenste: Die Ausgabe steriler Spritzen, argumentieren manche Politiker, vergrößere die Zahl der Drogenabhängigen. Obwohl Erfahrungen in Europa dagegen sprechen, lehnt die US-Regierung jegliches Programm zur Verteilung sauberer Nadeln ab. Einzig eine Informationskampagne, die Drogenabhängige zum Desinfizieren ihrer Bestecke ermutigen soll, wird aus dem amerikanischen Bundeshaushalt finanziert.

In San Francisco werden seit 1986 Desinfektionsmittel unter den heterosexuellen Fixern verteilt. Damit konnte der Anstieg der HIV-Infektionen gestoppt werden. Nach einer leichten

Zunahme im Jahr 1988, so Watters, sei 1989 der Infizierten-Anteil unter den Fixern sogar auf 11,4 Prozent zurückgegangen. Kenrad Nelson von der Johns Hopkins University in Baltimore fand bei einer Untersuchung von drogenabhängigen Diabetikern, die sich auch Insulin spritzen müssen, daß der freie Zugang zu sterilen Spritzen die Verbreitung von HIV aufhalte.

Kaum auszurechnen, was eine freie Vergabe von Kanülen und Spritzen-Körper – im Tausch gegen gebrauchte – allein in New York hätte verhindern können: Dort waren 1989 rund 60 Prozent der getesteten Drogenabhängigen HIV-positiv. In San Francisco haben Freiwillige im November 1988 einen derartigen „Nadeltausch“ begonnen, der trotz eines staatlichen Verbotes zum größten Projekt dieser Art in den USA avancierte: Im Mai 1990 gaben Fixer mehr als 16000 gebrauchte Kanülen zurück und erhielten saubere dafür.

Die Haltung der amerikanischen Regierung, die in ihrem Kampf gegen die Drogen die Aids-Connection nicht ernst genug zu nehmen scheint, ist

nur schwer verständlich: Eine sterile Spritze kostet wenig, der Aufwand allein für die klinische Versorgung eines Aids-Patienten verschlingt jedoch Zehntausende von Dollars; die Kosten der Behandlung aller Immunschwäche-Patienten in den USA zwischen 1986 und 1991 werden auf über 37 Milliarden Dollar geschätzt.

HIV-positive Fixer schlagen in den Aids-Statistiken indes auch indirekt zu Buche. Ein Großteil der infizierten Babys wird von drogenabhängigen Müttern zur Welt gebracht; in



Benützen mehrere User dieselbe Heroin-Spritze, besteht Aids-Infektionsgefahr

der Bundesrepublik stellen solche Säuglinge etwa ein Prozent aller HIV-Träger. Schlimmer noch dürfte sich die „Beschaffungsprostitution“ auf die Infektionsrate auswirken: Fixerinnen und Fixer, die sich das Geld für den Schuß auf dem Strich beschaffen, gefährden nicht nur ihre – fahrlässigen – Kunden, sondern auch deren andere Geschlechtspartner. Der Berliner Epidemiologe Josef Estermann geht sogar so

**Spritzentausch
in Zürich: kostenlos alle
Bestecke gegen neue**



weit, zu vermuten, daß „bis heute die heterosexuelle Bevölkerung ohne die Drogenabhängigen kaum in der Lage wäre, die Epidemie überhaupt aufrechtzuerhalten“.

Im Licht der neuen epidemiologischen Daten zeigt sich auch, daß die Methadon-Programme nicht nur bei der Bekämpfung der Sucht eine zunehmend wichtige Rolle spielen – sie können auch, wie deren Vertreter hoffen, die Ausbreitung von Aids hemmen. Methadon-Gegner kritisieren zwar, es würde nur die eine süchtigmachende Droge gegen eine andere eingetauscht, wobei auch ein Schwarzmarkt entstehen könnte. Aber: Methadon wird geschluckt und nicht gespritzt. Einer der gefährlichsten Aids-Übertragungswege könnte ausscheiden, wenn die

Methadon-Klienten auf den Konsum von Nadeldrogen verzichten.

Niemand darf allerdings hoffen, die Epidemie ließe sich durch das Austrocknen des Drogensumpfes noch ersticken. Ihre weitere Ausbreitung könnte jedoch, wie viele Experten einräumen, allein durch sterile Spritzen erheblich verlangsamt werden. Gerry Stimson, leitender Drogenexperte der Charing Cross und Westminster Medical School in London, forderte daher in San Francisco: „Statt die Drogen-User durch den Krieg gegen die Drogen an den Rand zu drängen, sollten wir sie in den Krieg gegen Aids einspannen.“

Jürgen Neffe

Heiße Spur im Hirn



Unter dem Titel „Wenn das Gehirn zerfällt“ hat GEO-Wissen Nr. 1/1987 „Gehirn – Gefühl – Gedanken“ über die Alzheimersche Krankheit berichtet. Dieses unheilbare Leiden hat allein in der Bundesrepublik einige hunderttausend Menschen befallen.

Bei der Suche nach der Ursache dieser „präsenilen Demenz“ haben die Wissenschaftler eine verwirrende Vielfalt von Hinweisen angehäuft. Eine der wichtigsten Spuren ist die Entdeckung, daß sich in den Gehirnen von Alzheimer-Patienten typische Ablagerungen – „Plaques“ – ansammeln, die auffällig viel Amyloid-Protein enthalten. Die neuen Erkenntnisse, die Forschergruppen aus Europa, Japan und den USA über diesen Eiweißstoff gewonnen, faßte Dennis Selkoe von der Harvard Medical School in Boston kürzlich im US-Fachblatt „Science“ zusammen:

● Wichtigster Eiweiß-Bestandteil der Plaques ist das Amyloid-Beta-Protein. Es wird von seinem sehr viel längeren Mut-

ter-Molekül „APP“ abgespalten. Das Bruchstück spielt eine wichtige Rolle in vielen verschiedenen Zellen – nicht nur Nervenzellen – in Mensch und Säugetieren.

Sowohl die Stelle, an der das Amyloid-Beta-Protein vom Hauptmolekül getrennt wird, als auch die Art des abgespaltenen Bruchstücks konnte nun genau bestimmt werden. Der Schnitt erfolgt vermutlich durch zwei Enzyme – und zwar offensichtlich dort, wo das APP-Molekül aus der Zellmembran ragt. Ein weiteres Teilstück von APP hat offenbar im normalen Stoffwechsel des Körpers wichtige Aufgaben: Es fördert das Zellwachstum und scheint eine Rolle sowohl bei der Blutgerinnung wie der Wundheilung zu spielen. Diese Funktionen könnten bei Alzheimer-Patienten gestört sein.

Die entscheidende Frage bleibt freilich unbeantwortet: Warum wird das abgespaltene Amyloid-Beta-Protein in den Gehirnen von Alzheimer-Patienten abgelagert und nicht – wie üblich – wieder in den Zellstoffwechsel zurückgeführt?

● Es gibt mehrere Pfade, auf denen die genetischen Information zum Bau des APP-Moleküls übertragen wird. Hier liegt womöglich des Rätsels Lösung, wie die Amyloid-Ablagerungen entstehen. Das APP-Gen befindet sich im menschlichen Erbgut auf dem Chromosom Nr. 21. Auffällige Parallele: Menschen mit Down-Syndrom („Mongolismus“) tragen ein solches Chromosom zuviel; auch in ihren Gehirnen sammeln sich jenseits von 35 Jahren die Amyloid-Plaques an. Schließlich ist die sehr seltene Erbkrankheit „Hirnbildung mit Amyloidose“, an der vier niederländische Familien leiden, ebenfalls eng mit dem APP-Gen gekoppelt.

Als wäre die Sache nicht schon kompliziert genug: Die Hinweise mehrten sich, daß auch das Immunsystem bei der Alzheimer-Entstehung eine Rolle spielt. Ist der Tod der Nervenzellen nur der „Nebeneffekt“ einer grundlegenden Stoffwechselstörung?

Günter Haaf

Saftige Erfolge



GEO-Wissen Nr. 2/1988 „Wasser – Leben – Umwelt“ berichtete über die faszinierenden Eigenschaften des „Elements Nr. 1“, über unsere Abhängigkeit von und unseren sorglosen Umgang mit der wichtigsten Lebensflüssigkeit.

Am 22. Juni 1990 wurde der neu geschaffene „Gerolsteiner Publizistikpreis: Wasser – Der Blaue Planet“ erstmals vergeben. Eine unabhängige Fachjury wählte aus über 80 journalistischen Arbeiten drei preiswürdige aus – darunter das GEO-Wissen-Heft „Wasser – Leben – Umwelt“. „Es soll Einsicht in die Notwendigkeit geweckt werden“, heißt es in der Ausschreibung des Preisstifters, eines großen Mineralwasser-Unternehmens, „daß Wasser mehr als bisher der Aufmerksamkeit und des Schutzes aller bedarf.“

Aufmerksam hat GEO-Wissen nicht nur seine Leser gemacht, sondern auch manchen Kollegen. Vor allem die Reportage „Eine Stadt entleert sich“ von Jürgen Neffe und Wolfgang Volz über das Hamburger Abwassernetz hat viele andere Medien angeregt, sich ebenfalls dieses Themas anzunehmen – mitunter in allzu enger Anlehnung an GEO-Wissen: Am 29. Juni 1990 verurteilte das Landgericht Hamburg den „top special“ Verlag GmbH,

● es zu unterlassen, den in der von ihm publizierten Zeitschrift „hobby“ Nr. 10/1989 abgedruckten Artikel „Kanalisation: Im Gedärm einer Großstadt“ zu „veröffentlichen/oder verbreiten zu lassen“, und

● an den Verlag Gruner + Jahr, bei dem GEO-Wissen erscheint, 5000 Mark zu zahlen. „top special“ muß zudem die Kosten des Rechtsstreits tragen.

Übersichten

Günter Amendt: „Sucht Profit Sucht“; Zweitausendeins, Frankfurt 1986. **Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung:** „Drogenberatung Wo?“, Köln 1990. **Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.):** „Jahrbuch 1990 zur Frage der Suchtgefahren“; Neuland, Hamburg 1989. **Thomas Geschwinde:** „Rauschdrogen. Marktformen und Wirkungsweisen“; Springer, Berlin/Heidelberg 1990. **Wolfgang Körner:** „Der neue Drogenreader“; Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1989. **Stephan Quensel:** „Mit Drogen leben. Erlaubtes und Verbotenes“; Campus, Frankfurt 1985. **Sebastian Scheerer, Irmgard Vogt (Hrsg.):** „Drogen und Drogenpolitik“; Campus, Frankfurt 1989. **Wolfgang Schmidbauer, Jürgen vom Scheidt:** „Handbuch der Rauschdrogen“; Nymphenburger, München 1988. **Ronald K. Siegel:** „Intoxication. Life in Pursuit of Artificial Paradise“; E.P. Dutton, New York 1989. **Karl-Ludwig Täscher:** „Therapie der Drogenabhängigkeit“; W. Kohlhammer, Stuttgart 1983. **Berndt Georg Thamm:** „Drogenfreigabe – Kapitulation oder Ausweg?“, Verlag Deutsche Polizeiliteratur, Hilden 1989.

Sucht-Ursachen

Wilhelm Feuerlein (Hrsg.): „Theorie der Sucht“; Springer, Berlin/Heidelberg 1986. **Wolfram Keup (Hrsg.):** „Biologie der Sucht“; Springer, Berlin/Heidelberg 1985. **K. P. Kisker, H. Lauter, J.-E. Meyer, C. Müller, E. Strömgen:** „Abhängigkeit und Sucht“; Springer, Berlin/Heidelberg 1989. **Dan J. Lettieri, Rainer Wetz (Hrsg.):** „Drogenabhängigkeit. Ursachen und Verlaufsformen“; Beltz, Weinheim 1983. **Charles F. Levinthal:** „Messengers of Paradise. Opiates and the Brain“; Anchor Press/Doubleday, New York 1988. **Solomon H. Snyder:** „Chemie der Psyche. Drogenwirkungen im Gehirn“; Spektrum der Wissenschaft, Heidelberg 1989.

Historie

Matthias Seefelder: „Opium. Eine Kulturgeschichte“; dtv, München 1990. **Harry Shapiro:** „Drugs & Rock'n'Roll. Rauschgift und Popmusik“; Hannibal, Wien 1989. **Gisela Völger, Karin von Welck:** „Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich“; Rowohlt, Reinbek 1982 (vergriffen).

Wirtschaft

Paolo Bernasconi: „Finanzunterwelt. Gegen Wirtschaftskriminalität und organisiertes Verbrechen“; Orell Füssli, Wiesbaden 1988. **Guy Gugliotta, Jeff Leen:** „Kings of Cocaine. Inside the Medellín Cartel“; Simon und Schuster, New York 1989. **Jean Ziegler:** „Die Schweiz wäscht weiß“; Piper, München 1990.

Drogenpflanzen

Brendan Lehan: „The Power of Plants“; McGraw-Hill Book Company, Maidenhead/England 1977 (vergriffen). **Lutz Roth, Max Daude-re:** „Kurt Kormann: „Giftpflanzen Pflanzengifte“; ecomed, München 1988. **Hans Schöpf:** „Zauberkräuter“; Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz 1986. **Richard E. Schultes, Albert Hofmann:** „Pflanzen der Götter. Die magischen Kräfte der Rausch- und Giftpflanzen“; Hallwag, Stuttgart 1987.

Alkohol

Ira J. Chasnoff (Hrsg.): „Drugs, Alcohol, Pregnancy and Parenting“; Kluwer Academic Publishers, Dordrecht/Niederlande 1989. **Wilhelm Feuerlein:** „Alkoholismus – Mißbrauch und Abhängigkeit. Entstehung, Folgen, Therapie“; Georg Thieme, Stuttgart 1989. **Ursula Lambrou:** „Familienerkrankung Alkoholismus. Im Sog der Abhän-

gigkeit“; Rowohlt, Reinbek 1990. **H. W. Schied, H. Heumann, K. Mayer (Hrsg.):** „Der chronische Alkoholismus. Grundlagen, Diagnostik, Therapie“; Gustav Fischer, Stuttgart 1989. **A. Werner:** „Wege weg vom Alkohol“; ECON, Düsseldorf 1990. **Horst Zocker:** „betrifft: Anonyme Alkoholiker. Selbsthilfe gegen die Sucht“; C.H. Beck, München 1989.

Medikamente

Arzneimittel-Verlags GmbH (Hrsg.): „Transparenz-Telegramm 1990/91. 10.000 Arzneimittel im Vergleich“; A.V.I., Berlin 1989. **Valerie Curran, Susan Golombok:** „Bunte Pillen – Adel! Ein Handbuch zum Tablettenzoo“; Orlanda Frauenverlag, Berlin 1988. **Andrea Ernst, Ingrid Füller:** „Schlucken und schweigen. Wie Arzneimittel Frauen zerstören können“; Kiepenheuer & Witsch, Köln 1988. **Cornelia Krause-Girh:** „Schein-Lösungen. Die Verschreibungspraxis von Psychopharmaka“; Psychiatrie-Verlag, Bonn 1989. **Ernst Mutschler:** „Arzneimittelwirkungen. Lehrbuch der Pharmakologie und Toxikologie“; Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1990.

Rauchen

Egon Caesar Conte Corti: „Geschichte des Rauchens. Die trockene Trunkenheit“; Insel, Frankfurt 1986. **Henner Hess:** „Rauchen. Geschichte, Geschäfte, Gefahren“; Campus, Frankfurt 1987.

Illegale Drogen

David Allen (Hrsg.): „The Cocaine Crisis“; Plenum Press, New York/London 1987. **Paul Eddy, Hugo Sahagol, Sara Walden:** „Der Kokainkrieg. Die Kolumbien-Miami-Connection“; Hannibal, Wien 1989. **Gerold und Holger Harfst:** „Die internationale Drogenszene“; Harfst, Würzburg 1990. **Johannes Hellebrand:** „Methadon. Chance oder Illusion? Der Einsatz von Methadon in der Drogen- und AIDS-Hilfe am Beispiel Nordrhein-Westfalens“; Forum Verlag Godesberg, Bonn 1989. **Harald Hans Körner:** „Betäubungsmittelgesetz“; C.H. Beck, München 1990. **Arman Sahihi:** „Designer-Drogen. Die neue Gefahr“; Beltz, Weinheim 1989. **Josh v. Soer, Marianne Wolny-Follath:** „H wie Heroin. Betroffene erzählen ihr Leben“; Rasch und Röhring, Hamburg 1990. **Nannette Stone, Marlene Fromme, Daniel Kagan:** „Leistungsdroge Kokain. Szenen-Report und Ausstiegshilfen“; Beltz, Weinheim 1990.

Sucht ohne Stoff

Werner Gross: „Sucht ohne Drogen. Arbeiten, Spielen, Essen, Lieben...“; Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1990.



Fotovermerke nach Seiten. Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Peter Maltz

Seite 3: Vera Hülsmann

Seite 4: Ken Sakamoto/Black Star: o.; Stephan Elleringmann: m.o. und u.; Peter Arnold, Inc.: m.u.

Seite 5: Hans Joachim Ellerbrock & Gerd Schaff/Bilderberg: o.; Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem/Jürgen Liepe: m.o.; Gustavo Gilabert/JB Pictures: m.u.; Thomas Stephan/Fotoarchiv: u.

FLUCHT NACH NIGERDWO
WillMcIntyre/Photo Researchers, Inc. 6/7 o.; Phillip Hayson/Photo Researchers, Inc.: 6/7 m.; Hans Joachim Ellerbrock & Gerd Schaff/Bilderberg: 6/7 u.; Hans Made/Bilderberg: 8/9; Christopher Pillitz/Impact Photos: 10/11; Gianfranco Gorgoni/Contact/Focus: 12/13; José Azel/Contact/Focus: 14 l.o., 16 u., 20/21; Andrew Holbroke/Black Star: 14 r.o.; Donna Serrato/Black Star: 14 m.o.; Maria Maréchaux: 14 r.m.; Loren McIntyre: 14 l.u.; David Hiser/Photographers'Aspen: 14 r.u.; Victor Englebert © Time-Life Books B.V., from the Peoples of the Wild series: 14/15; Fred Prase: 16/17; Joseph Lawton/Dot/Focus: 18/19

DER TRINKER IN UNS
Stephan Elleringmann: 26-30; 32, 34-38; Hans Joachim Ellerbrock & Gerd Schaff/Bilderberg: 31, 33, 39-41

HIGH NOON IM HIRN
Brookhaven National Laboratory: 44 o.; Hank Morgan/Rainbow: 44 u.; Dr. J. F. McGinty/Peter Arnold, Inc.: 45; „Roche Magazin“ Nr. 34, Urs Schachenmann/F. Hoffmann-La Roche AG: 48 o.; Jean-Philippe Varin/Jacana: 48 u.; Peter Ginter: 49

DIE VERORDNETE DROGE
Stephan Elleringmann: 50-60

DER KITZEL IM KOPF
Alain Emoult: 64/65, 72/73; Ulli Seer/Look: 66 o., 67 u.; Peter Menzel: 66 u.; Robert Nicod/Sipa Sport: 67 o.; Preau/Philippot/Sygma: 68 o.; Ph. Poulet/Sygma: 68 u.; Ace Kvale: 68/69; Didier Givolis/Vandystadt/Focus: 70; amw Pressedienst: 71

DIE LUST, DIE NICHT MEHR WEICHEN WILL
Hans Joachim Ellerbrock & Gerd Schaff/Bilderberg: 74-79

FINSTERE AUSSICHTEN DURCH DEN BLAUEN DUNST
Lennart Nilsson/Bonnier Fakta: 81 o., 82, 84, 86, 87; Pata/Sipa-Press: 80/81 u.; Lennart Nilsson © Boehringer Ingelheim/Dr. Karl Thomae GmbH: 83, 85

FÜR TRÄUME IST MANCH KRAUT GEWACHSEN
Michel Viard/Jacana: 92; Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem/Jürgen Liepe: 93, 94, 95 r., 96 r., 98; W. H. Hodges/Peter Arnold, Inc.: 95 l.o.; J. P. Champroux/Jacana: 95 l.u.; Frithjof Skibbe/Silvestris: 97 l.o.; N. G. Blake/Bruce Coleman Ltd.: 97 l.u.; Walter Rohdich/Okapia: 99 l.; Scala/Offizi, Florenz: 99 r.

ALS WÄR'S EIN STÜCK VON UNS
Archiv für Kunst und Geschichte: 100 o.; Mary Evans Picture Library: 100 u., 105 u.; Scala/Galleria degli Uffizi, Florenz: 100/101 o.; Ulfstein Bilderdienst: 101 r.o., 102/103, 104, 105 r.m.; Loren McIntyre: 101 m., 107 r.u.; EMB-Archiv, Luzern/Werner Forman Archive: 101 l.u.; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 101 r.u.; Bridgeman-Giraudon: 102 l.m.; Philip Jones-Griffiths/Magnum/Focus: 102 r.m.; The Granger Collection: 102 u., 103, 108 r.u.; M. Anikst, Moskau: 105 o.; Thomas Ernsting/Bilderberg: 105 l.m.; Frédéric Paris: 106/107 o.; Pascal Maréchaux: 106 u.; Kai Müller/Woodfin Camp/Focus: 107 r.o.; Cornelius Meffert/Stern: 107 m.; Claudia Andujar/Photo Researchers, Inc.: 107 l.u.; Deutsches Institut für Filmkunde: 108/109 o.; Bettmann, New York: 108 l.u.; aus E.T.A.

Hoffmann „Die Elxiere des Teufels“/Theodor Hosemann: 109 r.o.; Al Freni: 109 u.

VOR DER GEBURT SCHON AN DER FLASCHE
Renate von Forster/Bilderberg: 110-117 außer James Kamp/Black Star: 114

WEISSER DÄMON AUS GRÜNER HÖLLE
José Azel/Contact/Focus: 120 o., 121, 124, 125; Yves Gellie/Odyssey/Focus: 120 u.; James M. Skinner/Black Star: 122/123 o.; Sipa Press: 122 l.; Larry Reider/Sipa Press: 122 r.

DIE TEUFEL IM DETAIL
Wolfgang Volz/Bilderberg: 134-140

SO KURZ IM LEBEN, SO NAH AM TOD
Thomas Ernsting/Bilderberg: 142-151

CLEAN DURCH ZUCHT UND ORDNUNG
Thomas Stephan/Fotoarchiv: 154-163

DROGENKÜNSTLER
Photographie Brassai © G. Brassai: 166 l.; Musée National d'Art Moderne © VG Bild-Kunst, Bonn 1990: 166 r., 166/167; Calle Hesse/For: 168/169; „Opium“, S. Fischer Verlag, Band 9210 © VG Bild-Kunst, Bonn 1990: 170; Cecil Beaton Photograph courtesy of Sotheby's London: 171; Shelly Rusten/Black Star: 172/173; Fondation Pierre Gianadda, Martigny: 174; Solomon R. Guggenheim Museum, New York, Gift, Solomon R. Guggenheim, 1937 Photograph by David Heald: 175

ENZYKLOPÄDIE DER IGNORANZ
Fotostellor C. Lange-Hahn: 178; dpa: 179

GLOSSAR
dfr: 180 o.; C. CNR/Phototake: 180 m.; James Prince/Photo Researchers, Inc.: 180 l.u.; Layer/Silvestris: 180 r.u.; Chiasson/Gamma-Liaison: 181 o.; Fred Prase: 181 u.; Charlie Steiner/JB Pictures: 182 l.o.; Joseph Rodriguez/Black Star: 182 r.o.; José Azel/Contact/Focus: 182 m.; Michael Lange/Visum: 182 u.; Dr. Michael J. Kuhar/NIDA, Baltimore: 183 l.o.; Claus Hansmann: 183 r.o., 188 o.; Georg Fischer/Bilderberg: 183 u.; Mary Evans Picture Library: 184 o.; Stephen Shames/Visions: 184 l.u.; Mooshake-Greenberg/Peter Arnold, Inc.: 184 r.o.; Koni Nordmann/Contact/Focus: 185 u.; Peter Arnold, Inc.: 184/185 m.; Gaillard-Jerriac/Translobe Agency: 185 u.; Mike Greeniar/Picture Group/Focus: 186; Mary Evans Picture Library/Photo Researchers, Inc.: 187 o.; Steven Rubin/JB Pictures: 186/187 u.; Susana Valadez: 187 r.u.; Hans-Jürgen Burkhard/Bilderberg: 188 u.; Stephan Elleringmann: 189; IVB-Report/Holger Everling: 190 u.; Thomas Hegenbart/Focus: 190/191 o.; Steve Starr/Picture Group: 191 u.

ES STAND IN GEO-WISSEN
Thomas Ernsting/Bilderberg: 194 u.; Romano Cagnoni/Black Star: 194/195 o.

VORSCHAU
Seite 197: Ben Osborne: o.; Stuart Franklin/Magnum: l.u. und r.u.; Ulrich Baatz: m.u.

ZEICHNUNGEN/ILLUSTRATIONEN
Monica Polasz: 3, 91, 153, 193; Barbara Michael: 42/43, 47, 49; Vera Hülsmann: 51-60; Holger Everling/GEO Grafik: 62/63, 88, 189 u.; Detlef Maiwald/Studio für Landkartentechnik/Günther Edelmann/GEO Grafik: 128/129; Luis Murschelt: 130, 133; Vladimir Rénin: 177, 178; Robert Neubecker: 189 o.; Papan „Schwamm drüber“ © Fackeltträger Verlag: 195

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
© GEO 1990, Verlag Gruner & Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
Einem Teil der Auflage liegen Prospekte für Time Life und Gruner & Jahr AG & Cobei.

POLARFORSCHUNG

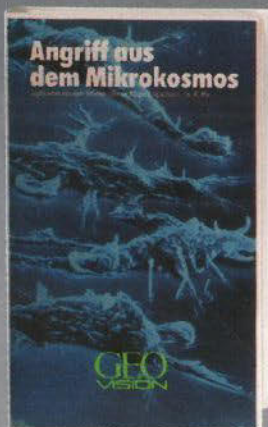


Arktis und Antarktis waren bis vor wenigen Jahrzehnten unzugängliches Niemandsland. Jetzt rücken sie ins Zentrum des politischen Interesses. So wie zuvor Alaska und Sibirien wird nun auch das Südpolargebiet wirtschaftlich interessant. Einige Staaten erheben nach wie vor territoriale Ansprüche. Der Konflikt, mit dem Antarktisvertrag zunächst auf

Eis gelegt, könnte 1991 erneut aufflammen: Im nächsten Jahr ist das Abkommen erstmals zu revidieren. Auch die umweltpolitische Brisanz der Polargebiete wächst: Dünnere Ozonschicht über dem Südpol, schmutzige Luft über dem Nordpol und die Erwärmung durch den Treibhauseffekt bedrohen die letzten rein gebliebenen Regionen der Erde

Winzig zwischen Eisbergen wirkt das Schiff einer privaten Antarktis-Expedition. Doch menschliches Handeln bedroht sogar die Polargebiete – sei es durch wissenschaftliche Exkursionen, Luftschadstoffe oder die Ausbeutung der Eismeer-Tierwelt (unten: »Greenpeace« in der Antarktis, Ballonstart in Nordnorwegen, Pinguine vor den Resten einer Anlage zur Gewinnung von Tran auf Macquarie Island)

GEO sehen und hören



Angriff aus dem Mikrokosmos Jagdszenen aus dem Inneren unseres Körpers. Weiße Blutkörperchen liefern sich erbitterte Abwehrschlachten mit Bakterien und Viren. Dieses GEO-Video zeigt das raffinierte Verteidigungssystem des Körpers und das phantastische Gedächtnis des Immunsystems. Volker Arzt stellt schwierige, aber hochinteressante Sachverhalte anschaulich und verständlich dar. Dabei entlarvt er die hinterhältigen Tricks der Krankheitserreger. Spieldauer: ca. 45 Min. Ein Film von Volker Arzt, DM 49,80

Die Geburt der Materie

Auf der Suche nach dem Urknall

In unterirdischen Großexperimenten versuchen Physiker, den Urknall und das Schicksal des Universums zu ergründen. Mit aufwendigem Instrumentarium wollen sie den Zerfall eines Protons, den „kleinsten Knall“, erspähen – feststellen, ob Materie eine begrenzte „Lebensdauer“ hat, also schließlich zerfällt, oder aber, ob sie ewig ist. Vom Ergebnis dieser abenteuerlichen Experimente hängt die Gültigkeit unseres physikalischen Weltbildes ab. Spieldauer: ca. 40 Min. Ein Film von Volker Arzt, DM 49,80



Rückkehr der Seuchen?

Invasion der unheimlichen Art

Große Geißeln der Menschheit, wie Pocken, Pest und Cholera gelten als besiegt. Doch schon holen Aids und jüngst auch wieder Malaria zum Gegenschlag aus. In diesem Video setzt Volker Arzt das spannende Thema „Immunsystem“ fort. Durch die zunehmende Resistenz der Erreger wird die Suche nach neuen, wirksamen Medikamenten immer dringlicher. Spieldauer: ca. 45 Min. Ein Film von Volker Arzt, DM 49,80



**GEO
VISION**

Abrufkarte auf Seite 131